Otto Ammon

# Die Gesellschafts-ordnung

STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY

LPA-A71D

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

*Gift of*

*H. R. MacMillan*

Die

# Gesellschaftsordnung

## und ihre natürlichen Grundlagen.

---

Entwurf einer Sozial-Anthropologie
zum Gebrauch für alle Gebildeten,
die sich mit sozialen Fragen befassen,

von

Otto Ammon.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Mit 6 Figuren im Text.

Verlag von Gustav Fischer in Jena
1900.

Alle Rechte vorbehalten.

# Vorwort.

Dieſes Buch hatte ſich bei ſeinem erſten und zweiten Erſcheinen in den Jahren 1895 und 1896 einer günſtigen Beurteilung ſeitens der Kritik zu erfreuen. Faſt allgemein wurde anerkannt, daß der Verfaſſer nicht ohne Nutzen verſucht habe, neue Wege einzuſchlagen und auf denſelben die Grundlagen unſeres Geſellſchaftslebens zu erforſchen. Freilich fehlte es nicht ganz an Stimmen, welche die ihnen unbequemen Ergebniſſe mühevoller Unterſuchungen mit Spott und Hohn abthun zu können glaubten. Derartige Dinge muß Jeder, namentlich jeder Deutſche, der in die Oeffentlichkeit tritt, als etwas Unvermeidliches hinnehmen und ſich damit tröſten, daß das Ausland meiſtens wohlwollender und ſachlicher urteilt als die eigenen Landsleute. Die größte Genugthuung für den Verfaſſer liegt darin, daß ſeine Gedanken als ein Sauerteig wirken, und dies iſt hier der Fall geweſen. Es giebt wohl kein Kulturland in der Welt, in dem meine Anſchauungsweiſe nicht erörtert worden wäre, und eine umfangreiche Litteratur hierüber iſt bereits erwachſen. Viele Forſcher haben reiches Material zur Beleuchtung meiner Methode herbeigeſchafft, was ſehr dankenswert iſt. Einige Kapitel des Buches wurden von Herrn Carlos C. Closſon (Glendale, Californien) ins Engliſche überſetzt und in der Chicagoer Zeitſchrift „The Journal of Political Economy“, Märzheft von 1899, unter dem Titel: „Some social Applications of the Doctrine of Probability“ veröffentlicht. Eine franzöſiſche Ueberſetzung des ganzen Buches wurde von Herrn Prof. H. Muffang (St. Brieuc, Bretagne) ausgearbeitet und iſt unter dem Titel: „L'Ordre social et ses bases naturelles“ im Anfang dieſes Jahres in Paris erſchienen. In Deutſchland iſt die 2., verſtärkte Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit vergriffen worden und ein Neudruck notwendig gefallen.

Demnach könnte ich mit den erzielten Erfolgen zufrieden ſein, wenn es mir nur darum zu thun geweſen wäre. Doch iſt mir bisher ein Wunſch, und zwar gerade der, welcher mir

am meisten am Herzen lag, nicht genügend in Erfüllung gegangen, nämlich daß mein Buch in den breitesten Schichten des gebildeten Bürgertums gelesen werden und wirken sollte. Ich hatte gehofft, es werde zu einem Handbuch und Wegweiser für unseren Mittelstand werden, aber es scheint, daß der herabgesetzte Preis der 2. Auflage immer noch zu hoch war. Denn der Deutsche giebt nicht viel Geld für Bücher aus, und wenn eine neue Erscheinung in viele Hände kommen soll, so muß sie vor allem billig sein. Mit Freude habe ich daher dem Vorschlag des Herrn Verlegers zugestimmt, die 3. Auflage noch stärker zu drucken und den Preis so weit wie möglich herabzusetzen. So wird nun eine neue, umgearbeitete Ausgabe für 2 Mk. angeboten, und ich darf mich der angenehmen Erwartung hingeben, daß der Ausbreitung meiner Anschauungen kein äußeres Hinderniß von Erheblichkeit mehr entgegenstehe.

In dieser Ausgabe haben die Ergebnisse neuerer statistischer Erhebungen verwertet werden können, so der Berufszählung von 1895, die beim Abschluß der 2. Auflage noch nicht veröffentlicht waren, und der sächsischen Einkommenstatistik bis zum Jahr 1898. Die neueren Thatsachen haben durchweg das bestätigt, was ich vorher als Vermutung ausgesprochen hatte, ja, die Erwartung teilweise übertroffen. Um das Buch nicht weiter auszudehnen, mußten einige Absätze gestrichen bezw. zusammengezogen werden. Dies konnte ziemlich leicht geschehen, denn manches, was beim Erscheinen der früheren Ausgaben noch strittig war, ist heute bereits in meinem Sinne entschieden und bedarf keiner langen Begründungen mehr. Es ist jedoch nichts wesentliches der früheren Ausgaben weggeblieben. Das Buch hat in seiner jetzigen etwas knapperen Form entschieden gewonnen.

So möge es denn hinausgehen und in unserem Bürgerstande Mut und Selbstvertrauen stärken! Möge es helfen, meine Landsleute immer stolzer darauf zu machen, daß sie Deutsche sind!

Karlsruhe im Mai 1900.

Otto Ammon.

# Inhalt.


I. Teil. Seite

Naturwissenschaftliche Theorie der Gesellschaftsordnung.

1. Einleitung . . . . . 1
2. Entwickelungslehre (Darwinismus) . . . . . 3
3. Vererbung und Variabilität . . . . . 5
4. Der Kampf ums Dasein und die natürliche Auslese . . 9
5. Vereinzeltes Leben und gesellschaftliches Leben . . . . 14
6. Familienleben und Gesellschaftsleben . . . . . 16
7. Unterste Stufe des Gesellschaftslebens bei den Wirbeltieren 18
8. Zweite Stufe des Gesellschaftslebens . . . . . 21
9. Dritte Stufe: das Gesellschaftsleben des Menschen . . . 25
10. Die nutzbringendste Gestaltung der Gesellschaft . . . . 29
11. Falsche Ideale des Gesellschaftslebens . . . . . 31
12. Die „soziale Frage" . . . . . 33
13. Gesellschaftsmechanismen zur natürlichen Auslese der Individuen . . . . . 35
14. Kritik der Leistungen der Auslese-Mechanismen . . . . 41
15. Die Seelenanlagen des Menschen . . . . . 44
16. Einige Sätze aus der Kombinationslehre . . . . . 50
17. Anwendung der Kombinationslehre auf die Seelenanlagen nach Galton . . . . . 55
18. Weitere Folgerungen aus Galtons Häufigkeits-Kurve . . 63
19. Die Bedeutung der Ständebildung für das Gesellschaftsleben 65
20. Die Einschränkung der Panmixie und die natürliche Züchtung durch die Ständebildung . . . . . 66
21. Die Erblichkeit des Genies und Talentes . . . . . 71
22. Die geschlechtliche Zuchtwahl und der Mensch . . . . . 75
23. Die Ständebildung und die Erziehung . . . . . 78
24. Die gesteigerte Lebenshaltung der höheren Stände . . . 84
25. Die Ständebildung als Sporn des Wettbewerbs . . . 94
26. Zur Statistik der Einkommen . . . . . 99

Seite
27. Zur Geschichte und Anthropologie der Ständebildung . . 105
28. Der Bevölkerungsstrom vom Lande und die Erneuerung der Stadtbevölkerungen . . . . . 115
29. Das Aussterben der höheren Stände insbesondere . . . 123
30. Rückblick auf die bisher gewonnenen Ergebnisse . . . . 133

II. Teil.

Nutzanwendungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaftstheorie.

31. Die Reformbedürftigkeit der Gesellschaftsordnung . . . . 142
32. Allgemeine Gesichtspunkte zur Beurteilung sozialer Reformen 144
33. Das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht . . . . 146
34. Parlamentarismus und Konstitutionalismus . . . . . 151
35. Das Heer . . . . . 153
36. Die Arbeiterklasse und die nationale Verteidigung . . . 161
37. Der Krieg und die natürliche Auslese . . . . . 164
38. Das Beamtentum . . . . . 167
39. Karl Marx und der „Kapitalismus" . . . . . 173
40. Großbetrieb und Handwerk . . . . . 194
41. Maschinen und Arbeiter . . . . . 201
42. Lebensnotdurft und Lebenshaltung . . . . . 209
43. Malthus und die Uebervölkerung . . . . . 224
44. Kritik einiger sozialer Reformen . . . . . 238
45. Großgrundbesitzer und Bauern . . . . . 250
46. Schul-Reformen . . . . . 261
47. Unsere Nachbarn und unsere Wettbewerber . . . . . 268
48. Die Gefahr der Sozialdemokratie . . . . . 276
49. Die Sozialaristokratie, ihre Pflichten und ihre Rechte . . 280
50. Zusammenfassung und Schluß . . . . . 286
Personen- und Sachregister . . . . . 299

# I. Teil.

## Naturwissenschaftliche Theorie der Gesellschaftsordnung.

### 1. Einleitung.

Die wunderbare Ordnung des Gesellschaftslebens, ihre Ursachen und Gesetze kennen zu lernen, ist ein begreifliches Bestreben des denkenden Menschen. Bisher ist die Gesellschaftswissenschaft (Sociologie) fast ausschließlich von wirtschaftlichen Thatsachen ausgegangen und dadurch häufig zu einseitigen oder ganz unbegründeten Schlüssen geführt worden. Sie hat gezeigt, wie der Handarbeiter nur einen geringen Lohn zu verzehren hat und ein bescheidenes Dasein führt, während der Unternehmer vielleicht im Ueberfluß lebt, jedenfalls mehr Luxusbedürfnisse befriedigen kann, als der Arbeiter. Dann giebt es noch eine Klasse von Menschen, die eine Kapital- oder Grundrente zu verzehren haben und gar nichts zu thun brauchen, wenn sie nicht wollen. Die Betrachtung des rein wirtschaftlichen Zusammenhanges hat mehrfach zu der Auffassung geführt, daß der Arbeitslohn das Einkommen sei, das auf die redlichste Weise erworben werde und darum die größte innere Berechtigung habe. Von dem Unternehmergewinn wurde vermutet, daß er von einer Uebervorteilung der Arbeiter durch die Entziehung des sogenannten Mehrwertes herrühre. Eine noch geringere Berechtigung wurde dem Renteneinkommen zuerkannt, und der Nutznießer eines solchen erschien in der Rolle eines ganz überflüssigen Gesellschaftsmitgliedes, für das der Name Drohne eigentlich noch zu schmeichelhaft war, denn während der Unternehmer immer noch eine gewisse Thätigkeit entfaltet, thut der Rentenempfänger nach dieser Vorstellung gar nichts.

Wäre die Abstufung der Wertschätzung richtig, so würde man zu dem Schlusse kommen, daß ein Mann, der sich in uneigennütziger Weise dem öffentlichen Wohle widmet und von einer Kapitalrente lebt, weniger Daseinsberechtigung hätte als ein industrieller Unternehmer, der seine ganze Kraft und Energie auf die Vermehrung seines Vermögens richtet; dieser Unternehmer, der immerhin zahlreichen Arbeitern steigenden Verdienst gewährt, eine geringere Daseinsberechtigung als der letzte seiner Arbeiter, der seinen Lohn verdient und verzehrt, ohne sonst irgend etwas auf der Welt zu thun. Daß das nicht richtig sein kann, fühlt ein jeder, und man hat sich bemüht, Gründe für die bestehenden Unterschiede des Einkommens aufzufinden. Man hat diese aber wieder nur auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens gesucht, und das Ergebnis konnte darum kein befriedigendes sein. Man hat von der Notwendigkeit der Arbeitsteilung gesprochen, von der Notwendigkeit der Bildung größerer Kapitalien, von der überlegenen technischen und kaufmännischen Bildung der Unternehmer u. dergl.; aber alles dies löst die Frage nicht: warum soll denn gerade ich am Ambos stehen und der andere Unternehmer sein? Warum ist es mir nicht gelungen, größere Kapitalien zu sammeln und die erforderliche Bildung zu erwerben, wohl aber jenem? Durch solche einseitige Theorien wird der Glaube verbreitet, daß die bestehende Gesellschaftsordnung die schreiendsten Ungerechtigkeiten enthalte. Die Leute in bescheidenen Stellungen werden unzufrieden gemacht, denn jeder Einzelne von ihnen könnte ja mit Leichtigkeit einen höheren Posten bekleiden, und die Besitzenden müssen ein böses Gewissen bekommen, als ob sie ihren ärmeren Mitmenschen etwas weggenommen hätten, was sie unter Verzicht auf ihre bevorzugte Stellung nicht schnell genug zurückerstatten könnten. Die Folge ist übermäßige Begehrlichkeit von unten, verhängnisvolle Schwäche von oben, was beides zur Lockerung des Gesellschaftslebens beiträgt.

Der Fehler liegt darin, daß man eben nur die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen zu einander in Betracht gezogen hat. Die Gesellschaft beruht aber nicht auf diesen allein, wie schon durch das Bestehen von gesellschaftlichem Leben in der Tierwelt erwiesen wird. Der Mensch ist auch nicht bloß Gütererzeuger und Güterverzehrer, sondern er ist vor allem ein natürliches Wesen, ausgestattet mit bestimmten angeborenen Seelenanlagen, ohne die sein eigenes Leben und das Gesellschaftsleben undenkbar wären. Und diese Anlagen sind

nicht bei allen Menschen gleich, sondern sie sind außerordentlich verschieden, sodaß einer in einer Stellung vorwärts kommt, wo der andere sich nicht zu halten vermag, und diese natürliche Ungleichheit kann auch durch die sorgfältigste Erziehung nicht beseitigt werden. Ein sehr bedeutsamer Umstand ist endlich der, daß das Menschengeschlecht nicht ewig unveränderlich bleibt, sondern sich auf dem natürlichen Wege beständig erneuert. Die Alten sterben und ihre Kinder rücken in die Gesellschaft ein, und zwar unter äußeren Umständen, die ebenfalls einer unaufhörlichen Umgestaltung unterworfen sind. Von den Nachrückenden sucht sich jeder seinen Platz in der Gesellschaft nach Maßgabe seiner besonderen Fähigkeiten, und was vielleicht das allerbedeutsamste ist, diese Fähigkeiten sind bis zu einem gewissen Grade erblich. So sehen wir die Gesellschaft nicht als ein starres Gegebenes, sondern als eine Stufe der Entwickelung vor uns, die hauptsächlich durch die Naturgesetze der Fortpflanzung, der Vererbung, der Ungleichheit der Anlagen, nebenbei auch durch äußere Umstände, wie Erziehung, wirtschaftliche Verhältnisse, besondere Glücksfälle u. s. w. bedingt wird.

Um eine richtige Vorstellung von dem menschlichen Gesellschaftsleben zu bekommen, müssen wir zuerst dessen natürliche Grundlagen untersuchen, und zwar, da es sich um ein beständiges Werden und Vergehen handelt, haben wir von der sogenannten Entwickelungstheorie auszugehen, die bei ihrem Auftauchen von vielen Seiten heftig bekämpft wurde, jetzt aber von den Naturforschern ziemlich allgemein angenommen ist.

## 2. Entwickelungslehre (Darwinismus).

Die ältere Schule der Naturforscher nahm an, daß die Erdoberfläche von Zeit zu Zeit plötzliche und tiefgehende Umwälzungen erlitten habe, die alles pflanzliche und thierische Leben ertöteten, und daß dann eine Neuschöpfung eingetreten sei. Schon vor Darwin begann man die geologischen Verhältnisse, die den Anlaß zu jener Auffassung gegeben hatten, mit anderen Augen anzusehen. Die Umwälzungen, die den Meeresboden in Festland verwandelten und altes Festland unter die Meeresfläche versinken ließen, vollzogen sich sehr oft ganz allmählich und immer nur in örtlichen Grenzen; niemals wurde das ganze Leben auf der Erde ausgetilgt. Alle Lebewesen bilden eine zusammenhängende Kette der Entwickelung, die von einfacheren Arten zu verwickelteren und im allgemeinen zu höherer Vollkommenheit geführt hat. Es giebt jedoch auch

Ausnahmen, rückschrittliche Entwickelungen, und man muß sich sehr hüten, den Fortschritt als ein von der Natur Gegebenes, Selbstverständliches anzusehen, denn dies wäre ein naturwissenschaftlicher Aberglaube. Sehr oft sogar ist ein Rückschritt die Bedingung der Erhaltung einer Art, und manche Arten haben lange Entwickelungsreihen nach rückwärts durchzumachen gehabt, um sich an veränderte Lebensbedingungen anzupassen.

Man kannte nur nicht die treibenden Kräfte, die an der Anpassung und Entwickelung beteiligt waren, bis Darwin (1859) und Wallace sie aufzeigten. Die Ausbildung der neuen Theorie ist hauptsächlich durch den ersteren geschehen, weshalb man die Entwickelungslehre auch als Darwinismus bezeichnet. Die Hauptsätze sind in kurzer Fassung die folgenden:

1) In jeder Art übertragen die Eltern ihre Formen und Eigenschaften in allem Wesentlichen und in vielen Einzelheiten außerordentlich treu auf ihre Nachkommen. — Vererbung.
2) Bei der Vererbung kommen trotz der in den meisten Stücken treuen Wiedergabe elterlicher Formen und Eigenschaften doch immer kleine Abweichungen in manchen Einzelheiten vor. — Variabilität (Veränderlichkeit).
3) Sämtliche Individuen einer Art treten miteinander in Wettbewerb um den Besitz der vorhandenen Nahrungsmittel. — Kampf ums Dasein.
4) Im Kampf ums Dasein haben die kräftigsten und ihren Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen mehr Aussicht, erhalten zu werden und ihre Eigentümlichkeiten fortzupflanzen, als die schwächeren und minder gut angepaßten, die somit unter gegebenen Verhältnissen aussterben. — Natürliche Auslese, bezw. natürliche Züchtung oder Zuchtwahl.
5) Die infolge der Variabilität (Ziffer 2) auftretenden, für die Erhaltung der Individuen vorteilhaften Formen und Eigenschaften werden durch die natürliche Auslese weiter verbreitet, die ungünstigen werden ausgemerzt. Durch die von Geschlecht zu Geschlecht erfolgende Steigerung des Betrages vorteilhafter Abweichungen vom ursprünglichen Typus können neue Varietäten und Arten entstehen. — Abstammungslehre.

Ziffer 5 setzt stillschweigend voraus, es sei die Fruchtbarkeit der Art so groß, daß die Austilgung mißratener Individuen keine Gefährdung des Artbestandes herbeiführt. Diese Voraussetzung trifft bei den meisten Arten zu. Die natürliche

Vermehrung ist in der Regel weit stärker, als zur Erhaltung der Art notwendig wäre. Die Zahl der lebenden Individuen wird in diesem Falle nur durch die vorhandenen Futtermittel eingeschränkt, und bei gleichbleibender Nahrungsproduktion müssen jährlich ebensoviele Individuen sterben, als geboren werden. Aendern sich jedoch die äußeren Lebensbedingungen (Klima, Nahrungsmenge, Feinde) zu Ungunsten einer Art, so kann es geschehen, daß die Anpassung durch natürliche Auslese nicht rasch genug zu folgen vermag und die fragliche Art allmählich ausstirbt.

Der 5. Satz ist vielfach angefochten worden, indem man in Zweifel zog, daß die Abweichungen von einem bestimmten Typus sich infolge der natürlichen Auslese bis zur Entstehung einer neuen Art steigern können. Wir brauchen glücklicherweise auf den Austrag dieses Streites nicht zu warten. Ich habe den Satz 5 nur angeführt, um eine vollständige Uebersicht der Darwinschen Theorie zu geben; für unsere gegenwärtige sozial-anthropologische Untersuchung ist Ziffer 5 bedeutungslos. Auf diese Ziffer werde ich mich nicht zu berufen haben und meine Anschauungen lediglich auf die vier ersten Sätze gründen. Diese lassen sich in zwei Gruppen vereinigen: 1. und 2., Vererbung und Variabilität gehören zusammen, ebenso 3. und 4., Kampf ums Dasein und natürliche Auslese. Beide Gruppen sind nunmehr etwas näher zu betrachten.

## 3. Vererbung und Variabilität.

Die Darwinschen Sätze 1 und 2 enthalten nichts, als bekannte und anerkannte Thatsachen; jedermann, auch der Laie weiß, daß die Kinder im allgemeinen den Typus der Eltern wiederholen, daß jedoch kleine Abweichungen vorkommen. Vererbung und Variabilität werden immer zusammen beobachtet. Die Treue der Vererbung würde sich noch auffallender geltend machen, wenn die Beobachtung nicht durch die bei allen höheren Arten bestehende zweigeschlechtliche Fortpflanzung erschwert wäre. (Nur bei niedern Tieren kommt eingeschlechtliche oder sog. Jungfernzeugung vor.) Denn da die beiden Eltern sich niemals vollkommen gleichen, kann nicht erwartet werden, daß das Kind genau den Typus des einen oder des anderen wiedergeben soll. Weismann hat darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die zweigeschlechtliche Fortpflanzung eine äußerst wichtige Rolle bei der Entstehung neuer Kombinationen von Anlagen spielt, daß sie also eine Hauptursache der indivi-

duellen Variationen ist, mit denen die natürliche Auslese arbeitet. Um dies klar zu legen, müßte hier eine ausführliche Theorie der Vererbung gegeben werden, was jedoch zu weit führen würde. Es genügt, diejenigen Ergebnisse namhaft zu machen, die für unseren Zweck wesentlich in Betracht kommen; der Leser, welcher eine gründlichere Kenntnis anstrebt, muß auf die Quellschriften verwiesen werden.

Vater und Mutter zusammen erzeugen das neue Wesen. Die Vorgänge bei der Befruchtung lassen denn auch erkennen, daß die Zeugungsstoffe (Keimplasma) beider Eltern sich durch einen verwickelten Vorgang halbieren (Reduktionsteilung), und daß je eine Hälfte vom Vater und eine Hälfte von der Mutter sich miteinander verschmelzen, worauf die Entwickelung des neuen Wesens beginnt. Daraus folgt aber noch nicht, daß jedes der Eltern genau die Hälfte seiner Anlagen auf das Kind übertrage, denn die Reduktionsteilung schafft nicht notwendig wesensgleiche Hälften, und auch die gebundene Energie, sozusagen die lebendige Kraft der elterlichen Hälften, kann verschieden sein. Dabei können sich die Anlagen der Eltern in der mannigfachsten Weise verschränken oder mischen.

Ein Kind kann in der körperlichen Erscheinung dem Vater gleichen und dabei die Seelenanlagen der Mutter besitzen; ja, es können Körpergestalt und Seelenanlagen des Vaters in einem Kinde wiederholt sein, dann wissen wir immer noch nicht, ob auch die vegetativen Organe übereinstimmen oder ob diese von der Mutter herrühren. Zu den Augen des Vaters kann die Nase der Mutter hinzutreten, und analog können von den Charakterzügen des Vaters einige fehlen und durch solche der Mutter ersetzt werden. Das Uebergewicht kann ebensowohl beim Vater, als bei der Mutter sein, und im allgemeinen läßt sich daher doch annehmen, daß im Durchschnitt jeder Theil etwa die Hälfte seiner Anlagen überträgt. Mit der nicht vererbten Hälfte können manche Anlagen ganz ausfallen, so daß z. B. Krankheitsanlagen der Eltern nicht notwendig auf jedes ihrer Kinder übergehen müssen, aber auch nicht alle körperlichen oder seelischen Vorzüge. Es brauchen nicht bei allen Kindern eines Elternpaares die nämlichen Anlagen vererbt zu werden; im Gegenteil, es ist allbekannt, daß die elterlichen Eigenschaften fast in jedem Kinde wieder anders gemischt sind. So entstehen fortwährend neue Anlagen-Kombinationen, und darum hat Weismann die Ansicht ausgesprochen, daß die zweielterliche Fortpflanzung oder „Amphimixis“ eine viel reicher fließende Quelle individueller Variabilität

ist, als die von Darwin allein berücksichtigte spontane Veränderung des Keimplasmus, bei der es sich der Natur der Sache nach nur um kleinste Abweichungen handeln kann. Die durch „Amphimixis" neu auftretenden Kombinationen werden dem jungen Individuum bald vorteilhaft, bald nachteilig sein, je nach ihrer Beschaffenheit, und deswegen läßt sich weiter behaupten, daß die zweielterliche Fortpflanzung der natürlichen Auslese ein sehr vielgestaltetes Material darbietet.

Wohl zu unterscheiden von der durch die Amphimixis bewirkten Entstehung neuer Kombinationen ist die mehrerwähnte freiwillige oder spontane Variabilität, welche vom Keimplasma ausgeht. Dieses ist nämlich keineswegs ganz unveränderlich, wenn auch seine Umgestaltungen nur in kleinen Abstufungen stattfinden, die vieler Geschlechterfolgen bedürfen, um sich zu bemerkenswerten Beträgen anzuhäufen. Auch sie liefern dem Kampf ums Dasein Material zur Auslese. Weismann sucht die Ursache der Veränderungen des Keimplasmas in ungleicher Ernährung der einzelnen Teile desselben, von denen manche eine stärkere Anziehung auf die kreisende Nahrungsflüssigkeit ausüben als andere. Der Kampf ums Dasein findet demnach schon vor der Befruchtung statt und wird dadurch noch mehr zu einem weltbewegenden und weltdurchdringenden Prinzip erhoben.

Die Anlagen, die jemand von seinen Eltern ererbt hat, kann er (mit den spontanen kleinen Abweichungen) auf seine Kinder übertragen und diese können es wieder auf die ihrigen, so daß man von einer „Kontinuität des Keimplasmas" gesprochen hat. Es ist schon bemerkt worden, daß beide Eltern gleich viel vererben können, daß also das Geschlecht in Bezug auf die Vererbung nebensächlich ist. Dieser wichtige Satz gilt in dem Umfange, daß Männer spezifische Anlagen weiblicher Vorfahren, Frauen solche männlicher Vorfahren vererben können, die sie also „latent" (verborgen) in sich haben müssen. Ein Knabe kann dem Großvater väterlicherseits, aber ebensogut auch dem Großvater mütterlicherseits nachschlagen, desgleichen ein Mädchen der einen oder der anderen seiner beiden Großmütter. Auch dies ist eine allgemein bekannte Thatsache. Es kommt somit nicht bloß darauf an, welche Anlagen ein Elternpaar besitzt, sondern es spielen die Anlagen der Vorfahren eine bemerkenswerte Rolle. Die überall bei Kulturvölkern verbreitete Sitte, innerhalb des gleichen Standes zu heiraten, ist keineswegs so verwerflich oder so lächerlich, wie sie von Unkundigen oft hingestellt wird; ihre Bedeutung ergiebt sich durch

logische Schlußfolgerung aus den angeführten Thatsachen, und der Instinkt, welcher die Völker zu dieser Sitte anleitete, ist ein nützlicher.

Die günstigsten Verhältnisse für die Nachkommenschaft stellen sich ein, wenn die Eltern zwar nicht blutsverwandt, aber doch in Bezug auf Rasse und Charakteranlage einander *nicht zu unähnlich* sind. Jede Abweichung hiervon nach der einen oder der anderen Seite ist von Nachteil. Verwandtschaft der Eltern schränkt die Zahl der in den Kindern möglichen Neukombinationen ein und birgt außerdem die Gefahr, daß beiderseits vorhandene krankhafte Anlagen in den Kindern gesteigert werden. Der gegenteilige Fall, große Unähnlichkeit der Eltern an Rasse und Charakter, führt höchst selten, nur durch einen besonders glücklichen Zufall, zur Neukombination *solcher* Seelenanlagen verschiedenen Ursprunges, die sich in dem entstehenden Individuum gegenseitig unterstützen. In den *allermeisten* Fällen werden durch Kreuzungen Geschöpfe erzeugt, deren Anlagen nicht zusammenpassen oder sich gegenseitig widerstreiten, heißes Streben und die Unfähigkeit, das Gewollte zu vollbringen, große Ansprüche an das Leben ohne die geistigen Mittel, sie zu befriedigen, bedeutende Intelligenz ohne Ausdauer, oder Stetigkeit und Willensfestigkeit ohne die erforderliche Einsicht, was dann als verderblicher Eigensinn in die Erscheinung tritt. Kurz, die Unähnlichkeit der Eltern an Rasse und Charakter bedingt die Gefahr *ungünstiger* Kombinationen, welche das Geschöpf unbrauchbar oder unglücklich machen. Es kommt vor, daß sehr ungleichartige Individualitäten sich überhaupt nicht verschmelzen, sondern zu *Rückschlägen* (Atavismen) auf entfernte, halbwilde Vorfahren führen. Ueber diesen Punkt wäre viel zu sagen; es sei nur im allgemeinen daran erinnert, daß in der Tierzucht die praktische Erfahrung obiges bestätigt hat. Kreuzung zu weit voneinander abstehender Varietäten erzeugt fast immer minderwertige Rückschläge, namentlich wilde, unbändige Individuen, die keinem der Eltern, sondern einem gemeinsamen ungezähmten Vorfahr an Gestalt, Farbe und Charakter gleichen. Daher die große Sorgfalt, welche Züchter auf die Reinhaltung des Blutes ihrer Herden verwenden. Beispiele von Rückschlägen habe ich in meiner „Natürlichen Auslese beim Menschen" (Satz 322 ff.) zusammengestellt.

Auf die Frage, ob während des Lebens *erworbene Eigenschaften* auf die Nachkommen vererbt werden, gehe ich hier nicht ein. Sie ist für meine Gesellschaftstheorie belanglos. Ich nehme an, daß solche Eigenschaften *nicht* ver-

erbt werden, weil dies die für meine Theorie ungünstigere Voraussetzung ist. Läßt sich meine Auffassung *ohne* die Vererbung erworbener Eigenschaften hinreichend begründen, dann muß sie bei der gegenteiligen Annahme um so fester stehen. Würde ich aber die Theorie darauf bauen, daß erworbene Eigenschaften übertragen werden, dann würde sie mit dieser Annahme stehen und fallen.

## 4. Der Kampf ums Dasein und die natürliche Auslese

Der *Kampf ums Dasein* ist in vielen Fällen kein eigentlicher Kampf, sondern mehr ein *Wettbewerb* um die Güter des Lebens, wobei die einzelnen Bewerber gar nicht in persönliche Berührung miteinander zu kommen brauchen, wie dies das Wort „Kampf" voraussetzt. Handelte es sich um einen Kampf in der eigentlichen Wortbedeutung, so könnte es in der *Pflanzenwelt* keinen Kampf ums Dasein im Darwinschen Sinne geben; es giebt aber einen. Eine kleine Aenderung der klimatischen oder Bodenverhältnisse kann bewirken, daß eine Pflanzenart von ihrem bisherigen Standort verschwindet und durch eine andere, besser angepaßte ersetzt wird; in diesem Falle bezeichnen wir die letztere als die Siegerin im Daseinskampfe, obgleich von einem „Kampfe" der beiden Arten miteinander gar keine Rede sein kann. Auch in der *Tierwelt* wird der Kampf nur ausnahmsweise mit Hörnern und Zähnen ausgefochten. Der äußerlich fast unbemerkbar verlaufende Wettbewerb um die Nahrungsmittel übt eine viel nachhaltigere auslesende Wirkung, als jenes gewaltsame Aufeinanderlosgehen. Aehnlich ist es beim *Menschen*. Die stürmischen Völkerkatastrophen, die durch Kriege, Schlachten, Unterwerfungen und Wanderungen ganzer Völkerstämme gekennzeichnet werden, haben zweifellos tiefgehende Spuren in die Geschichte der Menschheit eingegraben. Wenn ich aber aussprechen sollte, ob die dadurch bewirkten Umgestaltungen größer waren als die, welche der friedliche Wettbewerb durch Bereicherung des einen Volkes und Verarmung des andern, durch ungleiche natürliche Vermehrung, durch unmerkliche, aber längere Zeit im gleichen Sinne vor sich gehende Zu- und Wegzüge im Stillen hervorgebracht hat, so würde ich mich sehr bedenken, ja zu sagen. Denn auf Grund meiner anthropologischen Studienergebnisse bin ich eher geneigt, der *Summierung kleiner Wirkungen* die bedeutenderen Endergebnisse zuzuschreiben, ganz entsprechend der Anschauungs-

weise der neueren Geologen, welche die jahrhundertelang dauernden langsamen Hebungen und Senkungen einen weit größeren Anteil an der Umgestaltung der Erdoberfläche nehmen lassen, als die vulkanischen Ausbrüche [1]).

Der Ausdruck „natürliche Zuchtwahl", mit dem man Darwins „natural selection" übersetzt hat, berührt, auf den Menschen angewandt, viele Leser unangenehm. Ich kann dies sehr wohl verstehen und habe darum in meinen Schriften die Bezeichnung „natürliche Auslese" bevorzugt. Denn das Entscheidende bei der Sache besteht darin, daß durch den Wettbewerb Individuen einer besser angepaßten Varietät „ausgelesen" werden. Daß diese durch die Vererbung ihrer Eigenschaften die nächste Generation stark beeinflussen, ist ein später Hinzutretendes und Selbstverständliches. Darwin wurde zu dem bei englischen Tierzüchtern gebräuchlichen Ausdruck „selection" durch die Vorstellung geführt, daß der Kampf ums Dasein in der Natur eine ähnliche Rolle spiele, wie der methodisch verfahrende Fachmann bei der Tierzucht, der die brauchbarsten Individuen einer Herde mit Bedacht und nach Maßgabe sorgfältig gesammelter Erfahrungen oder wissenschaftlicher Theorien auswählt.

Als Uebergangsstufe zwischen der „natürlichen" und der „methodischen" Zuchtwahl unterschied Darwin noch die „unbewußte", die namentlich bei der Tierzucht wilder oder urzeitlicher Völker geübt wird, und zwar indem diese ohne besondere Ueberlegung die ihnen am besten gefallenden Jungen ihrer Haustiere aufziehen und dadurch im Laufe der Zeit bedeutende Umgestaltungen hervorrufen. Die drei Arten von Auslese gehen häufig so unmerklich ineinander über, daß eine

---

1) Den Einfluß ungleicher Vermehrung möge das nachstehende Beispiel darthun, nach Satz 7 meiner „Natürlichen Auslese": Leben zwei Volkstypen oder Rassen gleich stark an Kopfzahl im Gemisch miteinander und ist die durchschnittliche Kinderzahl bei dem einen Typus 3,3, beim andern 3,4, also hier nur unbedeutend mehr, so ergiebt sich rechnungsmäßig, daß der letztere Typus sich in ungefähr $23^1/_2$ Generationen gegenüber dem ersteren verdoppelt und in 47 Generationen vervierfacht. Eine Generation betrage 33 Jahre, so folgt daraus, daß zwei Typen, die zur Zeit der alamannischen Wanderung wie 1 : 1 gestanden haben, zur Zeit Heinrichs V. wie 1 : 2 standen und in der Gegenwart wie 1 : 4 stehen müssen, sodaß also jetzt die erstere nur noch $^1/_5$ oder 20 % des Gemenges ausmacht. Diese bedeutende Wirkung wird schon durch einen so kleinen Unterschied der Fruchtbarkeit hervorgerufen. In Wirklichkeit weichen die Kinderzahlen von Volk zu Volk, von Typ zu Typ und von Stand zu Stand weit mehr voneinander ab, die Wirkung wird also rascher eintreten.

scharfe Grenze sich nicht ziehen läßt. Ist beispielsweise die Auslese, die der Mensch durch die Festsetzung von Staatsprüfungen übt, eine natürliche, eine unbewußte oder eine methodische? In solchen Zweifelsfällen habe ich stets den Ausdruck „natürliche" bevorzugt, denn auch die Lebensbedingungen, welche der Mensch selbst instinktiv für sich und seinesgleichen schafft, scheinen mir „natürliche" zu sein. Jedenfalls hat die Menschheit kein Bewußtsein davon, daß sie durch gewisse Bestimmungen der Gesellschaftsordnung eine „soziale" Auslese übt, daher auch für diese die Bezeichnung „natürliche" die zutreffendste sein wird.

Wenn wir den „Kampf ums Dasein" und die „natürliche Auslese" im richtigen Sinne auffassen, so entdecken wir auf den ersten Blick nichts, was unser Gefühl verletzt. Jene Sätze sagen nur aus, daß der Kräftige bestehen, der Unkräftige vergehen, der Tüchtige siegen und der Untüchtige unterliegen, der Angepaßte, d. h. derjenige, der einen Platz am besten auszufüllen vermag, denselben auch einnehmen, daß der Unangepaßte, der minder geeignete Bewerber, jenem weichen soll. Das ist aber gerade das, was wir in unserem Innern als richtig und gerecht empfinden. Und so, wie bei den Einzelnen, so waltet dieses Gesetz auch bei den Völkern und Rassen. Alle unsere großen Geschichtschreiber haben ihre Aufgabe darin erblickt, in dem blinden Ungefähr der Weltereignisse den sittlichen Kern nachzuweisen, den Sieg des Tüchtigen, des Guten und Rechten. Sie haben mit anderen Worten, ohne es zu wissen, die Darwinsche Theorie zum Prinzip der sittlichen Weltordnung erhoben.

Die Staats- und Gesellschaftsordnung der Völker unterliegt ebenfalls dem Walten dieser Naturgesetze. Einrichtungen, welche sich überlebt haben, werden meist auf friedliche, seltener auf gewaltsame Weise beseitigt, und es werden solche an ihre Stelle gesetzt, die man für richtiger und passender hält. Bleibt ein Volk hierin zurück, so wird es von einem besser organisierten Nachbarvolk unterworfen und muß dessen zweckmäßigere Einrichtungen annehmen. Wie die Natur nur nach vergeblichen Versuchen und unter fortwährender Ausmerzung des Mißratenen dazu gelangt, neue Körperformen und Geistesanlagen zu schaffen, die ihrer Aufgabe entsprechen, so herrscht auch bei den gesellschaftlichen Einrichtungen ein beständiges Probieren. Selten wird bei einer gesetzgeberischen Neuschöpfung gleich das Richtige getroffen; in der Regel geschehen Mißgriffe, welche nur nach und nach verbessert werden können.

Nur in einem Punkte kann uns bei näherer Betrachtung die Darwinsche Theorie bedenklich vorkommen. Es ist, wie schon angedeutet, nicht immer der geistig Ueberlegene und sittlich Tüchtige, der im Wettbewerb des Lebens den Sieg davonträgt, sondern oft der Durchtriebenste, der Rücksichts- und Gewissenloseste. Mancher Student „schwindelt" sich durch das Examen, mancher Geschäftsmann gelangt zu Erfolgen durch „unlauteren Wettbewerb" oder durch betrügerische Kniffe zum Nachteil seiner Gläubiger. Die chinesischen Kulis verdrängen den weißen Arbeiter Nordamerikas, nicht sowohl durch größere Geschicklichkeit als durch stumpfsinnige Genügsamkeit bei haarsträubender Unkultur. In den östlichen Provinzen Preußens breitet sich der polnische Arbeiter auf Kosten des deutschen aus, obschon niemand behaupten wird, daß er eine überlegene Rasse vertrete, und ähnlich ist es in Oesterreich, wo das Slaventum dem Deutschtum fortwährend Boden abringt. Mit Leichtigkeit ließen sich Beispiele aus dem Tierreich anführen und selbst im Pflanzenreich macht man die entsprechende Beobachtung. Jeder Landwirt weiß, daß Unkräuter durch ihre Zähigkeit häufig den Nutzpflanzen gefährlich werden, wenn man ihnen nicht mit Gewalt zu Leibe geht.

Diese Thatsachen haben zweifellos einen unangenehmen Charakter, aber daran ist der Darwinismus unschuldig. Könnte man diesen einfach aus unserem Wissensschatze streichen, so würden die Thatsachen dennoch fortbestehen und sie sind auch schon beobachtet worden, ehe man vom Darwinismus etwas wußte. Dieser kann jedoch herangezogen werden, um einigen Aufschluß über die Bedeutung der mißlichen Thatsachen zu geben. Was Pflanzen und Tiere betrifft, so lautet die Antwort dahin, daß ihre Nützlichkeit für den Menschen ein falscher Maßstab der Daseinsberechtigung jener Arten ist. Ob ein Wesen dem Menschen Vorteil oder Nachteil bringt, das ist in Bezug auf das Wesen selbst ganz gleichgiltig, und wenn wir uns von der Vorstellung losmachen, als ob die ganze Welt nur für uns erschaffen wäre, so werden wir leicht einsehen, daß jede Art die Berechtigung ihres Daseins in sich selbst trägt. Es sind also in der That unter den Organismen die für ihre Lebensverhältnisse vollkommensten Individuen die begünstigten.

Gehen wir nun zu der Frage über, warum beim Menschen der edelste und selbstloseste nicht immer der durch die natürliche Auslese bevorzugte ist.

Es leuchtet ein, daß ein gewisses Maß selbsterhaltender

(egoistischer) Triebe dem Individuum nützt. Wer so idealistisch angelegt ist, daß er die Wahrnehmung seiner eigenen Interessen vollständig vergißt, der kommt im Leben aus begreiflichen Gründen nicht vorwärts, wogegen der, welcher zielbewußt seine Interessen wahrzunehmen weiß, überall besser fährt, selbst wenn er dabei starke Rücksichtslosigkeiten mit unterlaufen läßt. Daß dem so ist, beweist aber nichts anderes, als daß die Menschheit auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe die selbstsüchtigen Triebe der Einzelnen nicht entbehren kann. Eine Gesellschaft aus lauter altruistisch gesinnten (d. h. nur für andere sorgenden) Menschen würde auch als Ganzes im Nachteil sein gegenüber einer anderen Gesellschaft, in der die egoistischen Triebe nicht vollkommen erloschen sind; denn der Egoismus setzt eine Menge von Hebeln in Bewegung, die ihm allein zugänglich sind, und durch deren Thätigkeit er selbst schließlich doch gemeinnützig wirkt. Könnten wir z. B. an einem Tage alle industriellen Unternehmungen schließen, deren Besitzer nicht von reinem Altruismus beseelt sind, so würde eine Unzahl von Arbeitern ihren Erwerb einbüßen und dem Hunger verfallen. Anderseits darf der Egoismus nicht zur einzigen Triebfeder werden, weil seine ausschließliche Geltendmachung die Gesellschaft auflösen und dadurch auch die Individuen, die seine Träger sind, vernichten würde. Das wunderbare Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus, richtiger gesagt, von individualistischen und sozialen Instinkten in der Menschheit ist das Ergebnis des Waltens der natürlichen Auslese, und wir können bei dieser Betrachtung bereits ahnen, wie verwickelt das ganze gesellschaftliche Getriebe ist, worin sich menschlicher Verstand gar nicht zurechtfinden würde, während die natürliche Auslese sozusagen „blind" doch den Weg findet, der für die gesamte Species „Mensch" zu den vorteilhaftesten Ergebnissen führt.

Die natürliche Auslese beschneidet immer das „Zuviel". In einer Gesellschaft, die allzusehr in bloßes Jagen nach Gewinn verfällt, ohne nach dem allgemeinen Wohl zu fragen, wirft sie ihr Gewicht in die Wagschale des letzteren; wo aber die Menschen Gefahr laufen, zu lauter entsagungsvollen Engeln zu werden, da wirkt die natürliche Auslese in der Richtung, ein thatkräftigeres Geschlecht heraufzubringen. Wir sollen eben nicht bloß Kopf und Herz, sondern auch noch Hände und — Ellbogen haben. Dies ist ein merkwürdiges Beispiel der Doppelsinnigkeit der natürlichen Auslese. Die fortschrittliche Auslese in Bezug auf die altruistischen

Triebe ist rückschrittlich in Bezug auf die egoistischen und umgekehrt.

Ueberhaupt zielt die natürliche Auslese nie so bestimmt nach einem Punkte hin, wie die methodische eines bewußten Züchters. Eine Menge tüchtiger Menschen muß vor der Zeit sterben, ohne Nachkommen zu hinterlassen, sodaß man bei Betrachtung dieser Thatsache glauben möchte, die Art müßte sich fortwährend verschlechtern. Auf der andern Seite kann die augenfällige Ausscheidung der untauglichen Individuen zu dem Glauben an einen raschen Fortschritt verführen. In Wirklichkeit arbeiten immer zwei Auslesen nebeneinander, eine günstige und eine ungünstige, wie ich dies in meiner Schrift „Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie" S. 38 f. beschrieben habe. Es kommt nur darauf an, welche Art von Auslese den überwiegenden Erfolg hat: ist es die günstige, so bewegt sich ein Volk in aufsteigender Entwickelungsrichtung, im andern Falle versinkt und erlischt es. Darum nochmals: wie unendlich fein, wie wunderbar ist das genau abgestufte Walten dieser Gesetze! Kein Menschenverstand könnte theoretisch eine Organisation ausdenken, die mit solcher Sicherheit und Vollkommenheit funktionierte! Wie komisch nimmt es sich neben dieser Erkenntnis aus, wenn Menschlein, und zwar meist ziemlich kleine Geister, die die Gesellschaftsmaschine nicht einmal durchschaut haben, mit ihren täppischen Händen daran gehen, dieselbe „von Grund aus" zu verbessern!

Darwin hat niemals Anspruch darauf gemacht, die nach ihm benannten Gesetze „erfunden" oder „geschaffen" zu haben. Er hat kein anderes Streben gekannt, als richtige Beobachtungen von Thatsachen anzustellen und aus denselben die richtigen Schlüsse zu ziehen. Eine Theorie aber, die uns Belehrungen zu geben vermag, wie die obigen, verdient gewiß nicht, von gebildeten und vernünftig denkenden Männern mit Achselzucken angesehen zu werden, wie dies leider aus Unkenntnis heute noch allzu oft geschieht!

## 5. Vereinzeltes Leben und gesellschaftliches Leben.

In manchen Tierarten leben die Individuen in Vereinzelung, in anderen Arten herrscht die Vergesellschaftung, und das „Warum" beruht nach den vorgetragenen Naturgesetzen lediglich darauf, ob die Vereinzelung oder die Vergesellschaftung unter gegebenen äußeren Lebensbedingungen für die betreffende Art vorteilhafter ist. Der wirksame Hebel ist

wiederum die natürliche Auslese der Individuen, die mit den betreffenden Instinkten ausgestattet sind. Auch die Instinkte sind der Vererbung und der Variabilität unterworfen. Bei Arten, für die das vereinzelte Leben nützlicher ist, werden die Individuen erhalten bleiben, deren Instinkte sie zu einem vereinzelten Leben antreiben. Bei Arten, die sich in Gesellschaft besser fortbringen können, werden die Individuen am längsten leben und am meisten Nachkommen erzeugen, deren soziale Instinkte am zweckmäßigsten ausgebildet sind, und die Individuen werden untergehen, die einer genügenden Anpassung der sozialen Instinkte entbehren. Vermöge der in jeder Generation wiederkehrenden kleinen Variationen der Instinkte entsteht von einem Geschlecht zum andern eine genauere Anpassung derselben an die gegebenen Lebensbedingungen, indem fortwährend die in ungünstigem Sinne abweichenden Instinkt-Variationen weggeschnitten werden, wie der Gärtner die Zweige von Zierbäumen abschneidet, um diese in bestimmten Formen zu erhalten. Es ist also mit den sozialen Instinkten nicht anders, als mit den egoistischen Instinkten (Schutztrieben) der Individuen: Variabilität und Auslese machen alles, und zwar nach strengster Zweckmäßigkeit. Da die Anpassung der vorhandenen Tierarten an ihre Lebensbedingungen nun schon seit ungemessenen Zeiträumen verbessert, bezw. erhalten wird, die Lebensbedingungen sich jedoch in der Regel nur sehr langsam ändern, so blicken wir mit Staunen auf das wunderbare Ineinandergreifen der Instinkte und der Lebensbedingungen bei den Arten. Wenn man jedoch mit H. E. Ziegler den Instinkt auf einen gemäß der Darwinschen Theorie ausgebildeten und embryologisch bedingten (ererbten) Mechanismus im Gehirn zurückführt, so erscheint die manchmal ganz verblüffende Verwickeltheit der Instinkte nicht auffallender oder unerklärlicher als die der übrigen Organisation.

Im allgemeinen sehen wir, daß Raubtiere ungesellig leben. Der König der Tiere wird nur vereinzelt angetroffen; er verschmäht das Leben in Herden. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Die Kraft und Schnelligkeit des Löwen, verbunden mit seinem Scharfsinn, ermöglichen ihm, Beutetiere zu beschleichen, zu fangen und zu töten. Er würde keinen Nutzen davon haben, wenn ihn andere Seinesgleichen bei der Jagd unterstützten, sondern nur Schaden, da er mit jenen die Beute zu teilen hätte. Auch der Wolf lebt im allgemeinen ungesellig. Wenn jedoch die Vereinigung zu Horden Vorteile bietet, so wird unter Umständen auch in Horden gejagt.

Der schnellste Wolf kann vielleicht die Beute einholen und festhalten, bis die Genossen herbeikommen, aber er wäre nicht immer imstande, sie zu überwältigen. Der letzte Grund der Abweichung der Lebensweise des Wolfes von der des Löwen liegt also darin, daß jener minder flink und machtvoll ist. Pflanzenfresser, wie Rinder, Elefanten und dergl., leben meist gesellig. Sie finden weidend Nahrung genug, die ihnen nicht davon läuft, und das gesellige Leben bietet ihnen den sehr bedeutenden Vorteil, daß sie weniger leicht beschlichen werden und sich gemeinsam verteidigen können.

Diese Andeutungen, welchen eine eingehendere Untersuchung der besonderen Bedingungen des Gesellschaftslebens folgen wird, sollen vorläufig dem Leser den Grundgedanken nahe legen, daß das Gesellschaftsleben im Tierreich eine Nützlichkeitseinrichtung darstellt, die durch den Kampf ums Dasein hervorgerufen, durch die natürliche Auslese fortgebildet und durch die Vererbung festgehalten worden ist.

Bei einer Tierart, die meist für sich lebt, gelegentlich aber in Gesellschaft jagt, kann durch eine Aenderung der äußeren Lebensbedingungen der vorübergehend eintretende Zusammenschluß der Individuen zu einer dauernden Einrichtung werden. Desgleichen kann bei einer gesellig lebenden Tierart durch die Aenderung der Lebensbedingungen der Inhalt des Gesellschaftslebens eine Beeinflussung erfahren. Die theoretische Möglichkeit ist wenigstens zuzugeben, und dies lehrt uns die Entwickelung des Gesellschaftslebens beim Menschen einigermaßen begreifen, die wir hier nicht von den einfachen Anfängen an durch alle Zwischenstufen bis zu den verschlungenen Verhältnissen der Gegenwart verfolgen können. Jedenfalls muß das Gesellschaftsleben des Menschen den nämlichen Gesetzen unterworfen sein, wie dasjenige der Tiere, obschon es bis zu einer viel höheren Stufe gediehen ist.

## 6. Familienleben und Gesellschaftsleben.

Von der weiteren Betrachtung des Gesellschaftslebens lassen wir zunächst den ganzen Zweig desselben ausscheiden, der mit dem besonderen Namen des Familienlebens bezeichnet wird. Familienleben im engeren und Gesellschaftsleben im weiteren Sinne haben verschiedene Ursprünge und verschiedenen Nutzen. Das Familienleben entspringt der Hilfsbedürftigkeit der Jungen und dient zur Erziehung dieser; das Gesellschaftsleben besteht unabhängig hiervon zur Verfolgung

anderer gemeinsamer Interessen der Individuen einer Art. Eine Tierspecies kann äußerst familienhaft und doch ungesellig sein, wie der Löwe; eine andere kann ohne Familienbildung gesellig leben, wie die wilden Rinder. Ob eine Art in Zeit- oder Dauerehe, in Ein- oder Vielehe am besten für ihre Jungen sorgen kann, hängt wieder von der Organisation der Individuen und von den äußeren Lebensbedingungen ab, an welche die Art angepaßt ist. Im allgemeinen sind die Raubtiere monogam, und die Familie besteht aus Vater, Mutter und Jungen; die Pflanzenfresser polygam, und der Vater kümmert sich nicht um die Familie, was auch ganz überflüssig wäre. Weder als Säuglinge, noch später bedürfen die jungen Pflanzenfresser väterlicher Hilfe, wogegen bei den Raubtieren, deren Nahrung flinke Beine hat und eingefangen werden muß, der Vater zuerst die säugende Mutter und dann die noch ungeübten Jungen zu füttern pflegt. In allen Fällen, in denen der Vater als Verteidiger gegen Feinde eine Aufgabe zu erfüllen hat, hält er sich zu seiner Familie, bis die Jungen hinreichend erwachsen sind, um sich selbst verteidigen zu können, andernfalls bleibt er für sich. Den wechselnden Verhältnissen sind die Instinkte der Tiere in einer wunderbar erscheinenden Weise angepaßt. So sind bei den Vögeln die Nesthocker meist monogam, die Nestflüchter polygam, aus den nämlichen Ursachen, die soeben bei den verschiedenen Säugetieren angeführt wurden.

Der Mensch ist teils polygam, teils monogam, je nach den äußeren Umständen. In der Regel sind Jägervölker und Ackerbauvölker monogam, Hirten- und Handelsvölker polygam, und auch hierbei walten wieder die nämlichen Gesetze, wie im Tierreich. Ein Stadium der „Promiscuität", der allgemeinen und regellosen Vermischung, hat es beim Menschen wahrscheinlich nicht gegeben, und die Bildung der Familie datiert aus vormenschlichen Zeiten. Die Behauptungen von Bachofen, Morgan u. a. sind durch Westermarck („Geschichte der menschlichen Ehe"), durch H. E. Ziegler („Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie") und durch andere Forscher als haltlos nachgewiesen. Polyandrie, Geschwisterehe u. dergl. sind, wo sie vereinzelt vorkommen, als Entartungserscheinungen aufzufassen, die unter besonderen Umständen eintreten können. Durchgangsstufen zu anderen Entwickelungsformen höherer Art sind sie nicht.

Bei unseren Untersuchungen können wir ferner die Vergesellschaftung der niederen Tiere unbeachtet lassen.

Sie stehen dem Menschen so außerordentlich fern, daß von ihnen keine Schlüsse gezogen werden können, welche für den Menschen irgend eine Bedeutung hätten. Wir beginnen mit der Betrachtung des Gesellschaftslebens erst bei den Wirbeltieren.

## 7. Unterste Stufe des Gesellschaftslebens bei den Wirbeltieren.

Es ist verhältnismäßig leicht zu begreifen, daß das einmal begonnene Gesellschaftsleben von Wirbeltieren sich unter günstigen Umständen inniger und inniger gestaltet hat, schwerer, sich die ersten Anfänge des Gesellschaftslebens vorzustellen. Welches waren die Triebe, die zuerst die Tiere veranlaßten, sich in Gruppen, Schwärme oder Herden zu vereinigen? Und das mußte doch geschehen, ehe nähere Beziehungen unter den Individuen sich bilden konnten. Den Schlüssel des Problems finden wir in der Auffassung, daß das Gesellschaftsleben schon in seinen unvollkommensten Anfängen eine Nützlichkeitseinrichtung gewesen sein muß. Wenn das massenhafte Auftreten von Individuen einer Art denselben einen Schutz gegen Feinde gewährte, ohne daß sie sich dessen bewußt waren, so konnte sich das Gesellschaftsleben gemäß dem Darwinschen Satze von der natürlichen Auslese allmählich herausbilden. Dann mußten nämlich vorzugsweise die Individuen am Leben bleiben, deren Schutztrieb im Sinne des Anschlusses an die Artgenossen variierte, und die zu Grunde gehen, die sich vereinzelten. Ein solcher Vorteil durch bloßes Zusammenschließen ohne aktive Verteidigung, also lediglich durch die passive Massenwirkung, findet in der That statt. Der Schutz beruht darauf, daß es den Feinden gar nicht möglich ist, eine große Zahl von Individuen mit einem Male zu überwältigen, selbst wenn diese sich nicht im mindesten wehren. Ich will nicht in das Reich der Insekten zurückgreifen, wo das Auftreten von Heuschreckenschwärmen sogar dem Menschen mit seinen ausgebildeten Vertilgungsmitteln eine unlösbare Aufgabe stellt. Unter den Wirbeltieren bieten die Heringszüge ein überzeugendes Beispiel. Ein meilenlanger Heringszug wird von Raubfischen und Raubvögeln und von — Menschen auf seinem ganzen Wege verfolgt, aber, mögen auch ungezählte Tausende von Individuen den gierigen Jägern zum Opfer fallen: eine weit größere Zahl entgeht denselben. Denn auch der größte Raubfisch oder Raubvogel kann nur eine gewisse Menge verzehren und seine Verdauungs-

fähigkeit ist eine begrenzte; eine Vermehrung der Raubtiere wiederum kann auf Grund vorübergehend eintretenden Nahrungsüberflusses nicht erfolgen, weil zu anderer Zeit die Nahrung fehlt. Das massenhafte Auftreten des Herings gewährt deswegen wirklich den Individuen einen Schutz. Man könnte freilich einwenden, daß dasselbe dem Menschen gerade die Gelegenheit bietet, den Hering einzufangen, und daß kein Raubfisch solche Verheerungen anrichtet, wie der Mensch mit seinen großen Netzen. Allein es kommt als zweite Schutzvorrichtung hinzu, daß die Richtung der Heringszüge ganz unberechenbar ist, daß sie bald da, bald dort erscheinen, wo man sie nicht erwartet, und daß sie dadurch selbst dem Menschen entgehen. Sagen doch die holländischen Fischer, sie würden eine Tonne Goldes geben, wenn sie vorher wüßten, wann und wo die Heringszüge auftreten werden. Der Instinkt, der diese Form des Gesellschaftslebens hervorbringt, ist ein äußerst einfacher. Er fordert nichts weiter als: „Halte dich zu deinesgleichen." Dieser Instinkt wird vererbt, weil alle Individuen, die ihn nicht in hinreichender Stärke besitzen, um ihm unbedingt zu gehorchen, von den Verfolgern gefressen werden. An der Wirkung ändert die Thatsache nichts, daß auch von denen, die sich enge zusammenschließen, eine große Anzahl herausgeholt wird, solange nur genug andere übrig bleiben.

Dies ist die unterste Stufe des gesellschaftlichen Instinktes; aus ihr konnten alle höheren Stufen hervorgehen, wo die Umstände dies erforderten und begünstigten.

Ein anderes Beispiel bieten die Zugvögel. Viele Arten, die sonst vereinzelt leben, machen doch ihre großen Wanderzüge in mächtigen Schwärmen. Mögen die Feinde, darunter namentlich die mit Schießgewehr bewaffneten Menschen, eine beliebig große Zahl von Individuen töten, eine noch viel größere bleibt gerettet, während in der Vereinzelung jedem Individuum nachgestellt werden könnte. Der Fall liegt hier im wesentlichen ganz ähnlich wie bei den Heringszügen; jedoch muß zugegeben werden, daß ein weiteres Moment hinzutreten kann. Es ist möglich, daß bei den Vögeln die kräftigeren Individuen gewissermaßen als „Schrittmacher" für die schwächeren wirken, deren Kräfte in der Vereinzelung erlahmen würden. Alle Sportsmänner sind der Ansicht, daß Schrittmacher zur Anfeuerung der Beteiligten und zur äußersten Anspannung der sinkenden Kräfte beitragen, und kein erfahrener Radler z. B. wird unterlassen, bei einer Distanzfahrt für die nötigen Schrittmacher zu sorgen. Wenn es richtig ist, daß unsere Annahme

auf die Zugvögel paßt, so würden wir hier sehen, wie aus einer primitiven Schutzvorrichtung sich schon eine zweite, feinere, entwickelt; denn die Zahl der unterwegs ermattenden und zu Grunde gehenden Vögel würde viel größer sein, als sie ist, wenn nicht diese Wirkung des Gesellschaftslebens sich äußerte. Ich will die Thatsache keineswegs als ausgemacht hinstellen, aber die theoretische Erwägung spricht nicht dagegen und ist sehr belehrend.

Unter den Säugetieren dürften vielleicht die Lemminge der nordischen Berge hierher gehören, welche ebenfalls in nach Tausenden zählenden Massen auftreten, wenn sie, durch Nahrungsmangel getrieben, in die Tiefen herabkommen, um nach langer Wanderung wieder eine Höhe zu gewinnen. „Man darf wohl sagen," äußert Brehm, „daß sich fast alle Raubtiere ganz Skandinaviens von ihnen mästen. Wölfe und Füchse folgen ihnen meilenweit und fressen, wenn es Lemminge giebt, nichts anderes; der Vielfraß stellt, wie ich selbst beobachtete, den Tieren eifrig nach; Marder, Iltisse und Hermeline jagen zur Lemmingszeit nur sie, die Hunde der Lappen sehen in einem Lemmingsjahr Festtage, wie solche ihnen, den ewig hungrigen, nur selten wiederkommen; die Eulen folgen den Zügen; die Schneeeule findet sich fast ausschließlich an Orten, wo es Lemminge giebt; die Bussarde, namentlich der Rauchfußbussard, sind ohne Unterlaß bemüht, die armen Schelme zu vertilgen; Raben füttern mit ihnen ihre Jungen groß, und Krähen und Elstern suchen die bissigen Geschöpfe, so gut es gehen will, auch zu vernichten." Hier scheint es wieder nur die dichtgeschlossene große Menge der Tiere zu sein, die ihnen einigen Schutz gewährt, und ihr bloß periodisches Auftreten verhindert ihre Feinde, sich in entsprechend großer Menge zu vermehren.

Auch bei den Beuteltieren giebt es solche, die wenigstens in früheren Zeiten aus dem passiven Zusammenschluß einen gewissen Vorteil gehabt haben. Die Känguruhs z. B. halten sich in größeren Gesellschaften, doch bietet ihnen dies gegen die Feuerwaffen des Menschen keinen genügenden Schutz mehr, und sie werden massenhaft vertilgt. Daraus folgt aber nicht, daß sie unter günstigeren Verhältnissen vor dem Auftreten des mit Pulver und Blei bewaffneten Menschen in Australien nicht einigen Schutz durch ihren Zusammenschluß besessen haben. Uebrigens bilden diese Tiere schon einen Uebergang zu der nächstfolgenden Stufe des Gesellschaftslebens.

## 8. Zweite Stufe des Gesellschaftslebens.

Auf der zweiten Stufe beruht die Schutzwirkung des Zusammenschlusses nicht mehr bloß auf der Menge der Individuen bei sonst passivem Verhalten derselben, sondern es tritt die aktive Verteidigung bei differenzierter Thätigkeit der einzelnen Individuen hinzu. Für diese Stufe sind die halbwilden Rinder Südwestafrikas ein vortrefflicher Beleg, den ich Francis Galtons „Inquiries into Human Faculty“ entnehme. Es handelt sich um die den Damaras gehörenden Rinder, welche Galton mehr als ein Jahr beobachtet hat, und deren Instinkte, wie er sagt, ihm je länger, je mehr zu denken gegeben haben. Diese Rinder sind nicht gezähmt, und keines ihrer Vorfahren hat jemals Zuggeschirr getragen; in Herden von etwa 200 Stück werden sie von ein paar jungen Burschen bewacht, die keine andere Aufgabe haben, als ihnen zu folgen und im Falle eines räuberischen Ueberfalls den Eigentümern Kunde zu geben. Bei Nacht treibt man die Rinder in einen Pferch, nicht anders, als ob man wilde Tiere vor sich her jagte. Ihr gefährlichster Feind ist der Löwe. Der Angriff desselben geschieht nie auf eine ganze Herde, und auf ein einzelnes Tier nicht offen und von vorn, denn die Hörner der Rinder im Verein mit der Stärke ihres Nackens bilden eine allzugefährliche Waffe, welche die Brust eines anspringenden Löwen leicht durchbohrt; nur durch Beschleichen von hinten gelingt ihm die Ueberwältigung. Selbst eine Kuh, die hinter der Herde zurückgeblieben ist, um unterwegs zu kalben, bleibt meist verschont, denn sie ist so unruhig und so wachsam nach allen Seiten, daß sie sich nicht nahe kommen läßt. Stößt eine solche Kuh mit ihrem Kalbe wieder zur Herde, so bemerkt man manchmal die Fußspuren lüsterner Löwen, welche ihr Lager umkreist haben, ohne einen Angriff zu wagen.

Der gefährlichste Augenblick für ein vereinzeltes Tier tritt beim Fressen und beim Ruhen, insbesondere beim Wiederkäuen ein. Wenn das Rind sein Futter von der Erde pflückt, muß es den Kopf tief senken und vermag dann weder zu sehen noch durch den Geruchsinn wahrzunehmen, wenn eine Gefahr sich nähert. Ebenso kann es im Liegen und bei dem beschaulichen Geschäft des Wiederkäuens nicht genugsam auf der Hut sein. Aber eine Herde solcher Tiere, als ein Ganzes betrachtet, ist immer auf der Hut. In jedem Augenblick sind mindestens einige Augen, Ohren und Nasen in der Lage,

eine Annäherung wahrzunehmen, und das Alarmzeichen eines einzelnen Tieres warnt die ganze Herde.

Das Gesellschaftsleben auf dieser Stufe bedeutet also für die Tiere, eine Masche zu werden in einem empfindlichen Netze, das ein ziemliches Gebiet überspannt; es verleiht ihnen die Fähigkeit, allezeit zu wachen, es schafft ihnen Augen, die nach allen Richtungen sehen, Ohren und Nüstern, die einen weiten Umkreis durchforschen; es läßt sie jeden Vorteil des Geländes beherrschen, wodurch man das Heranschleichen von Feinden übersehen kann. Die Fähigkeiten der einzelnen Tiere werden durch das Gesellschaftsleben vervielfacht, und es wird ein hoher Grad von Sicherheit mit dem kleinsten Grad von Unruhe erreicht.

Die Instinkte dieser wilden Rinder sind nun in der Art ausgebildet, daß jedes einzelne Tier sich mit unwiderstehlicher Macht zu der Herde hingezogen fühlt. Trennt man ein Tier durch Wegtreiben oder durch Gewalt von der Herde, so gerät es in die größte Todesangst. Es strebt mit aller Anstrengung zurück, und sobald ihm dies gelingt, stürzt es sich in die Mitte der Herde, als wolle es mit Behagen seinen Körper darin baden. Diese leidenschaftliche Abneigung gegen Trennung von der Herde macht unter den gegebenen Verhältnissen allein das Hüten möglich; man ist gewiß, daß, wenn die Herde sich des Nachts in Sicherheit befindet, kein einzelnes Stück fehlt.

Mit Recht weist Galton darauf hin, daß dieser Instinkt um so merkwürdiger ist, als die Rinder durchaus kein sonstiges Geselligkeitsbedürfnis haben, wie z. B. die Affen. Die Rinder bekunden keinerlei Zuneigung zu ihresgleichen, sie spielen nicht miteinander, necken sich nicht, kurz, die Herde hat für das einzelne Tier nur die Bedeutung, welche für den Frosch der Wassertümpel besitzt, auf dessen Grund er sich verbirgt. Es ist klar, daß der Herdeninstinkt nicht bloß zum Schutz, sondern auch zum Wohlbefinden der Tiere beiträgt. Denn ein einzelnes müßte sein Fressen zu oft unterbrechen, um in der Gegend umherzuspähen, wogegen in einer Vielheit jedes Tier im Gefühl des Schutzes, den sie sich gegenseitig gewähren, ruhiger und reichlicher fressen kann, was das Gedeihen befördert.

Galtons Ansicht geht dahin, daß die Ausbildung dieses Herdentriebes durch natürliche Auslese geschehen ist. Die Individuen, die des genügenden Instinktes ermangeln und sich von der Herde absondern, werden unfehlbar von den Löwen zerrissen, während die übrigen den Instinkt auf ihre Nach-

kommen vererben. Aus dem nämlichen Gesetze ergiebt sich auch, daß der fragliche Instinkt gerade bis zu dem Punkte entwickelt ist, wo er seine größte Nützlichkeit erreicht. Wäre der Instinkt noch stärker, so würden sich die Tiere allzu dicht beisammen halten und würden auf den spärlichen Weiden von Damaraland nicht genug zu fressen finden; wäre er schwächer, so hätten sie keinen genügenden Schutz gegen Ueberfall.

Von den Gemsen wird behauptet, daß sie förmliche Wachen ausstellen, während sie sich niederlegen, um zu ruhen oder wiederzukäuen. Brehm meint, hieran sei nur soviel richtig, daß man bei einem gelagerten Rudel immer eine oder mehrere aufrechtstehende und um sich äugende Gemsen bemerkt, die von dem Herannahen einer Gefahr den übrigen durch einen Pfiff Kunde geben. Dies stimmt sinngemäß mit dem vorigen Beispiel überein.

Wir haben also auf dieser Stufe im Vergleich mit der ersten die wichtige Neuerung, daß die Thätigkeiten der Individuen differenziert (unterschieden) sind, indem die einen wachen, während die übrigen fressen oder ruhen. Hiervon war auf der untersten Stufe keine Rede; nur das Schrittmachen der Zugvögel könnte man als den Anfang einer Art von Differenzierung auffassen, allein ich wiederhole, daß dasselbe einstweilen bloß auf einer Vermutung beruht, während wir hier mit beobachteten Thatsachen rechnen.

Wenn aber auch die Thätigkeit der Individuen differenziert ist, so sind es darum noch nicht die Individuen selbst. Ob dieses oder jenes Rind, diese oder jene Gemse den Feind zuerst erblickt, hängt lediglich vom Zufall ab. Ein individueller Unterschied in dem Wesen der Tiere kommt nicht in Betracht, wenn auch zugestanden werden muß, daß es einzelne aufgewecktere, wachsamere und klügere Tiere giebt, als die meisten durchschnittlich sind, eine Thatsache, die jedem Tierdresseur bekannt ist. Manche Individuen lassen sich leicht abrichten und leisten ihre „Arbeit“ mit Vergnügen, während andere nur mit Widerstreben dazu zu bringen sind und an einzelnen Hopfen und Malz verloren ist, da sie nicht zu fassen vermögen, was man von ihnen will. Dresseure pflegen mit einer gewissen Anzahl von Versuchstieren zu beginnen und die Abrichtung bei den passendsten durchzuführen, bei den unbrauchbaren jedoch bald abzubrechen. Der Unterschied in der individuellen Begabung kann sich auch im freien Leben bemerklich machen. Wenn z. B. erzählt wird, daß bei der Flucht der Gemsen eine alte Geise als Leittier die Spitze einnehme, so

ist es nicht unmöglich, daß dieses Amt einem der intelligenteren und erfahreneren Tiere zufällt. Die Differenzierung der Individuen selbst, ihre Anpassung an bestimmte Thätigkeiten, führt uns aber schon zur dritten Stufe hinüber. Hier auf der zweiten Stufe machen die individuellen Unterschiede nichts aus. Ein Rind ist so gut wie das andere, eine Gemse so gut wie die andere. Die einzelnen Mitglieder einer Herde kümmern sich nicht umeinander. Der Inhalt des Gesellschaftslebens ist strenge begrenzt auf den gegenseitigen Schutz, den sich die Tiere durch die Summierung ihrer Wachsamkeit gewähren. Auf dieser Stufe herrscht daher mit Grund die vollkommenste demokratische Gleichheit, der echte Herdengeist.

Es ist nicht möglich, alle Uebergänge zu der nächsten Stufe genau zu verfolgen, doch seien einige Angaben von Darwin („Abstammung des Menschen", Kap. 4) hier abgedruckt, welche auch bei H. E. Ziegler benutzt sind: „Soziale Tiere verrichten einander manche kleine Dienste. Pferde beknappern einander, Kühe lecken einander an jeder Stelle, an der sie ein Jucken fühlen. Affen suchen einander die äußeren Schmarotzer ab, und Brehm führt an, daß bei einem Trupp Cercopithecus griseoviridis, der durch ein dorniges Gebüsch geschlüpft war, jeder Affe sich auf einem Zweige ausstreckte, und ein anderer sich zu ihm setzte, gewissenhaft seinen Pelz untersuchte und jeden Stachel auszog.

„Doch leisten sich gesellige Tiere auch wichtigere Dienste. Die Hamadryas-Paviane drehen Steine um, um Insekten zu suchen, und wenn sie an einen großen kommen, wenden ihn so viele, als anfassen können, gemeinsam um und teilen die Beute. Brehm begegnete in Abyssinien einer großen Herde von Pavianen, welche quer durch ein Thal zogen; einige hatten bereits die gegenüberliegenden Höhen erstiegen und einige waren noch im Thale. Die letzteren wurden von den Hunden angegriffen, aber sofort eilten die alten Männchen von den Felsen herab und brüllten so fürchterlich, daß die Hunde sich bestürzt zurückzogen. Sie wurden von neuem zum Angriff angefeuert, aber schon waren alle Paviane wieder auf die Höhe hinaufgestiegen mit Ausnahme eines jungen, ungefähr 6 Monate alten, welcher, laut um Hilfe rufend, einen Felsblock erkletterte und umringt wurde. Jetzt kam eines der größten Männchen, ein wahrer Held, nochmals vom Hügel herab, ging langsam zu dem Jungen, liebkoste es und führte es triumphierend hinweg — die Hunde waren zu sehr erstaunt, um anzugreifen.

„Alle Tiere, welche in Massen zusammenleben und ein-

ander verteidigen oder ihre Feinde gemeinsam angreifen, müssen in gewissem Grade einander treu sein, und jeder, der einem Anführer folgt, muß in gewissem Grade gehorsam sein. Wenn die Paviane in Abyssinien einen Garten plündern, so folgen sie schweigend ihrem Anführer, und wenn ein unkluges junges Tier ein Geräusch macht, so bekommt es von den andern einen Klapps, um es Schweigen und Gehorsam zu lehren." So sehen die Anfänge und die ersten Uebergangsstufen zu den höheren sozialen Instinkten aus.

## 9. Dritte Stufe: das Gesellschaftsleben des Menschen.

Ein ungeheurer Abstand trennt den Menschen hinsichtlich seiner Geistesfähigkeiten von den Tieren, und entsprechend groß ist die Kluft, welche sich zwischen seinem Gesellschaftsleben und demjenigen der Tiere aufthut. Bei diesen fehlt die Differenzierung der Individuen so gut wie ganz, bezw. ist nur in sehr unbedeutenden Anfängen erkennbar: beim Menschen beruht die höhere Kultur auf der Arbeitsteilung und auf der Verwendung der Individuen nach Maßgabe ihrer differenzierten Fähigkeiten. Wenn wir unser vielgestaltiges Gesellschaftsleben ins Auge fassen, so können wir uns versucht fühlen, jede Ableitung aus dem Gesellschaftsleben der Tiere zu verwerfen. Wir müssen in vorgeschichtliche Zeiten zurückgehen, um uns zu überzeugen, daß der Mensch zwar eine Sonderstellung einnimmt, aber doch den nämlichen Naturgesetzen unterworfen ist, die das Leben der Tiere regeln.

Bei den Jägervölkern der älteren Steinzeit kann das Gesellschaftsleben ursprünglich kaum entwickelter gewesen sein, als es bei den Tieren der zweiten Stufe ist. Irgend ein besonders kräftiges oder schlaues Mitglied einer Horde mag sich auf der Jagd hervorgethan und seinen Genossen gute Dienste geleistet haben, ohne darum dauernd eine bevorzugte Stellung zu erlangen. Die Vermehrung der Menschen und die Verminderung des Wildstandes rief den Krieg der Horden gegeneinander hervor, und nun brauchte man wirkliche Häuptlinge, Führer im Kampfe. (Vergleiche H. E. Ziegler.) Die Rolle fiel natürlich solchen zu, die sich als besonders geeignet erwiesen, sei es, daß sie sich einfach selbst zu Häuptlingen aufwarfen, sei es, daß sie infolge des Ansehens, welches sie besaßen, von ihren Genossen dazu gewählt wurden.

Der Krieg stellte nur einseitige Anforderungen an die Führer. Als jedoch der Ackerbau die Menschen seßhaft

machte, begann der heute noch nicht ausgetragene Kampf zwischen der Gruppe, die sich den neuen Verhältnissen anpaßte, und einer anderen Gruppe, die ein abenteuerliches Leben im Umherziehen und Beutemachen fortführte, der Kampf zwischen gesetzlicher Ordnung und Landstreicher- oder Verbrechertum. Der Häuptling oder Fürst hatte jetzt nicht mehr bloß für die Verteidigung nach außen, sondern auch für die Erhaltung des innern Friedens zu sorgen, und damit wurden die Ansprüche an die Befähigung dessen, der ein solches Amt bekleidete, bedeutend gesteigert. Neben Mut und persönlicher Tapferkeit, Ruhe, Kaltblütigkeit und Schlauheit im Ersinnen von Kriegslisten kommen nun auch Verstand im höheren Sinne, Menschenkenntnis, Gerechtigkeit, Güte und Großmut zur Geltung. Wollte man sich die Erfordernisse noch weiter ausmalen, so würde man staunen, wie vielseitig schon bei den Jäger- und Ackerbauvölkern der neueren Steinzeit die Begabung eines Stammeshäuptlings sein mußte.

Bei Nomaden und Handelsvölkern war den Einzelnen Gelegenheit zur Erwerbung von großem Reichtum an fahrender Habe geboten. Reichtum gewährt Macht und Ansehen und dadurch die Möglichkeit, eine bevorzugte Stellung als Häuptling einzunehmen. Bei semitischen Völkern wird stets der Reichtum der Fürsten und Könige stark betont, der bei den Germanen und anderen Ariern des Altertums nur eine untergeordnete Rolle spielte. Mit der fortschreitenden Kulturentwickelung gewann aber auch im Abendlande der Reichtum eine größere Macht. Das Patriziat der deutschen Städte, die Fürstentitel verschiedener italienischer Häuser führen auf reiche Handelsleute zurück. Hierdurch tritt eine weitere Gruppe von Anlagen in den Kreis derer, die eine hervorragende gesellschaftliche Stellung verleihen, nämlich die Geschicklichkeit im Handel und Wandel, die Mäßigkeit, die Sparsamkeit, dann wieder die Prunkliebe und die Freigebigkeit, jedes am richtigen Orte angewandt, die Liebe zur Kunst und das Verständnis für jede erwerbende Thätigkeit. Auch diese Seelenanlagen von Häuptlingen und einflußreichen Persönlichkeiten waren zur Hebung der Wohlfahrt ganzer Gemeinwesen von großer Bedeutung. Je entwickelter die Gemeinwesen sich gestalteten, desto mannigfaltiger wurden naturgemäß die Anforderungen, die ihre Leiter zu erfüllen hatten.

Die geschichtliche Entwickelung bewegt sich in der Richtung, daß aus den ursprünglichen kleinen Horden größere Sippen und Stämme, später durch freiwilligen oder

halbfreiwilligen Anschluß oder durch kriegerische Unterwerfung aus den Stämmen größere Gemeinwesen, eigentliche Staaten, aus den kleinen Staaten ebenso durch allmähliche Vereinigung größere Staaten werden. Es ist das Gesetz des „Kampfes ums Dasein", welches hier waltet. Die zweckmäßiger organisierten Gemeinwesen und Staaten bezwingen die weniger gut organisierten und verschaffen dadurch ihren besseren Einrichtungen ein größeres Verbreitungsgebiet. Auf dem Wege der Unterwerfung von angrenzenden Gemeinwesen und Staaten ist das römische Weltreich solange gewachsen, bis es auf einen Nachbar stieß, dessen Organisation stärker war, als die der zerfallenden römischen Gesellschaft. Die Staaten des modernen Europa, vom Ural bis zum Atlantischen Meere, sind auf die nämliche Weise entstanden. Die neuere Geschichte des Deutschen Reiches ist ein fortgesetzter Prozeß der natürlichen Auslese, durch welche die kleinen, schwachen und schlechtregierten Staatengebilde durch größere, stärkere und besser geleitete aufgesogen werden. Diese Geschichte lehrt uns besonders eindringlich, wie wichtig die Persönlichkeit der Staatsoberhäupter hierbei ist. Mitten in dem allgemeinen Zerfall seit dem Dreißigjährigen Kriege ragen die Hohenzollern durch weiten Blick, haushälterischen Sinn und militärische Tüchtigkeit hervor und schaffen einen neuen Kryſtallisationsmittelpunkt, an den das wiedergeborene Deutsche Reich sich angliedert. Der Zufall hat manche Ungerechtigkeit im einzelnen begangen, indem er fürstliche Häuser beseitigte, die ein besseres Los verdient hätten. In der Hauptsache traf jedoch die Auslese das richtige, und namentlich diejenige, deren Zeuge das lebende Geschlecht war, predigte beherzigenswerte Lehren.

Der Krieg mit Frankreich hat dem Deutschen Reiche nicht bloß durch den kleinen Landzuwachs genutzt. Der Ruf militärischer und sonstiger Ueberlegenheit hat das Ansehen Deutschlands im Auslande ungemein gehoben, und das höhere Ansehen hat ihm mittelbar wirtschaftliche Vorteile durch vergrößerten Absatz seiner Erzeugnisse verschafft. Nur durch vermehrte industrielle Thätigkeit konnte ermöglicht werden, daß jetzt das Gebiet des Deutschen Reiches von 15 Millionen Menschen mehr bewohnt ist als vor 1870, und daß es sämtlichen Einwohnern im ganzen besser ergeht als vorher. Der Zuwachs von 15 Millionen ist ein ungeheurer für einen Zeitraum von 30 Jahren; er übertrifft die Einwohnerzahl, welche 1870 Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen besaßen. Der Staatsmann, der einen solchen Erfolg

erzielte, sollte in den Arbeiterkreisen die allerverehrteste Persönlichkeit sein; daß er es nicht ist, ja sogar als ein Feind der arbeitenden Klasse verrufen wird, beruht lediglich auf dem geringen Grad von Urteilsfähigkeit, der in den fraglichen Kreisen herrscht.

Ich bin hiermit bei dem Punkte angelangt, der den wesentlichsten Vorteil des hochgesteigerten Gesellschaftslebens darstellt und zugleich die tiefste Einsicht in die Bedeutung der Arbeitsteilung gewährt. Durch die Differenzierung der Thätigkeiten und durch die Anpassung der Individuen an diese Differenzierung kann es geschehen, daß eine immer größere Zahl von Individuen auf einem Raume lebt, der vorher nur eine viel geringere Zahl ernähren konnte. Wollte man Deutschland wiederum zu einem bloßen Ackerbaustaat machen, so müßte über die Hälfte seiner Einwohner auswandern, und wollte man gar zur Stufe des Jägervolks zurückkehren, so wäre nur eine sehr kleine Zahl in der Lage, ihren Unterhalt zu finden. (Vgl. H. E. Ziegler S. 154 ff. und H. Wahle S. 19.) Die zunehmende Bevölkerung ist die treibende Ursache, welche die Differenzierung der Thätigkeiten hervorruft und dieselbe immer weiter ausbildet. Und die von Natur bestehende Differenzierung der Individuen schafft für diese weit mehr Lebensmöglichkeiten, als undifferenzierte Individuen finden würden. Lebte an und auf einem Baume bloß eine einzige Insektenart, so könnten sich nur eine gewisse Zahl von Individuen ernähren; giebt es aber hundert Arten, die an verschiedene Nahrung (Wurzel, Rinde, Saft, Blätter, Blüten, Früchte u. s. w.) und Lebensweise angepaßt sind, so ist Platz für eine außerordentlich viel größere Gesamtzahl von Individuen vorhanden. Dann können Individuen und Arten am Leben bleiben, die sonst umkommen müßten. Diese Seite des Gesellschaftslebens wird in der Regel nicht genügend gewürdigt, obwohl unschwer einzusehen ist, daß für den Menschen kein anderes Gesetz gilt, als für die Tierwelt; nur handelt es sich bei den Tieren um verschiedene Arten, beim Menschen um bloße individuelle Abweichungen.

Das Unterscheidende der zweiten und dritten Stufe des Gesellschaftslebens beruht also darauf, daß in der höchsten Wirbeltiergesellschaft nur die sozialen Thätigkeiten der Individuen differenziert erscheinen, die Individuen aber nicht, während beim Menschen die Individuen selbst ungleich an Begabung und dadurch zu bestimmten Gesellschaftsaufgaben

tauglich sind, für welche sie dann auch verwendet und dem Dasein erhalten werden.

## 10. Die nutzbringendste Gestaltung der Gesellschaft.

Der letzte Satz giebt uns den Maßstab dafür, wie die nutzbringendste und darum idealste Gestaltung der Gesellschaft geartet sein muß. Eine staatlich organisierte Gemeinschaft von Menschen wird um so besser den Kampf ums Dasein bestehen, je mehr sie der Bedingung entspricht, daß an jedem Platze die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Begabung geeignet ist, den Platz am besten auszufüllen. Zur Leitung der Beziehungen zu anderen Völkern müssen die fähigsten Staatsmänner berufen sein, die jeden Vorteil für ihre Nation wahrzunehmen wissen. Sie werden darin größeren Erfolg erzielen, wenn ihnen Militärs zur Seite stehen, welche die Verteidigungsmittel vorzüglich zu organisieren und im Falle des Krieges anzuwenden imstande sind: denn man wird mit einer solchen Macht nicht in Streit geraten wollen und darum lieber den Forderungen ihrer Staatsmänner nachgeben. Verwaltung und Justiz bedürfen gebildeter und unbestechlicher Beamter in angesehener Lebenslage. Es muß ein Großhandelsstand vorhanden sein, der durch Umsicht und Rührigkeit den nationalen Erzeugnissen lohnenden Absatz auf dem Weltmarkte verschafft und zum Entgelt für diese Ausfuhr eine Menge von Gegenständen einführt, die das Leben im Inlande billiger, genußreicher und schöner machen für Hoch und Nieder. Industrielle Unternehmer dürfen nur Männer sein, die das erforderliche Maß technischen und organisatorischen Talentes besitzen, um nicht nur die Erzeugnisse zu den billigsten Preisen herstellen zu können, sondern auch noch Vorteile für sich und ihre Arbeiter herauszuschlagen. Neben ihnen muß Raum für einen Gewerbestand bleiben, der einer größeren Anzahl fähiger Köpfe unter den Arbeitern die Erlangung einer selbständigen Stellung ermöglicht und einem unabhängigen städtischen Bürgertum die materielle Grundlage gewährt. Der Arbeiterstand muß genügende Geschicklichkeit besitzen, um die technischen Leistungen der Industrie immer mehr zu vervollkommnen, und er muß sich willig seiner Aufgabe widmen. Gleichwie die Unternehmer und Handwerker es als eine Ehrenpflicht zu betrachten haben, daß sie ihre Arbeiter als schätzenswerte Gehilfen behandeln und nach Kräften für sie sorgen, so müssen die Arbeiter in jenen ihre natürlichen Vorgesetzten und Führer er-

blicken und sich mit Vertrauen und Hingebung ihrer Leitung überlassen. Von der größten Wichtigkeit ist ein Bauernstand, der unter naturgemäßen Bedingungen seine Aufgabe erfüllt, allen übrigen Berufsständen nicht nur Brot, sondern auch den Menschenersatz zu schaffen, der, wie wir sehen werden, darum notwendig ist, weil die dem Zusammenhang mit der Mutter Erde entzogenen Stände dem Aussterben verfallen, während das Land durch unbegrenzte Zeiträume hindurch an Leib und Seele gesunde Menschen zu erzeugen vermag. Damit der Bauernstand diese Aufgabe erfüllen kann, darf es ihm nicht so gut gehen, daß er üppig wird und ausartet, und auch nicht so schlecht, daß er trotz aller aufgebotenen Mühe wirtschaftlich unterliegt. Endlich muß es neben den Beamten und Erwerbsständen eine größere Zahl von Personen in materiell unabhängiger Stellung geben, welche die besondere Begabung besitzen, sich wissenschaftlichen Bestrebungen und künstlerischem Schaffen oder gemeinnützigen Thätigkeiten von irgend einer sonstigen Art zu widmen. Diese Klasse hat große Bedeutung, nicht nur weil von ihr neue praktisch verwertbare Entdeckungen und Erfindungen ausgehen und die feinere Geisteskultur gepflegt wird, sondern auch weil sie als Lehrer und Aneiferer der Jugend unentbehrlich ist, und weil aus der Mitte der allgemein Gebildeten die Staatsmänner, Gesetzgeber, Verwaltungsbeamten, Großindustriellen, Forscher und Erfinder, mit einem Worte die Bahnbrecher entspringen, deren die Gesamtheit bedarf. Nur eine einzige Klasse soll nicht oder doch möglichst schwach vertreten sein: die der Unbegabten, die zu nichts taugen, nicht einmal tüchtige Arbeiter sein können und als Landstreicher, Bettler oder Verbrecher ihr Dasein fristen. Je geringer diese Klasse an Zahl, desto größer wird die Wohlfahrt aller Uebrigen sein.

Parteien und Parteikämpfe wird es in einer solchermaßen organisierten Gesellschaft auch geben, und sie sollen schon aus dem Grunde nicht fehlen, weil sie ebenfalls einen Wettkampf ums Dasein, einen Wettkampf der Anschauungen darstellen, von denen die besten und zweckmäßigsten durchdringen müssen. Aber die Parteikämpfe sollen nicht einen solchen Grad erreichen, daß sie die Einigkeit des Volkes gefährden und die Kräfte der Staatsleiter durch unfruchtbare Zänkereien und Umtriebe nutzlos verzehren. Nach außen muß das ganze Volk wie ein Mann hinter seinen Diplomaten stehen und den Eindruck hervorrufen, daß es entschlossen sei, seine Interessen um jeden Preis zu verteidigen. Einem solchen

Volke würde mit Naturnotwendigkeit die Hegemonie über minder gut organisierte Staaten zufallen, und sollte es in Krieg verwickelt werden, so hätte es nach dem Gesetze der natürlichen Auslese die gegründetste Hoffnung auf entscheidenden Sieg und auf glücklichen Fortbestand.

Dieses Gesellschaftsideal ist weit entfernt von den Vorstellungen, die heutzutage viele Köpfe erfüllen; aber es hat den Vorzug, daß es auf naturgesetzlicher Grundlage beruht. Die Frage ist nun, auf welche Weise es geschehen kann, daß die menschliche Gesellschaft dem obigen Ideale so nahe kommt wie möglich.

## 11. Falsche Ideale des Gesellschaftslebens.

Ehe wir in unseren Betrachtungen weitergehen, müssen wir den falschen Idealen eine kurze Betrachtung widmen. Zunächst denen der Sozialdemokratie. Statt daß jeder möglichst an denjenigen Platz gebracht wird, den er gemäß seinen Anlagen am besten ausfüllt, soll nach diesem System jeder alles Beliebige sein können. Nicht die Befähigtsten sollen den Staat leiten, sondern die, welche vom Volke direkt dazu gewählt werden, also meist ehrgeizige Schwätzer, die durch Schmeicheleien und Schlagwörter die Massen zu bestimmen wissen. Nicht Männer von hervorragendem organisatorischen Talent sollen den industriellen Unternehmungen vorstehen, sondern die Arbeiter selbst sollen diese innehaben, und nur ihr Wille soll entscheidend sein. Die Handarbeiten sollen nicht von denen verrichtet werden, die für eine geistige Arbeit unzulänglich begabt sind, sondern jedermann, auch der Höchstbegabte, soll täglich eine gewisse Zeit in einer Fabrik schaffen. Dies alles ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was eine Gesellschaft im Kampf ums Dasein fördert.

Das falsche Ideal ist ungemein verbreitet, nicht bloß in den Köpfen „zielbewußter" Sozialdemokraten. Bei den letzteren nimmt es nur seine ausgeprägteste Gestalt an. In sehr vielen Kreisen begegnet man verwandten, wenn schon nicht so weitgehenden Ansichten. Fast allgemein wird geglaubt, daß man auf dem Wege allgemeiner und direkter Wahlen die Männer herausfinden könne, die sich zur Staatsleitung und Gesetzgebung am besten eignen. Das parlamentarische System fordert geradezu, daß die Regierungen den ausgesprochenen Willen der Volksvertretung als maßgebend ansehen, und daß ein Ministerium zurücktritt, welches in dem betreffenden Parlament

in der Minderheit geblieben ist. Daß wir in Deutschland noch nicht so weit sind, wird von vielen als eine Unvollkommenheit, als ein Ueberbleibsel „rückschrittlicher" Einrichtungen angesehen, während es, richtig betrachtet, ein Quell der Stärke ist. Man wagt aber heutzutage kaum mehr, dies offen auszusprechen.

Die Bedeutung des Unternehmerstandes wird ebenso fast durchweg unterschätzt. Nach der Meinung der Sozialdemokraten ist der Unternehmer bloß ein Blutsauger, der sich vom Ertrag des Fleißes seiner Arbeiter wohl sein läßt, der aber ganz gut zu entbehren wäre. In Beamten- und Pastorenkreisen hält man nicht selten den Unternehmer für einen Mann, der nur schnell reich werden will und dem es gar nicht darauf ankommt, die Arbeiter „auszubeuten". Daß die Unternehmer die geborenen Organisatoren der nationalen Arbeit darstellen, daß sie durch keine mittels allgemeiner und direkter Wahl ernannte „Administratoren" ersetzt werden können, einfach aus dem Grunde, weil sie durch die hier ausschließlich maßgebende natürliche Auslese aus dem Wettbewerb Aller hervorgegangen sind, — das leuchtet nur wenigen ein und wird höchstens theoretisch, mit vielen Wenn und Aber zugegeben. Man könnte aber für diese Ansicht die in Deutschland so oft mißbräuchlich von den Sozialreformern angerufene Autorität Carlyles in die Wagschale werfen, denn er erklärt die Großindustriellen für den Ansatz zu einer neuen Aristokratie, welche die der Geburtsaristokratie abhanden gekommene Kunst versteht, Menschenmassen zu befehligen.

Das Hauptergebnis meiner Kritik scheint mir, kurz gesagt, darin zu bestehen, daß die begabten Leute obenhin gehören und die unbegabten untenhin, und daß die Welt nicht besser wird, wenn man trachtet, dieses natürliche Verhältnis umzukehren.

Aber ebenso bestimmt möchte ich die entgegengesetzte Anschauung bekämpfen, als ob die Welt bloß für die an Geist oder Besitz Hervorragenden da wäre und die Massen nur zum Fußschemel für jene taugten. Von denen, für die der Mensch überhaupt erst beim Baron anfängt, ist kein Wort zu reden. Ebensowenig von denen, die das Ziel des Lebens nur in einem Taumel des Genusses erblicken, wie ihn Reichtum verschaffen kann. Wohl aber muß unsere Kritik einer Philosophie gewidmet werden, welche, wie diejenige Friedrich Nietzsches, in dem Hochbegabten den einzig wahren Menschen und in den Massen bloß zum Dienen geschaffenes Herdenvieh erblickt. Der

soziale Abstand soll nach Nietzsche dazu dienen, das Selbstgefühl der höheren Klassen zu stärken. Diese „Philosophie der Unbarmherzigkeit" wäre allerdings geeignet, die geistig Begabten eines Volkes in schaffensunlustige „Décadents" zu verwandeln. Das einzig Gute an Nietzsches Lehre, das ihr auch in weiten Kreisen Freunde verschafft hat, besteht darin, daß sie gegenüber der herrschenden sentimentalen Verhimmelung der Massen wieder der Individualität und dem Geiste zu ihrem Recht zu verhelfen suchte. Dabei hat Nietzsche jedoch weit über das Ziel hinausgeschossen.

Die oberen und die unteren Klassen der Menschheit gehören notwendig zusammen, denn sie stellen nur Anpassungen an bestimmte Aufgaben des der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Gesellschaftslebens dar, wie dies G. Schmoller in seiner Abhandlung „Das Wesen der Arbeitsteilung und der sozialen Klassenbildung" (1890) ausgeführt hat. Die Klassen auseinanderzureißen hat keinen Sinn, weil kein Teil ohne den andern seine Aufgabe erfüllen kann, und sie gewaltsam zu vermischen hat ebenfalls keinen Sinn, weil eine gewisse soziale Absonderung stattfinden muß, die aber eine viel tiefere Bedeutnng hat, als Nietzsche glaubte.

## 12. Die „soziale Frage".

Man spricht heutzutage viel von der „sozialen Frage" und versteht darunter das Problem, das Leben der unteren Klassen günstiger zu gestalten, so daß deren Angehörige sich weniger abarbeiten und absorgen müssen und dabei doch besser wohnen, essen und geistiger Bildung teilhaftig werden können, als jetzt. Diese Ziele entspringen dem Gefühlsleben der höheren und dem begreiflichen Drängen der unteren Klassen selbst. Es ist sehr edel, sich der Enterbten und Gedrückten anzunehmen, die es auch an dem gehörigen Lärm bei Wahrnehmung ihrer Interessen nicht fehlen lassen, da sie an Zahl die große Mehrheit bilden. Allein wir werden sehen, daß bei rein verstandesmäßiger Prüfung der „sozialen Frage" sich recht schwere Bedenken gegen eine allzu einseitige Vertretung des Gefühlsstandpunktes ergeben, und daß die Verbesserung der sozialen Lage der unteren Klassen nicht ohne Nachteil erzwungen werden kann.

Eine andere Gestalt gewinnt die soziale Frage, wenn wir sie in dem naturwissenschaftlichen Sinne betrachten, der unseren bisherigen Betrachtungen zu Grunde liegt. Die allerwichtigste soziale Aufgabe ist darnach nicht sowohl die „Hebung" ganzer

Klassen, als die Sorge für den richtigen Verlauf des Prozesses, durch den die einzelnen Individuen an die ihren Anlagen am besten entsprechende Stelle gebracht werden. Dieser Ansicht war auch Carlyle, als er die Ernte von geistigen Talenten für die wichtigste erklärte, für wichtiger, als die Ernten von Baumwolle, Mais u. s. w., über die die Zeitungen so sorgfältig berichten. Ihm zufolge wiegt eine Million Dummköpfe einen genialen Mann nicht auf; da jene den Geist eines Genies nicht einmal recht fassen können, wäre das beste, sie sprächen so: „Wir verstehen dich zwar nicht ganz, aber wir merken, daß du edler, weiser und größer bist, als wir, und wir wollen dir treulich folgen.“ Der Hochbegabte soll, auch wenn er an unterster Stelle das Licht der Welt erblickt hat, einen entsprechenden Platz einnehmen können, sogar den allerersten in der Gesellschaft, wenn niemand vorhanden ist, der ihn an Befähigung überragt. Ein oben Geborener soll seinen Platz räumen, wenn er nicht die Fähigkeit besitzt, ihn so auszufüllen, wie dies im Interesse der Allgemeinheit verlangt werden muß. Darin liegt das wichtigste soziale Problem: denn wie wir gesehen haben, hängt von dessen richtiger Lösung die innere Wohlfahrt eines Volkes ab, und im Falle äußerer Verwickelungen sein Sieg im Kampfe ums Dasein.

Schlechte soziale Einrichtungen sind nicht nur ein Born der Unzufriedenheit — das vernehmen wir oft genug — sondern sie bergen die Gefahr in sich, daß ein besser organisiertes Volk eines Tages als Sieger erscheint und die Fremdherrschaft bringt, eine Möglichkeit, mit der bei uns viel zu wenig gerechnet wird, obwohl die Geschichte unseres Vaterlandes uns belehren könnte, wie oft schon die Mängel unserer nationalen Organisation unsere Unterdrückung und Ausbeutung durch die Fremden zur Folge gehabt haben. Das nationale Heer ist notwendig und muß möglichst stark sein: man kann aber selbst im Besitze eines starken Heeres unterliegen, wenn die gesellschaftliche Organisation nichts taugt oder nicht in gehörigem Gange ist.

Welche Einrichtungen besitzen wir nun, die dazu dienen sollen, den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu bringen? Es bestehen Mechanismen, die auf dem Wege des geschichtlichen Werdens sich zu ihrer jetzigen Gestalt herausgebildet haben und deren Räderwerk in der merkwürdigsten Weise ineinandergreift. Wenn wir sie näher betrachten, so werden wir nicht ohne Staunen wahrnehmen, wie das Endergebnis der sozialen Auslesevorgänge doch im ganzen ein befriedigendes ist, und wie wenig ein menschlicher Kopf bessere

Einrichtungen oder nur ebensogute zu ersinnen vermöchte. Denn an diesen Einrichtungen haben die Köpfe vieler Tausender von der fernsten Vergangenheit bis zur Gegenwart gearbeitet und ihre Erfahrungen verwertet.

## 13. Gesellschaftsmechanismen zur natürlichen Auslese der Individuen.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen, die dazu dienen, die Individuen nach ihrer Befähigung auszulesen und jedes auf den Platz zu bringen, den es vermöge seiner Veranlagung am besten ausfüllen kann, sind von zweierlei Art. Die einen bezwecken, das Emporkommen Berufener zu fördern, die andern das Durchdringen Untauglicher oder Unwürdiger zu verhindern. Beide Einwirkungen ergreifen die Menschen schon in ihrer frühen Jugend. Bei den Kindern sind die Anlagen noch unentwickelt und unkenntlich. Sie bedürfen der Ausbildung und Pflege, und dies ist die Aufgabe der verschiedenen Arten von Schulen. Die Einführung des Schulzwanges ist aus altruistischen Trieben hervorgegangen, aber diese allein würden nicht genügen, um den ganzen Mechanismus in Bewegung zu setzen. Jeder Mensch hat den egoistischen Trieb, sich selbst vorwärts zu bringen, und wo dieser noch fehlt, wie es bei den Kindern der Fall ist, da treten die Familientriebe der Eltern fördernd und anspornend ein. Aus diesem Beispiel erkennt man wieder, daß die Gesellschaft nicht auf altruistische Triebe allein aufgebaut werden kann, sondern auch der egoistischen notwendig bedarf.

Daß die Schulen die Aufgabe haben, die Geistesanlagen der Kinder zu entwickeln, ist allgemein bekannt, weniger, daß sie auch als Auslese-Einrichtungen wirken. Wir betrachten zunächst die erstgenannte Seite ihrer Wirksamkeit.

Die Volksschulen sind vornehmlich auf den Bauern- und Arbeiterstand berechnet, dürften aber manchmal ihrer Aufgabe besser angepaßt sein. Die landwirtschaftlichen und Gewerbeschulen lehren der reiferen Jugend die Fachkenntnisse, die zur erfolgreichen Ausübung der betreffenden Berufe erforderlich sind. Mehr als in Norddeutschland ist das Gewerbeschulwesen zur Zeit in den südlichen Bundesstaaten entwickelt. Hier kann man wirklich behaupten, daß jedem jungen Arbeiter die Gelegenheit geboten ist, seine Fähigkeiten auszubilden, um je nach deren Art und Maß einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen. Der Handwerksgeselle wünscht ge-

wöhnlich, es zum Meister zu bringen, was ihm nach erfolgreichem Besuch der Gewerbeschule nicht schwer fällt. Die Fabrikarbeiter haben im allgemeinen weniger günstige Aussichten, Unternehmer zu werden, wer aber das Zeug zur Ausfüllung eines besseren Platzes in sich hat, braucht gleichwohl nicht an einem untergeordneten zu bleiben. Entweder nimmt er seinen Weg durch die Stellungen als Vorarbeiter, Aufseher, Werkmeister, Magazinier in der Fabrik selbst, oder er sucht sich die nötige Vorbildung zu verschaffen, um als Kleingewerbetreibender oder Unterbeamter anzufangen und allmählich vorwärts zu kommen. Der Civilversorgungsschein bildet häufig den Schlüssel zum Eintritt in die Beamtenlaufbahn.

Durch den Besuch der Fach-, Mittel- und höheren Schulen (Kunstgewerbe- und Baugewerkschulen, Gymnasien, Real- und Reformgymnasien, Real- und Oberrealschulen, technischen Hochschulen und Universitäten) wird fähigen Köpfen das Mittel an die Hand gegeben, um sich auf jede Art von Stellung vorzubereiten. Man könnte einwenden, daß der Eintritt in diese Schulen nur den Söhnen der bemittelten Klasse möglich, denen der unbemittelten hingegen versagt sei. Wenn dem so wäre, so müßte man unsere Einrichtungen als sehr unvollkommen bezeichnen. Die altruistische Gesinnung, die in unserer Gesellschaft eine so bedeutende Rolle spielt, hat aber schon dafür gesorgt, daß auch der unbemittelte Zögling nicht zu verkümmern braucht. Der Besuch der Anstalten ist jedem gestattet, und es finden auch für ärmere befähigte Schüler weitgehende Befreiungen vom Schulgeld statt. Nicht nur dies, sondern es werden solchen Schülern Stipendien aus Stiftungs-, Gemeinde- oder Staatsmitteln zugewendet. An dem guten Willen fehlt es also keineswegs, nur die Befähigung entscheiden zu lassen, aber hier beginnt schon die zweite Art der Wirksamkeit der Unterrichtsanstalten, nämlich die auslesende. Diese ist der Natur der Sache nach mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Eltern, Lehrer, Schul- und Stiftungsbehörden suchen gut veranlagte Schüler in höhere Schulanstalten zu befördern. Dabei stützen sie sich ausschließlich auf gute Zeugnisnoten, aber leider ist dieses Kennzeichen nicht untrüglich. Schlechte Fleißnoten eines technisch begabten Lateinschülers beweisen sehr wenig, und schlechte Betragensnoten eines Knaben mit lebhaftem Temperament können irre führen. Anderseits kann man sich auch auf gute Noten nicht verlassen, weil das Leben andere Anforderungen stellt als die Schule. Hierdurch kann mancher

zurückgesetzt, mancher bevorzugt werden, der später das über ihn gefällte Urteil nicht bestätigt. Ueber diese Schwierigkeiten ist nicht wegzukommen, auch nicht durch große Weitherzigkeit, wie wir sehen werden. Man muß sich damit zu trösten suchen, daß wirklich hervorragende Begabung sich unter allen Umständen Bahn bricht, und daß es kein richtig verstandenes Gesellschaftsinteresse ist, mittelmäßigen Individuen in höhere Stellungen zu verhelfen, da die Mittelmäßigkeit ohnehin im Ueberfluß vorhanden ist.

Dagegen, daß untaugliche Individuen nicht in höhere Stellungen kommen, wo sie Befähigteren den Platz versperren, hat sich die Gesellschaft durch eine ganze Reihe von Einrichtungen zu schützen gesucht.

Eine große Bedeutung hat auch hier wieder die Schule, und dies möchte ich um so stärker betonen, als die auslesende Wirkung des Lehrganges meist zu wenig beachtet wird, obwohl sie sehr tief in das Leben der Einzelnen eingreift. Ein großer Teil der Knaben, die in ihrem neunten Jahr in die Mittelschulen geschickt werden, soll nur die Berechtigung zum einjährigen Dienst erwerben und ist deswegen hier nicht von Interesse für uns, da jene mit dem Berechtigungsschein aus der Anstalt austreten. Aber auch von denen, welche ein gelehrtes Fach ergreifen wollen, fällt ein großer Teil ab, ehe die oberste Klasse erreicht ist, und dann bringt das Abiturienten-Examen nochmals eine Siebung zu stande. Nur 20 Procent der Sextaner machen die Gymnasien mit Erfolg durch, die übrigen 80 Procent fallen durch das Sieb. Manches läßt sich gegen die sehr oft veralteten Anforderungen unserer Mittelschulen einwenden, aber die leitende Absicht geht doch dahin, daß ihre Zöglinge nach Geist und Charakter mehrfach erprobt werden; willensschwache Individuen vermögen eine solche Laufbahn gar nicht zu durchlaufen.

Nach Abschluß der Universitätsstudien kommen dann die eigentlichen Staatsprüfungen, durch die festgestellt wird, wer die Befähigung besitzt, sich einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen oder ein höheres Staatsamt zu bekleiden, und hierbei giebt es nochmals Abfall. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil kommt ans Ziel.

Auch für die mittleren und unteren Beamtenstellen fordert der Staat ein durch Prüfungen nachzuweisendes Maß theoretischer und praktischer Kenntnisse, das aber geringer bemessen ist als für die oberen, und es folgen hiebei nicht mehrere Siebungen aufeinander.

Die Prüfungen bilden für diese Klassen der Gesellschaft den Kampf ums Dasein; ist der Kampf einmal bestanden, dann findet bei der Mehrzahl der Individuen kein heftiger Wettbewerb mehr statt. Der Staat gewährt ihnen ein festes und mit dem Alter wachsendes Einkommen, das sie höchstens durch grobes Verschulden einbüßen können. Nur für die alleroberſten Stellen, für die Staatsleiter selbst und für die Kollegialmitglieder der obersten Behörden tritt nochmals eine Auslese ein, bei der die Befähigung den Maßstab bilden soll, wenn auch Nebenrücksichten nicht ganz ausgeschlossen werden können. Die Auswahl steht bei uns den Monarchen zu, die dabei dem Rate der Minister zu folgen pflegen; der Sinn der Einrichtung ist also eine Art Kooptation, eine Auswahl der Befähigten durch die Befähigtsten. In republikanischen Staaten kommt, obwohl man nach der Theorie das Gegenteil erwarten sollte, weit mehr Protektion vor, als in monarchischen, weil die Einflüsse der Parteien dahin gerichtet sind, ihren Anhängern ruhige und einträgliche Stellungen zu verschaffen, und diesen Einflüssen das gewählte Staatsoberhaupt mehr unterliegt als ein Monarch, der kraft seines Erbrechtes seinen Platz einnimmt und daher viel unabhängiger dasteht. Die Erblichkeit der obersten Stelle in der Gesellschaft bietet große Vorteile, aber auch manche Gefahren. Letztere werden häufig überschätzt, denn man nimmt keine Notiz davon, daß die fürstlichen Persönlichkeiten das Endprodukt einer außerordentlich lange auf ihre Familien wirkenden natürlichen Auslese sind. Sie besitzen mit seltenen Ausnahmen eine Begabung über Mittel, und zwar wurde diese ganz besonders nach der Seite hin entwickelt, die bei einem Staatsoberhaupte von Wichtigkeit ist.

Im gewerblichen Leben bestand vormals auch eine Art von Prüfung, das Meisterstück. Seit der Einführung der Gewerbefreiheit herrscht ein Wettbewerb, bei dem lediglich die Käufer entscheiden. Wer sein Geschäft am tüchtigsten betreibt, kommt vorwärts, wer nachlässig und träge ist, kommt zurück. Die Freiheit des Gewerbebetriebes hat eine sehr große Anstrengung der Individuen im Gefolge, da eine viel umfassendere Kenntnis und eine niemals ruhende Ueberlegung von denselben gefordert wird. Dies ist aber notwendig, wenn die wirklichen geborenen Organisatoren an das Tageslicht treten sollen, die nicht an äußeren Merkmalen zu erkennen sind. Selbstverständlich kann die Gesellschaftsmaschine nur dann richtig funktionieren, wenn der Wettbewerb mit redlichen Mitteln geführt wird. Unlautere Kniffe sind womöglich auf

dem Wege der Gesetzgebung zu unterdrücken. Die Gewerbefreiheit darf keine „schrankenlose", der Wettbewerb kein „unlauterer" sein, sonst werden nicht die tüchtigsten, sondern die frechsten und rücksichtslosesten Individuen emporgehoben.

Sowohl auf dem Gebiet der technischen Erfindungen, als auch auf dem der Kunst pflegt man öffentliche Wettbewerbungen zu veranstalten, um die verborgenen Talente hervorzulocken und ihre Leistungen zu vergleichen. Der Sieger in einem solchen Wettbewerb verschafft sich Namen und Ansehen, d. h. er steigt in den Augen seiner Mitmenschen. Hier liegt der „Kampf ums Dasein" ganz offen vor Augen. Das Submissionswesen, welches nicht sowohl nach der besten Leistung fragt, sondern nur nach dem billigsten Preise, hat eine solche Bedeutung nicht, oder doch nur in untergeordnetem Grade, insofern, als ein gut organisiertes Geschäft etwas billiger liefern kann, als ein anderes. Im allgemeinen giebt aber hierbei allzu oft die Anwendung leichtsinniger Grundsätze, oft geradezu die Unlauterkeit den Ausschlag zu Gunsten des Siegers, und es ist daher ganz berechtigt, daß die solide Geschäftswelt sich gegen die Submissionen verwahrt.

Der Arbeiterstand ist, wie der Gewerbestand, dem allgemeinen Wettbewerb ausgesetzt. Der Vollzug der Auslese liegt hauptsächlich in der Hand der Unternehmer und ihrer Aufsichtsbeamten. Die geschickten und fleißigen Arbeiter behält man, die unbrauchbaren schickt man fort. Das Vordringen der letzteren ist fast unmöglich, denn unter den verschiedenen Arbeitergruppen waltet ein beständiger und unerbittlicher Kampf ums Dasein. Jede Erhöhung der Ansprüche an die Leistungsfähigkeit, wie sie durch die technischen Verbesserungen bedingt wird, ruft eine natürliche Auslese der Befähigten und ein Zurückdrängen der weniger Befähigten hervor. Ich müßte hier zu weit abschweifen, um dies näher zu begründen; im II. Teile werde ich mit Ausführlichkeit darauf zurückkommen.

Für die untersten Stufen der menschlichen Begabung bestehen besondere Einrichtungen zur Ausscheidung der Individuen, die unbrauchbar zu jeglicher nutzbringenden Thätigkeit, zum Teil vermöge der eigentümlichen Art und Mischung ihrer Anlagen gemeinschädlich sind: Polizei und Strafrechtspflege. Die Polizei besitzt noch eine ziemlich deutliche Vorstellung davon, daß sie dazu da ist, die Gesellschaft vor den Landstreichern, Gewohnheitsdieben, Zuhältern, Lärmmachern u. dgl. zu schützen, während die Strafrechtspflege ihren ursprünglichen Zweck als Schutzvorrichtung aus dem Auge verloren hat.

Man konstruiert einen abstrakten Rechtsbegriff und bestraft die verbotene That mit schwererer oder leichterer Strafe, je nach den Umständen des „Falles“. Ob die Strafe den Zweck erfüllt, den Verbrecher unschädlich zu machen, darnach wird gar nicht gefragt. Die drakonischen Strafen früherer Zeiten erwecken durch die bloße Schilderung unser Grauen, aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie ihren Zweck meistens gründlich erfüllten, indem sie den Uebelthäter entweder wegschafften, oder doch durch eine langwährende Einsperrung von der Fortpflanzung ausschlossen. Das half, während wir bei unseren milden und bald vergessenen Strafen, nach deren Erstehung der Betreffende wieder in das bürgerliche Leben zurücktritt und Kinder erzeugt, meist auch durch Ausübung seines Stimmrechts das Schicksal der Allgemeinheit lenken hilft, uns nicht über die Zunahme des Verbrechertums beklagen dürfen, ohne an unsere eigene Brust zu schlagen: wir selbst haben ein Gesetz mißachtet, ein unerbittliches Naturgesetz, das wir nicht kannten, das Gesetz der Vererbung und der natürlichen Auslese. Gesetzesunkenntnis schützt nicht vor den Folgen der Uebertretung; darum sollten wir unsere Juristen auch ein wenig über die Naturgesetze unterrichten und in unseren gelehrten Streitereien über den Charakter der Strafe als Vergeltung, als Abschreckung, als Besserungsmittel u. dergl., den allernächstliegenden nicht vergessen: die Strafe als Schutzmittel.

Die Strafrechtspflege ergreift jeden, der sich gegen die Gesetze verfehlt, einerlei welcher sozialen Stufe er angehört. Sie ergänzt die Vorrichtungen, die das Aufrücken ungeeigneter Individuen in höhere Stellungen verhindern sollen, indem sie die zwar intellektuell genügenden aber moralisch unzulänglichen, die sich eingeschlichen haben, wieder hinabbefördert.

Personen, die sich in staatlichen Vertrauensstellungen befinden, brauchen sich noch nicht gegen das Strafgesetz zu verfehlen, um ihrer Stellung unwürdig zu werden. Darum besteht für die Beamten ein besonderes Disciplinarverfahren, durch das sie wegen solcher Handlungen entfernt werden können, die, ohne durch das Gesetz verboten zu sein, doch einen übeln Rückschluß auf die sittliche Veranlagung der Betreffenden zulassen.

Dies sind die Mechanismen, welche die Menschheit im Laufe langer Zeiten geschaffen hat, um durch organische Verbindung von Antrieb und Hemmung jedes Individuum an die passendste Stelle zu bringen und jeden Platz mit dem passendsten Individuum zu besetzen.

## 14. Kritik der Leistungen der Auslese-Mechanismen.

An mehreren Stellen ist in vorhergehendem bemerkt worden, daß die Auslese-Einrichtungen nicht gerade vollkommen sind, daß es aber vorerst nicht so leicht ist, sie in praktischer Weise zu verbessern. Die Frage, *wie* die Mechanismen *funktionieren* und ob ihre Leistungen vernünftigen Ansprüchen genügen, ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Beurteilung unserer gesellschaftlichen Zustände und für die Versuche zu ihrer Reformierung. Bisweilen werden mit einem mangelhaften Werkzeug vorzügliche Erzeugnisse hergestellt; ist es auch hier so? Besteht das Endergebnis darin, daß wirklich im großen und ganzen doch die tüchtigsten Leute an die hervorragenden Plätze gelangen? Oder kommen untüchtige in bedenklicher Zahl dahin und müssen öfters gerade die besten in untergeordneten Stellungen ihre Kraft an unwürdige Arbeiten vergeuden? Die Antwort auf diese Fragen lautet sehr verschieden, je nach dem Standpunkt, den der Beurteiler einnimmt.

In vielen *gebildeten* Kreisen ist man geneigt, die bestehenden Gesellschaftsmechanismen für sehr *mangelhaft* zu halten und ihnen ein befriedigendes Funktionieren abzusprechen. Eine tiefere Einsicht in den Organismus der Gesellschaft fehlt in der Regel, und man läßt sich entweder nur von volkswirtschaftlichen Theorien leiten, die für sich allein niemals maßgebend sein können, oder man hält sich an einzelne Wahrnehmungen in der nächsten Umgebung, wobei obendrein oft unrichtig beobachtet und unrichtig geschlossen wird. Die Stellung, die ein Individuum einnimmt, wird mehr oder weniger dem *Zufall* zugeschrieben, in besonderer Weise der Geburt in höheren oder niederen Schichten, die man ebenfalls für eine Zufälligkeit ansieht. Man hält alle Menschen für gleich an geistiger Begabung oder doch nicht für sehr verschieden; für die nicht abzuleugnenden Ungleichheiten wird der Bildungsgang verantwortlich gemacht. „Ja, wenn dieser Arbeiter bessere Schulen genossen hätte, dann wäre er sicher etwas ganz Bedeutendes geworden", hört man häufig sagen. Im allgemeinen aber geht man selten so weit, den unteren Klassen eine durchschnittlich bessere Begabung und eine größere Urteilsfähigkeit als den höheren zuzuerkennen. Diesen Vorzug möchte man immerhin für sich selbst in Anspruch nehmen. Aber man glaubt, es ließe sich doch noch vieles aus den unteren Klassen machen.

Einen noch entschiedeneren Standpunkt nimmt die *sozialdemokratische Partei* ein. Für sie ist das „*Proletariat*",

in das sie sämtliche Lohnarbeiter einbegreift, der Sitz der höheren Intelligenz, der größeren sittlichen Tüchtigkeit, der wahren Kultur und der echten Humanität. Rohe Ausschreitungen, die das Gegenteil andeuten zu wollen scheinen, sind nur durch die gedrückten Verhältnisse zu erklären, in die das Proletariat durch seine „Ausbeuter", die Kapitalisten, versetzt ist. Man brauchte die Proletarier nur in günstigere Lebensbedingungen zu bringen, um sie zu vorzüglichen, ja idealen Menschen zu machen. In seltsamem Widerspruch hiermit wird dem Bürgertum, welches sich doch in günstigeren Lebensbedingungen befindet und daher aus idealen Menschen bestehen müßte, alle und jede Schlechtigkeit nachgesagt. Es enthält die abscheulichsten, herzlosesten Tyrannen, die ihre gleichberechtigten Mitmenschen mit Füßen treten, um einen Profit zu machen. Wer sozialdemokratischen Arbeiterversammlungen öfters beiwohnt und darauf achtet, wie der größte Unsinn bejubelt wird, der wird leicht versucht sein, über die Urteilsfähigkeit der Massen und über das allgemeine Stimmrecht einer andern Meinung zu huldigen, als die offizielle Sozialdemokratie verlangt.

Ganz ähnlich, wie die Arbeiter über ihre Arbeitgeber, denken auch die Beamten über ihre Vorgesetzten, und je weiter man auf der Stufenleiter hinuntersteigt, desto größer ist die Selbstschätzung. Umgekehrt klagen die höheren Beamten häufig über den Mangel an Anstelligkeit, Fassungsgabe und Eifer bei ihren Untergebenen. Fabrikanten, wie überhaupt die meisten Personen, die viel mit Arbeitern zu thun haben, sind der Meinung, daß deren angeborene Begabung eine geringere ist, als die der Angehörigen der höheren Stände.

Die ungünstigen Urteile beruhen auf Gegenseitigkeit und sind zudem der Beeinflussung durch Klasseninteresse verdächtig, deswegen ist es schwer, sich zu einem objektiven Standpunkt aufzuschwingen. Berücksichtigt man aber alle Einwände, so gewinnt die Folgerung an Wahrscheinlichkeit, daß die durchschnittliche Befähigung in den höheren Klassen eine günstigere ist als in den unteren, und daß diese Verschiedenheit auf angeborenen Anlagen beruht. Da ich seit Jahren gänzlich unabhängig außerhalb des Beamtentums und außerhalb des Erwerbslebens stehe, obwohl ich beides aus eigener Erfahrung kenne, ist mein Denken wahrscheinlich von mancher Nebenströmung frei, die auf die näher Interessierten einwirkt; sollte ein unbewußtes Vorurteil bei mir mitsprechen, so ist dasselbe jedenfalls zu Gunsten der unteren Klassen gerichtet. Demnach dürfte die Anschauung, zu welcher ich durch eingehende Studien und viele persönliche Be-

rührungen gelangt bin, nicht gänzlich zu verwerfen sein. Mir scheint nun, daß die geschilderten Auslese-Mechanismen, wenn sie auch nicht immer tadellos funktionieren, doch im großen und ganzen dahin führen, tüchtige Männer emporzubringen. Vielleicht kommen an die ersten Plätze nicht immer die allertüchtigsten, aber in der Regel solche, deren Begabung genügt. Wenn ich z. B. die Spitzen unserer Behörden ansehe, so finde ich darunter eine ganze Reihe von Männern, die an wissenschaftlicher Bildung und an Charakter jedenfalls zu den hervorragenden gehören. Auch unter den Großindustriellen habe ich viele kennen gelernt, die durch bedeutende Eigenschaften, namentlich durch organisatorisches Talent und durch Willenskraft ihren Platz verdienten. In unserem städtischen Bürgerstande freue ich mich stets über den „gesunden Menschenverstand", der meist den Nagel auf den Kopf trifft, und über den Drang nach höherer Bildung, die jeder, falls er sie nicht selbst erwerben konnte, doch unter allen Umständen seinen Kindern zuteil werden lassen will. Anderseits konnte ich mich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Begabung in den unteren Ständen den mittleren Durchschnitt nicht oft überschreitet, häufig ihn nicht erreicht. Selten begegnet man hier vernünftigen Ansichten und überlegter Lebensführung, und in den meisten Fällen kommt es mir vor, als ob die Leute eben schlechthin nichts anderes werden konnten, als was sie geworden sind.

Die Meinung, daß die Zahl der Individuen, die trotz höherer Begabung in engen Verhältnissen verschmachten müssen, eine erhebliche sei, halte ich für irrig. Versuche, talentvolle und brave Schüler durch Unterstützungen vorwärtszubringen, mißlingen in vielen Fällen. Auch wenn man nicht den trivialen Standpunkt einnimmt, auf Dankbarkeit zu rechnen, so ist es doch sehr bitter, einsehen zu müssen, daß es besser gewesen wäre, die Hände davon zu lassen und nicht in das Schicksal eines andern Menschen, wenngleich in der wohlwollendsten Absicht, einzugreifen. Werden Knaben hervorgezogen, die durch rasche Fassungsgabe sich bemerklich machen, so stellt sich später häufig die Unzulänglichkeit der Charaktereigenschaften heraus und sie scheitern an diesem Umstande. Wählt man umgekehrt recht brave und sittlich gut empfindende Kinder, dann ist es nicht minder schlimm, wenn deren Intelligenz auf dem Wege zu einer höheren Ausbildung versagt, und dies geschieht sehr oft. Der Grund solcher Mißerfolge scheint mir darin zu liegen, daß die Knaben und Jünglinge, welche die Anlagen hoher Intelligenz und starken sittlichen Charakters in sich ver-

einigen, gar nicht auf irgend einen Gönner warten, sondern ihrem unwiderstehlichen Drange durch eigene Kraft Bahn zu brechen wissen. Angesichts der hochachtbaren Anstrengungen, die von wohlwollenden Personen, von religiösen und gemeinnützigen Vereinen, von Stiftungen, Gemeinden und Staatsanstalten gemacht werden, um junge Talente durch Zuwendung von Mitteln in ihrer Ausbildung zu fördern, scheint es mir wenig glaublich, daß es viele solcher Talente geben sollte, die der Aufmerksamkeit entgehen und daher verkümmern müssen. Große Talente können dies unter keinen Umständen sein. Ich neige daher zu der Ansicht, daß die meisten wirklich begabten Söhne der unteren Klassen vermöge unserer gesellschaftlichen Einrichtungen die Gelegenheit haben und benutzen, um sich den gebührenden Platz zu verschaffen. Wenn aber dies zugegeben wird, dann ist es bloß eine logisch selbstverständliche Sache, daß der untere Stand hinsichtlich seiner durchschnittlichen Begabung auf einer ziemlich niederen Stufe verharren muß. Denn wenn diesem Stande die in ihm entstehenden Talente fortwährend entzogen und höheren Ständen zugeführt werden, dann stellt er nach de Lapouge nur den Bodensatz dar, aus dem die wertvollsten Stoffe herausdestilliert sind.

Welcher Einschränkungen diese Behauptung im Einzelnen bedarf, kann erst in den nächstfolgenden Abschnitten dargelegt werden. Voraussetzung für die Richtigkeit im großen und ganzen ist, daß wirklich keine oder nur wenige verkannte Talente in dem unteren Stande zurückbleiben. Ich verlange nicht von dem Leser, daß er die Berechtigung der Voraussetzung auf mein bloßes Wort hin glauben soll, sondern ich werde suchen, einen objektiven Beweis beizubringen, indem ich darthue, daß infolge unbestrittener Naturgesetze die Zahl der höher begabten Individuen im Verhältnis zu der Masse der Bevölkerung überhaupt nur eine kleine sein kann, wonach also das Zurückbleiben einer größeren Menge von selbst ausgeschlossen ist. Diesen Beweis will ich sogleich antreten, nachdem wir vorher noch einen Blick auf die Seelenanlagen des Menschen geworfen haben werden.

## 15. Die Seelenanlagen des Menschen.

Obwohl der Kampf ums Dasein, wie wir gesehen haben, nicht mit Keule oder Schwert ausgefochten wird, so haben die körperlichen Eigenschaften doch immer noch eine große Bedeutung für den Erfolg des Individuums. Die glücklichsten

Geistesgaben kommen nicht recht zur Geltung, wenn ihr Träger fortwährend körperliche Schmerzen zu überwinden hat, und sie werden lahm gelegt, wenn der Schwächezustand des Körpers jede größere Anstrengung verbietet. Aber Gesundheit und Kraft für sich allein leisten auch nicht viel. Wie aus dem bisher Vorgetragenen deutlich zu entnehmen ist, wird der Kampf ums Dasein heutzutage hauptsächlich durch die Geistes- und Charaktereigenschaften entschieden, die wir unter der Bezeichnung „Seelenanlagen" zusammenfassen können.

Gar vielseitig entwickelt sind die seelischen Anlagen des Menschen. Manche derselben, z. B. die religiösen, sind ihm allein eigen, andere teilt er mit manchen Tieren, wie die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, mit den gesellig lebenden Tieren sogar die einfacheren sozialen bezw. altruistischen Triebe. Um die ersten Anfänge gewisser Anlagen ausfindig zu machen, müssen wir ziemlich tief in das Tierreich hinabsteigen.

Nur kurz will ich andeuten, daß man sämtliche Seelenanlagen des Menschen und der Tiere als einen Stammbaum betrachten kann, dessen einzelne Zweige sich an die verschiedenen Anforderungen des Lebens angepaßt haben, und dessen Wurzel der Selbsterhaltungstrieb ist. Der Selbsterhaltungstrieb verzweigt sich zunächst in Wahrnehmungstrieb, Nahrungstrieb, Schutztrieb und Fortpflanzungstrieb, und mit den verwickelteren Lebensbedingungen und der höheren Organisation der Arten werden auch die Differenzierungen dieser vier Haupttriebe zahlreicher, die Unterschiede feiner. Ich behalte mir vor, diesen Gegenstand, der für sich allein schon einen größeren Raum erfordern würde, bei anderer Gelegenheit ausführlicher zu behandeln. Genug, daß sämtliche Seelenanlagen des Menschen nur differenzierter und an bestimmte Verrichtungen angepaßter Selbsterhaltungstrieb sind. Die sozialen (altruistischen) Triebe entspringen dem Zweige des Schutztriebes. Sie haben, wie S. 14 ff. gezeigt wurde, zur Voraussetzung, daß der Schutz ein wirksamerer wird, wenn mehrere Individuen sich zu gemeinsamer Ausübung desselben vereinigen. Ohne diese Voraussetzung ist kein Gesellschaftsleben denkbar, weil schon die ersten Anfänge desselben nicht entstehen könnten. Durch das Gesellschaftsleben jedoch werden in den Individuen neben den egoistischen Trieben zur Selbstverteidigung und zur Flucht bald andere Triebe ausgebildet, die mit mehr oder weniger starkem Nachdruck gebieten, den Artgenossen beizustehen, und auf einer höheren Stufe, dies selbst dann zu thun, wenn es mit eigener Gefahr verbunden ist.

In manchen Fällen unterstützen sich die egoistischen und die altruistischen, d. h. die auf Selbstschutz und die auf Gesellschaftsschutz gerichteten Triebe, oder sie arbeiten wenigstens in der nämlichen Richtung. Ein Industrieller, der große Energie auf sein Geschäft verwendet, um Geld zu verdienen, nutzt vielen Mitmenschen, auch wenn er daran gar nicht denkt. In anderen Fällen aber widerstreiten sich die Triebe der ersteren und der zweiten Art. Wenn wir einen Menschen in Lebensgefahr erblicken, so fühlen wir den altruistischen Drang, ihm zu Hilfe zu eilen; liegen die Umstände jedoch so, daß der Erfolg unserer Hilfe zweifelhaft, die Gefahr für uns selbst hingegen groß ist, so haben wir einen lebhaften egoistischen Trieb niederzukämpfen, um jenem zu folgen. Die natürliche Auslese hat hier mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu ringen gehabt, um zu einem zweckentsprechenden Ergebnis zu gelangen, und dieses Ergebnis konnte kein unbedingtes sein. Es ist ein Kompromiß. Je nachdem in einem Individuum die egoistischen oder die altruistischen Triebe mächtiger sind, wird sich das Verhalten des Betreffenden bestimmen. Daher kommt es, daß es „Konflikte der Pflichten" giebt und daß trotz fortdauernder Entwickelung der Menschheit so häufig gegen den Altruismus verstoßen wird.

Uebrigens werden nicht bloß altruistische, sondern auch manche egoistische Anlagen zu den moralischen gerechnet, so z. B. Selbstbeherrschung, Willenskraft, Fleiß u. s. w. Das Moralgesetz beschäftigt sich aber nur mit der Regelung der Beziehungen der Individuen zum Gesellschaftsleben. Es stellt den Inbegriff der Forderungen der altruistischen Triebe dar und deckt sich vermöge seines Ursprunges mit dem, was dem Gedeihen der Gesamtheit nützlich ist. Das ungeschriebene Moralgesetz in uns nennen wir Gewissen; seine Verletzung ruft eine Gegenwirkung der unterdrückten altruistischen Triebe hervor, die wir als „Gewissensbisse" empfinden. Die Steigerung der Gewissensbisse bis zu dem Grade, daß man die That womöglich rückgängig machen möchte, wird Reue genannt; doch wendet man dieses Wort auch auf Regungen unbefriedigter egoistischer Triebe an. Das geschriebene Moralgesetz außer uns, möge dasselbe durch Propheten als Gottes Gebot verkündet oder von Gesetzgebern aus Nützlichkeitsgründen erlassen, oder von Philosophen als Mittel zur inneren Glückseligkeit erdacht sein, ist eine mehr oder weniger vollständige Sammlung der unter bestimmten Bedingungen bei einem Volke geltenden Gewissensforderungen.

Die religiösen Triebe sind mit den moralischen nahe verwandt, aber nicht identisch. Sie entspringen verschiedenen Zweigen des Schutz-, Gesellschafts- und Familientriebes und haben eine große Bedeutung für die Kraftentfaltung der Individuen und Völker im Kampf ums Dasein.

In den Evangelien von Markus und Matthäus wird die Nächstenliebe als das höchste sittliche Gebot des Christentums bezeichnet, was unsere Anschauung bestätigt, daß das Moralgesetz auf den altruistischen Trieben beruht. In der Fassung: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" ist jedoch der bedingten Berechtigung der egoistischen Triebe ein Zugeständnis gemacht; denn auf ihrer höchsten Stufe fordern die altruistischen Triebe, daß wir den Nächsten nicht bloß ebenso lieben, wie uns selbst, sondern mehr als uns selbst, daß wir wenigstens immer dann, wenn Gesellschaftsinteressen in Frage kommen, bis zur Selbstverleugnung gehen. Nicht bloß von dem Soldaten wird verlangt, daß er willig sein Leben für sein Volk opfere, auch in anderen Stellungen wird die völlige Hingebung der eigenen Person geübt; man denke an aufreibende hohe Staatsämter, an gewisse, mit Lebensgefahr verbundene Forschungen, an die Thätigkeit von Krankenschwestern und Aehnliches. Wer so selbstvergessen handelt, liebt seinen Nächsten mehr als sich selbst, d. h. seine altruistischen Triebe haben seine egoistischen überwunden. Dies kann jedoch nur unter besonderen Verhältnissen oder bei hervorragenden Persönlichkeiten erreicht werden; im allgemeinen muß den egoistischen Trieben ein Spielraum gelassen sein, da, wie wir oben in anderem Zusammenhang (S. 13 f.) gesehen haben, eine Gesellschaft von lauter sich füreinander aufopfernden Engeln auf dieser Welt nicht möglich ist.

Entsprechend den verwickelten Lebensbedingungen des Menschen, der sich auf der dritten Stufe des Gesellschaftslebens (S. 25) mit Arbeitsteilung und Differenzierung der Individuen befindet, ist die Ausbildung seiner seelischen Anlagen eine qualitativ außerordentlich mannigfaltige. Welche feinen Unterschiede machen wir z. B. zwischen Gafflust, Schaulust, Neugierde, Wißbegierde und Forschungstrieb! Oder zwischen Fleiß, Geduld, Emsigkeit, Betriebsamkeit, und andererseits wieder zwischen Fleiß, Ausdauer, Beharrlichkeit und völliger Hingebung! Die Sprache ist nicht reich genug, um auch die allmählichen Uebergänge zu benennen, die sich zwischen diesen Stufen noch vorfinden müssen, was nicht bloß theoretisch anzunehmen ist, sondern sich erfahrungsgemäß darin äußert, daß wir oft im

Zweifel sind, ob wir eine Anlage mit diesem oder mit jenem Namen belegen sollen. Die bloße Aufzählung der benannten Seelenanlagen des Menschen würde viele Seiten füllen, und die genaue Definition aller einzelnen wäre keine leichte Arbeit.

Es ist von großer Wichtigkeit, einzusehen, daß die Seelenanlagen der Individuen nicht bloß qualitativ, sondern auch quantitativ differenziert sind. Einen bestimmten Maßstab für die Messung der Seelenanlagen, wie man die Größe der Körperkräfte mit dem Dynamometer feststellt, haben wir allerdings nicht, aber doch sind wir vollkommen überzeugt, daß z. B. in der Intelligenz große quantitative Unterschiede herrschen. Es giebt sehr gescheite, weniger gescheite, mittelmäßige, dumme, sehr dumme und ganz stumpfsinnige Menschen. Ebenso wissen wir sicher, daß der Fleiß seine Grade besitzt. Von demjenigen, der nicht von seiner Arbeit aufsehen mag, ehe sie vollendet ist, bis zum dem, der fortwährend angetrieben werden muß, oder gar bis zu dem, der überhaupt zu keiner ernsten Arbeit zu bringen ist: welche vielfältigen Abstufungen!

Die große, kaum zu begrenzende Zahl der differenzierten Anlagen und die entsprechend große Zahl der Abstufungen einer jeden Anlage lassen naturgemäß eine fast unendliche Zahl von Kombinationen nach Beschaffenheit und Grad zu, woraus sich die Mannigfaltigkeit der menschlichen Individuen erklärt, unter denen noch nie zwei an Geist und Charakter vollkommen übereinstimmende angetroffen wurden. Es ist nun noch daran zu erinnern, daß vermöge der Gesetze der Vererbung und der Amphimixis (S. 5 ff.) in jedem Kinde der nämlichen Eltern wieder neue Kombinationen entstehen und dadurch eine fast unerschöpfliche Musterkarte für die natürliche Auslese dargeboten wird. Um nur ganz im Groben den Sinn dieser Worte durch ein Beispiel darzuthun: ein sehr intelligenter, aber träger Vater und eine geistig nicht hochstehende Mutter, die aber mit ausdauerndem Fleiß für alle einmal begonnenen Arbeiten begabt ist, können einen Sohn zeugen, der die hohe Intelligenz des Vaters mit der Beharrlichkeit der Mutter vereinigt, und der sich dadurch den Weg zu den höchsten Stellungen bahnt, während sein Vater kaum brauchbar war; das nämliche Ehepaar kann aber auch einen vollständigen Tölpel hervorbringen, in dem Dummheit und Faulheit sich miteinander verbinden, ferner können in jedem ihrer Kinder, hätten sie deren auch eine ungewöhnlich große Zahl, die ursprünglichen elterlichen Anlagen in der allerverschiedensten Art gemischt sein. In der That sind die Kinder eines Elternpaares niemals ganz gleich.

Die Kombinationslehre, ein Zweig der reinen Mathematik, gewährt uns Aufschlüsse über die Gesetzmäßigkeit, die in der größeren oder geringeren Häufigkeit des Vorkommens der einzelnen Kombinationen von Seelenanlagen waltet. Um jedoch den Ueberblick zu behalten, dürfen wir nicht gleich mit einer so großen Zahl von Elementen anfangen, sondern wir müssen diese in bestimmte Gruppen und Grade einteilen; die abgeleiteten einfachen Gesetze lassen sich dann leicht auf verwickeltere Verhältnisse ausdehnen.

Darum nehmen wir vorerst drei Gruppen von Seelenanlagen an, die für den Platz, den ein Mensch im Leben einzunehmen vermag, bestimmend sind:

1. intellektuelle Anlagen, wozu wir alles rechnen, was zur Verstandesseite des Menschen gehört, leichte Fassungsgabe, Gedächtnis, Urteilskraft, Erfindungsgabe u. dergl.;
2. moralische Anlagen, nämlich Selbstbeherrschung, Willenskraft, Fleiß, Beharrlichkeit, Mäßigkeit, Solidität, Familiensinn, Redlichkeit und was sonst noch alles in dieses Gebiet schlägt;
3. wirtschaftliche Anlagen, als da sind: Geschäftssinn, organisatorisches Talent, technisches Geschick, kluge Berechnung, Voraussicht, Sparsamkeit u. s. w.

Gegen diese Einteilung ist geltend gemacht worden, die wirtschaftlichen Anlagen hätten keine selbständige Bedeutung, sondern seien Kombinationen von intellektuellen und moralischen; davon bin ich aber nicht ganz überzeugt, wenigstens nicht bei allen, und behalte die Einteilung, die den Vorzug der Uebersichtlichkeit besitzt, einstweilen bei.

Die altruistischen Anlagen, wie Nächstenliebe, Uneigennützigkeit, Hilfsbereitschaft, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. bilden einen besonderen Zweig der moralischen Anlagen. Sie wurden hier außer acht gelassen, weil ihre Wirkung auf das Emporkommen der Individuen eine widerspruchsvolle ist. Insofern als eine altruistische Haltung höhere Achtung verschafft und diese für die Bekleidung leitender Stellungen unerläßlich ist, können stark entwickelte altruistische Anlagen dem Individuum förderlich sein. In mittleren und unteren Lebensstellungen tritt jedoch meist der Fall ein, daß sie das Emporkommen der Individuen, die mehr an das Wohl anderer als an ihr eigenes denken, erschweren oder gänzlich hemmen. Aus diesem Grunde scheiden wir den Zweig der altruistischen Anlagen vorerst aus, um später darauf zurückzukommen.

Da ferner, wie eingangs dieses Abschnittes erwähnt, die körperlichen Anlagen für den Erfolg der Individuen nicht gleichgiltig sind, reihen wir noch eine vierte Gruppe an, die sich auf diese Anlagen bezieht:

4. körperliche Anlagen: Arbeitskraft, Ausdauer, Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen und Aufregungen jeder Art, Gesundheit.

Was nun die quantitative Ausbildung dieser einzelnen Gruppen anbetrifft, so bezeichnen wir den höchsten Grad derselben mit 6, den niedersten mit 1 und die Zwischenstufen mit den Ziffern 5, 4, 3, 2. Wir haben also bei jeder der vier Anlagengruppen sechs verschiedene Stärkegrade und wollen nunmehr sehen, wie vielerlei Kombinationen sich hiermit bilden lassen, und welche dieser Kombinationen am häufigsten vorkommen müssen.

## 16. Einige Sätze aus der Kombinationslehre.

Nächst dem Darwinismus ist den philologisch und juristisch vorgebildeten Lesern in der Regel nichts unbehaglicher, als eine mathematische Formel. Da diese Darlegung für alle Gebildeten bestimmt ist, und ich den Darwinismus nicht umgehen konnte, will ich wenigstens von mathematischen Formeln absehen, indem ich die notwendigen Sätze aus der Kombinationslehre in ein anschauliches Bild einkleide; nur zur näheren Begründung für Fachmänner soll eine einzige Formel als Anmerkung gebracht werden. Den Nachmittagskaffee herausgewürfelt haben wohl schon die meisten Leser, und ich kann daher auf leichteres Verständnis hoffen, wenn ich von den Wechselfällen des Würfelspieles ausgehe, um die Gesetze der Kombinationen abzuleiten.

Nehmen wir vier Würfel zur Hand, deren Flächen mit Augen von 1 bis 6 bezeichnet sind. Der erste Würfel bedeutet die intellektuellen Anlagen und seine Flächen stellen die Grade 1 bis 6 vor, der zweite bedeutet die moralischen Anlagen in den entsprechenden Graden, der dritte ebenso die wirtschaftlichen und der vierte die körperlichen Anlagen, die zum Erfolge eines Individuums notwendig sind. Wir können nun die Häufigkeit der verschiedenen Kombinationen einfach herauswürfeln.

Im ganzen sind mit vier Würfeln $6 \times 6 \times 6 \times 6 = 1296$ verschiedene Würfe möglich, da jeder Würfel auf jede seiner

6 Seiten fallen kann, während die drei übrigen Würfel unverändert bleiben.

Der höchste überhaupt mögliche Wurf ist der mit der Augensumme 24, und dieser kann nur auf die einzige Art eintreten, daß jeder Würfel 6 Augen aufzeigt. In unserem Bilde heißt dies: Unter 1296 Individuen wird sich nur ein einziger Mann befinden, bei dem die intellektuellen, moralischen, wirtschaftlichen und körperlichen Anlagen den höchsten Grad erreichen.

Lassen wir von der Vollkommenheit etwas ab, indem wir annehmen, daß eine der vier Anlagegruppen sich auf der zweithöchsten Stufe befinde, also durch 5 ausgedrückt sei, so haben wir schon vier Möglichkeiten, also vier Mann, die durch die Würfe 6, 6, 6, 5, — 6, 6, 5, 6, — 6, 5, 6, 6, — 5, 6, 6, 6 dargestellt sind. Solche Männer mit der Augensumme 23 sind daher nach mathematischen Gesetzen schon viermal häufiger, als die eigentlichen Nummer-Eins-Männer, denen 24 Augen entsprechen.

Der nächstniedere Rang ist der mit der Augensumme 22. Diese kann durch zweierlei Kombinationen zustande kommen, entweder dadurch, daß zwei Anlagengruppen durch 6 und zwei andere durch 5 vertreten sind, oder dadurch, daß drei durch 6 und eine durch 4 ausgedrückt werden. Wir haben also die Möglichkeiten: 6, 6, 5, 5, — 6, 5, 5, 6, — 6, 5, 6, 5, — 5, 5, 6, 6, — 5, 6, 6, 5, — 5, 6, 5, 6, zusammen 6 Würfe, und dazu 6, 6, 6, 4, — 6, 6, 4, 6, — 6, 4, 6, 6, — 4, 6, 6, 6, das sind 4, im ganzen 10 Würfe, deren jeder die Summe 22 ergiebt.

Die Summe 21 ist schon durch viererlei Augenkombinationen und mit 20 verschiedenen Würfen möglich, die Summe 20 durch fünferlei Kombinationen mit 35 Würfen, und mit jedem Herabsteigen um eine Einheit mehren sich ebenso die Kombinationsarten als die Zahl der Würfe. Dies geht so weiter bis zu der mittleren Zahl, der Augensumme 14, die auf 12 verschiedene Arten mit 146 Würfen erscheinen kann. Dann nimmt die Häufigkeit wieder ab, genau in der umgekehrten Reihenfolge, so daß die Augensumme 6 durch 10 Würfe, die Summe 5 durch 4 Würfe, die geringste Summe 4 durch einen einzigen Wurf möglich ist. Der letztere bedingt bei allen vier Würfeln die 1, stellt also in unserem Bilde einen Mann der niedersten Stufe dar, der in jeder der vier Anlagengruppen äußerst schwach begabt ist, also einen völlig Stumpfsinnigen und dabei körperlich Elenden.

Die Zusammenstellung dieser Ergebnisse liefert folgende Tabelle:

Unter 1296 Würfen fällt:

| | | |
|---|---|---|
| Augensumme | 24 | 1 mal, |
| „ | 23 | 4 „ |
| „ | 22 | 10 „ |
| „ | 21 | 20 „ |
| „ | 20 | 35 „ |
| „ | 19 | 56 „ |
| „ | 18 | 80 „ |
| „ | 17 | 104 „ |
| „ | 16 | 125 „ |
| „ | 15 | 140 „ |
| „ | 14 | 146 „ |
| „ | 13 | 140 „ |
| „ | 12 | 125 „ |
| „ | 11 | 104 „ |
| „ | 10 | 80 „ |
| „ | 9 | 56 „ |
| „ | 8 | 35 „ |
| „ | 7 | 20 „ |
| „ | 6 | 10 „ |
| „ | 5 | 4 „ |
| „ | 4 | 1 „ |
| | Zusammen: | 1296 Würfe. |

Diese Tabelle will besagen: Führt man mit vier Würfeln 1296 Würfe aus, so muß jede der möglichen Augensummen von 24 bis herab zu 4 theoretisch in der beigesetzten Häufigkeit vorkommen, also z. B. Summa 18 80mal, Summa 9 56mal. In Wirklichkeit wird dies natürlich nicht ganz genau stimmen, da der Zufall Abweichungen herbeiführt; allein je öfter man den Versuch wiederholt, desto mehr werden sich die Abweichungen nach der einen und nach der entgegengesetzten Seite aufheben, und zieht man einen Durchschnitt aus einer größeren Zahl solcher Versuche, so wird sich die Wirklichkeit der theoretischen Wahrscheinlichkeit immer mehr nähern.

Dem Leser beginnt bereits aufzufallen, daß die Zahl der ganz hohen, wie die der ganz niedern Würfe verhältnismäßig klein ist, während die mittleren Würfe sehr häufig vorkommen. Auf unseren Gegenstand angewandt heißt dies: die Zahl der Genies und der Talente ist im Vergleich zur Gesamtzahl der Menschen naturgemäß nur eine kleine, weil nach mathematischen Gesetzen die erforderliche Kombination von Anlagen nur selten eintreten kann. Entsprechend ist auch die Zahl der Schwachbegabten und der ganz Stumpfsinnigen eine verhältnismäßig geringe, während das „Mittelgut" an Zahl bei weitem vorherrscht.

Das Würfelgleichnis ist uns nicht bloß dadurch nützlich, daß es uns den Ueberblick erleichtert, sondern es gibt uns auch Aufschluß über die Besonderheit, wie es kommt, daß viele sonst gute Beobachter sich über die Natur des Mittelgutes so oft täuschen, indem sie die Durchschnittsveranlagung der Massen überschätzen. Nehmen wir als Vertreter des Mittelgutes beispielsweise die Augensumme 14, so kann diese nach Obigem durch nicht weniger als 146 verschiedene Würfe herauskommen. Darunter befinden sich Kombinationen wie 4, 4, 3, 3, was zusammen 14 ausmacht, ebenso 4, 3, 4, 3, — 4, 3, 3, 4, — 3, 4, 3, 4, — 3, 4, 4, 3, — 3, 3, 4, 4, — sodann aber außer vielen anderen auch Kombinationen wie 6, 6, 1, 1, — 6, 1, 6, 1, — 6, 1, 1, 6, — 1, 6, 1, 6, — 1, 6, 6, 1, — 1, 1, 6, 6, die gleichfalls die Augensumme 14 ergeben. In unserem Bilde stellen die Kombinationen der ersteren Gruppe Individuen von durchschnittlich mittlerer Begabung vor, die einen bescheidenen Platz in jeder Hinsicht auszufüllen wissen; die der anderen Gruppe sind aber unharmonisch begabte Leute, die durch irgend welche Eigenschaften zu blenden vermögen, während man bei einer Probe erfahren muß, daß doch nicht soviel hinter ihnen ist, als man meinte. Sie sind oft mit hoher Intelligenz ausgestattet, die die schwierigsten Aufgaben sozusagen spielend ergreift, oder sie haben eine bedeutende Arbeitskraft, vermögen aber trotzdem nichts Großes zu vollbringen, da es ihnen an den sittlichen und wirtschaftlichen Anlagen, an Ausdauer und an Berechnung fehlt; deswegen gehören sie im ganzen doch nur zum Mittelgut. Oder sie sind sittlich brave Leute und wirtschaftlich ganz geschickt, leiden aber unter einem Mangel an Intelligenz und an Arbeitskraft, und so weiter.

Während man den Leuten der ersteren Gruppe, den harmonisch begabten Mittelmäßigkeiten, in der Regel gleich anmerkt, daß man nicht hoch mit ihnen hinaus kann, machen die der letzteren unter Umständen den Eindruck von äußerst befähigten Menschen, die sich bloß nicht emporzubringen wissen und als „verbummelte" Talente bezw. „verkannte" Genies oder „geknechtete" Biedermänner enden. Dafür macht man in der Regel ungenügende Bildung, widrige äußere Verhältnisse, mit Vorliebe die „herrschende Gesellschaftsordnung" verantwortlich, während der Mißerfolg in der Veranlagung der Individuen selbst begründet ist.

Man bemerke, daß in unserem Würfelbeispiel bis herunter zu der Augensumme 9 eine Anlage noch in der vollen Höhe

von 6 enthalten sein kann, wobei allerdings drei andere dann nur mit 1 angesetzt werden dürfen. Zwei 5 können noch bis Augensumme 12 und eine 5 noch bis zur Summe 8 vorkommen. Die Mehrzahl der Angehörigen der unteren Stufen ist jedoch durch mittlere und geringe Grade, 4, 4, 4, 4, — 3, 3, 3, 3, — 2, 2, 2, 2 oder durch Kombinationen von 4, 3, 2 und 1 dargestellt, wie die Berechnung ergiebt. Das heißt: aus der gleichgiltigen Masse der Mittel- und Schwachbegabten heben sich bis weit herunter nicht ganz wenige Leute heraus, die durch irgend eine hochentwickelte Eigenschaft auffallen, sei es Mutterwitz und Galgenhumor, sei es heißes, vergebliches Streben, sei es vorzügliche Geschäftskenntnis oder dergleichen, je nachdem im Gleichnis die 6 Augen mit dem ersten, zweiten oder dritten Würfel geworfen werden. Solche Leute erwecken den Anschein, als habe die Gesellschaftsordnung ihnen bei der Zuteilung des Ranges bitteres Unrecht gethan; um den Irrtum einzusehen, muß man die ganze Persönlichkeit ins Auge fassen. Fällt die 6 mit dem vierten, die Körperkräfte darstellenden Würfel, so bedeutet dies einen Herkules, der wegen geringer geistiger Begabung höchstens zu einer Jahrmarkts-Schaustellung zu brauchen ist.

Ziehen wir jetzt bei den moralischen Anlagen auch noch die altruistischen in Betracht, die wir Seite 50 einstweilen zurückstellten, so begreifen wir leicht, daß diese bei manchen Individuen stark vertreten sein können, die im übrigen nur mittelmäßig oder schwach begabt sind. Aus dieser Kombination entwickelt sich dann ein innerer Drang, dem Elend in der Welt abzuhelfen, wobei aber die richtigen Mittel oft verfehlt werden. Ferner leuchtet ein, warum bisweilen große Wohlthätigkeits-Unternehmungen verunglücken oder nur durch das Einspringen egoistischer, aber praktisch veranlagter Leute gerettet werden. Endlich läßt sich verstehen, daß vorzügliche, in ihrer Art unersetzliche industrielle Unternehmer nicht notwendig auch mit hervorragenden altruistischen Anlagen begabt sein müssen. Manche Unternehmer sind es, weil sich in ihrer Klasse alle Abstufungen von Altruismus vertreten finden, daß aber gerade die tüchtigsten die selbstvergessensten sein sollen, das kann nur der Zufall fügen. Unternehmer, die wenig Organisationstalent besitzen, kommen bisweilen durch Rücksichtslosigkeit und Geiz doch zu finanziellen Erfolgen; solche Leute sind natürlich für altruistische Bestrebungen nicht zu haben, und es begreift sich leicht, daß ein staatlicher Arbeiterschutz notwendig ist, trotzdem einzelne Unternehmer aus freien Stücken das Erforderliche thun.

Große Staatsmänner müssen unter allen Umständen eine starke Gabe von Altruismus besitzen. Sie können ihrem Amte nur dann genügen, wenn sie vollständig in den Interessen ihres Volkes aufgehen und Tag und Nacht nichts sinnen, als dessen Wohl und Größe. Wir Deutsche hatten das Glück, einen solchen Staatsmann zu besitzen, bei dem neben sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften auch die Liebe zu seinem Volke im höchsten Grade entwickelt war.

Im allgemeinen trifft es zu, daß, je höher man hinaufgeht, die Begabung um so harmonischer wird. Aber es ist ein Naturgesetz, daß die Nummer-Eins- und Nummer-Zwei-Männer nur spärlich gesät sind, und die Gesellschaftsordnung verdient keinen Vorwurf, wenn sie „verbummelten Talenten" oder „verkannten Genies" und „ungeschickten Biedermännern" den Weg verlegt, denn an wichtigen Posten kann man nur Persönlichkeiten brauchen, die in jeder der hauptsächlichen Anlagengruppen hervorragend begabt sind. Wiederum drängt sich einem unwillkürlich die Bemerkung auf, daß die Gesellschaftsordnung wahrscheinlich viel weniger gut ausgefallen wäre, wenn wir schwache, am äußern Glanz hängende Menschen mit unserer unvollkommenen Einsicht sie zu schaffen gehabt hätten, und daß wir eigentlich das Kunstwerk bewundern müssen, welches so eingerichtet ist, daß es nicht den bloßen Schein, auch nicht die bloße Teilbegabung, sondern nur die volle, alle Anlagengruppen umfassende, in jeder Lage sich bewährende Tüchtigkeit durchdringen läßt. Freilich muß wiederholt werden, daß an dieser Maschine nicht bloß eine Generation, sondern daß ganze Reihen von Geschlechterfolgen instinktiv mitgearbeitet und sich abgemüht haben, ehe dieselbe soweit angepaßt und in richtigen Gang gesetzt war.

## 17. Anwendung der Kombinationslehre auf die Seelenanlagen nach Galton.

Bisher haben wir das Würfelspiel als ein bloßes Bild oder Gleichnis angesehen, aber es ist höchst wahrscheinlich mehr als dies, nämlich eine im wesentlichen treue Wiedergabe der Vorgänge, die sich vor und bei der Befruchtung wirklich abspielen. Die Halbierung des Keimplasmas bei der Reduktionsteilung (S. 6) und die Vereinigung zweier elterlicher Keimplasmen dürften fast gewiß von den Gesetzen der Kombinationslehre beherrscht werden. Die einzelnen Teilchen der Keimplasmen, die den verschiedenen Anlagen und je nach

Zahl und organischer Zusammensetzung ihrer Moleküle den Stärken der Anlagen entsprechen, werden sich in der gleichen Weise miteinander vereinigen und neue Kombinationen bilden, wie die Würfel ihre Augen zu mannigfaltigen Kombinationen zusammenfügen. Unser Gleichnis entspricht in diesem Falle der Wirklichkeit.

Wir müssen aber jetzt noch die S. 49 vorbehaltenen Betrachtungen darüber anstellen, inwieweit bei der Uebertragung der Ergebnisse des Würfelspiels auf die Seelenanlagen Modifikationen einzutreten haben.

Im 15. Abschnitt wurden die Seelenanlagen, die für das Emporkommen der Individuen maßgebend sind, in drei Gruppen eingeteilt und als vierte Gruppe die körperlichen Anlagen beigefügt, wozu später als ein besonderer Zweig der moralischen die altruistischen Anlagen hinzukamen, die der Gesellschaft immer, dem Individuum nicht immer nützlich sind. In Wirklichkeit besteht aber jede Gruppe selbst wieder aus Kombinationen von Anlagen, die nicht notwendig zusammentreffen müssen. Es kann jemand z. B. einige intellektuelle, moralische oder wirtschaftliche Anlagen in höherem Grade als andere derselben Gruppe besitzen, und auch die volle Körperkraft ist das Ergebnis der Kombinationen einer größeren Anzahl von Voraussetzungen bei den einzelnen Teilen des Körpers. Anstatt nur vier Elemente zu kombinieren, hätten wir eine viel größere Zahl solcher verwenden müssen. Worin besteht nun die Abweichung der Ergebnisse, die hierdurch bedingt wird? Je größer wir die Zahl der vererbbaren einzelnen Anlagen greifen, desto seltener werden die Individuen, bei denen diese sämtlichen Anlagen zusammentreffen, desto seltener mit anderen Worten werden die genialen und hochtalentierten Individuen erscheinen. Nehmen wir anstatt vier Würfel deren acht, so haben wir einen Nummer-Eins-Mann nicht mehr wie vorhin unter 1296 Individuen, sondern unter $6\times6\times6\times6\times6\times6\times6\times6=1\,679\,616$ Individuen. Im Einklang damit werden aber auch die Schwachbegabten seltener, das Mittelgut nimmt eine weit mehr vorherrschende Stellung ein.

Aehnlich wirkt eine Vermehrung der Zahl der Stärkegrade der Anlagen, die wir durch die Augen der Würfel ausgedrückt haben. Nach unserer Annahme ist der gescheiteste Mann dem dümmsten nur sechsfach überlegen, was schwerlich zutreffend ist. Setzen wir eine zwölffache Ueberlegenheit, mit anderen Worten, wählen wir anstatt der Kubusgestalt mit 6 Seitenflächen Dodekaëder, deren 12 Flächen mit 1—12 Augen

versehen sind, so ist die Zahl der möglichen Würfe bei vier Würfeln $12 \times 12 \times 12 \times 12 = 20736$, und wir haben also einen Nummer-Eins-Mann auf 20736, anstatt vorhin schon einen auf 1296 Individuen. Bei acht zwölfseitigen Würfeln würde die Zahl, auf die ein Nummer-Eins-Mann kommt, nicht weniger als 429981696 betragen.

Drittens haben wir angenommen, daß die einzelnen Stärkegrade einer Anlage gleich häufig vorkommen, denn der Würfel kann mit der nämlichen Wahrscheinlichkeit auf jede beliebige Seite fallen. In Wirklichkeit werden aber die hohen und die niedern Grade einer Seelenanlage als Ausdruck der Kombination von Zellen oder Molekülen der Hirnrinde seltener sein, als die mittleren, mit anderen Worten, die Stärke der einzelnen Anlagen folgt selbst dem nämlichen Gesetze, das für die Kombinationen gilt. Auch dieser Umstand verringert die Zahl der hervorragenden Persönlichkeiten, die in einer gewissen Menge von Individuen vorhanden sind und vermehrt das sogenannte „Mittelgut".

Die sämtlichen hierbei waltenden Gesetzmäßigkeiten lassen sich in eine einfache Formel[1]) bringen, die allgemein die Häufigkeit der Abweichungen von einem Durchschnitt ausdrückt, und in der man für die Anwendung auf unsern Fall nur die Koëffizienten durch Versuche zu bestimmen hat. Die Zahl der einzelnen Anlagen kann alsdann außer Betracht bleiben, was sehr erwünscht ist, da sie sich nicht feststellen läßt; sie wäre vielleicht so groß, wie die Zahl der Zellen oder gar der Moleküle, aus denen das Gehirn zusammengesetzt ist, da jedes einzelne dieser Elemente für sich variieren kann. Auch auf die Zahl der Abstufungen und auf die Häufigkeit der einzelnen Grade kommt es nun nicht mehr an.

Man erhält durch die Formel eine allmähliche Abstufung der Individuen, und es ist der Uebersichtlichkeit wegen erforderlich, die benachbarten Begabungen in Klassen von gleicher

---

1) Die Formel ist: $y = Ye^{-h^2 x^2}$ und wurde schon von Galton benutzt, der sie dem belgischen Astronomen und Statistiker Quételet zuschrieb. Quételet führte die Formel in seinen „Lettres à S. A. R. le Duc de Saxe-Cobourg et Gotha sur la théorie des probabilités", Brüssel 1846 an, und Galton lernte sie durch die englische Uebersetzung von Downes „Lettres on probabilities", welche 1849 erschien, kennen. Die Anwendung auf die Kombinationslehre und Wahrscheinlichkeitsrechnung geschah aber zuerst durch Gauß und zwar in der „Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae", die in den „Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis" 1823 erschien. In der Göttinger Ausgabe von 1873 steht die Formel Band IV, Seite 9.

Breite zusammenzufassen. Galton hat 16 Begabungsklassen gewählt und damit gute Ergebnisse erzielt. Er hat die Koëffizienten nach englischen Verhältnissen berechnet; das von ihm angewandte Verfahren ist in seinem Buche „Hereditary Genius“ nachzulesen.

Die Klassen wurden mit Buchstaben bezeichnet, und zwar die über Mittel mit großen Buchstaben, die von der Mitte gleichweit abstehenden unterhalb mit den entsprechenden kleinen Buchstaben. Die Zahl der Individuen in den Klassen mit gleichnamigen Buchstaben ist wegen der Symmetrie der Formel die nämliche.

Die Klasse A bezeichnet die Begabung mittleren Grades oberhalb der Querachse, die Klasse a die entsprechende unterhalb der Querachse. Klasse B ist eine Begabung etwas über Mittel, b etwas unter Mittel. Klasse C und D enthalten schon Persönlichkeiten, die sich zu geistiger Arbeit verwenden lassen, die in E sind talentvoll im gewöhnlichen Sinne. In F und G sind hervorragende Talente; die Klasse X, die alle Grade über G umfaßt und nach oben keine Begrenzung hat, bezeichnet die wahren Genies. Umgekehrt verhält es sich mit den Klassen c, d, e, f, g bis x, die bis zum Schwachsinn und Blödsinn hinabgehen. Die letzte Klasse ist wieder unbegrenzt; der Dummheit, wie dem Genie, sind keine Schranken gezogen.

Eine Million von Individuen verteilt sich in die einzelnen Klassen nach Galton folgendermaßen:

| | | |
|---|---|---|
| Klasse X | 1 | Individuum, |
| G | 14 | Individuen, |
| F | 233 | „ |
| E | 2423 | „ |
| D | 15696 | „ |
| C | 63563 | „ |
| B | 161279 | „ |
| A | 256791 | „ |
| a | 256791 | „ |
| b | 161279 | „ |
| c | 63563 | „ |
| d | 15696 | „ |
| e | 2423 | „ |
| f | 233 | „ |
| g | 14 | „ |
| x | 1 | Individuum |
| Summa | 1000000 | Individuen. |

Diese Tabelle wird der Anschauung näher gebracht, wenn man nach ihr eine Kurve zeichnet, wie sie in der Fig. 1 zu sehen ist.

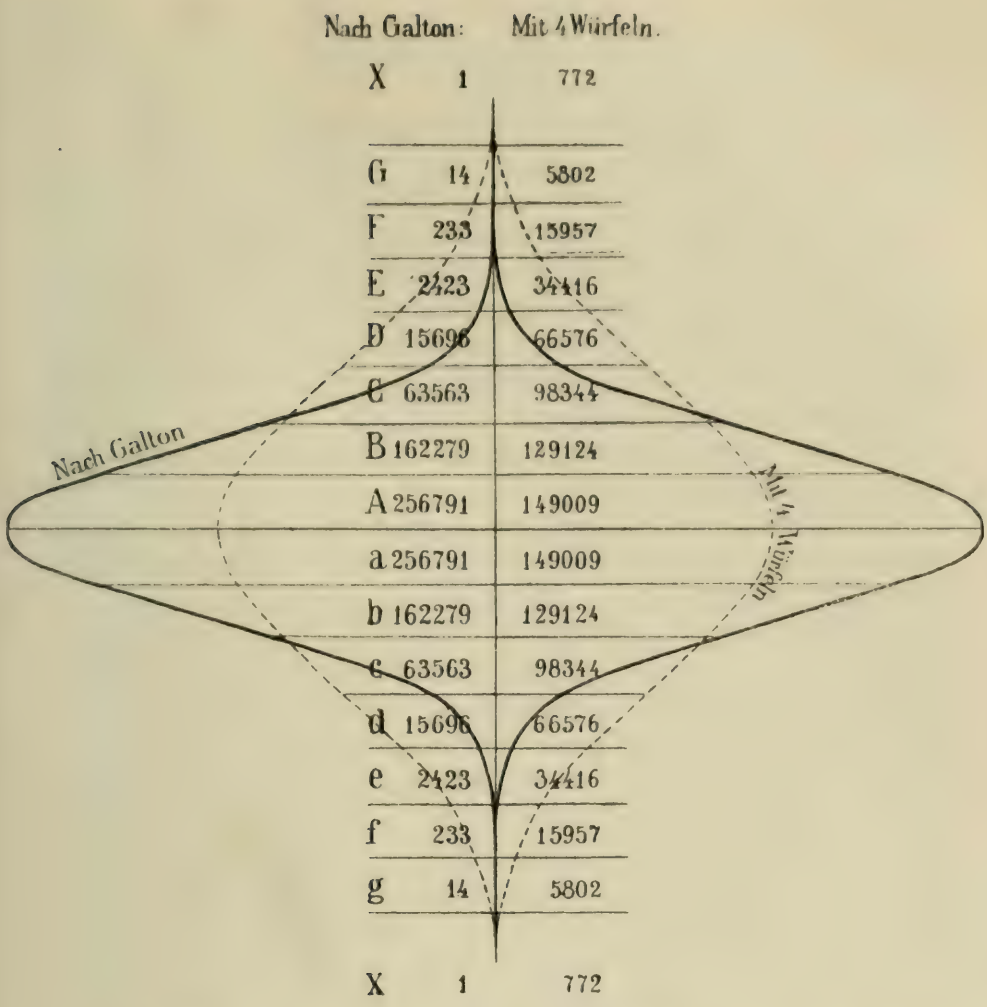


Fig. 1. Graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Grade menschlicher Begabung nach Fr. Galton.

Die stärker ausgezogene Linie ist die Kurve nach Galton, die wagrechten Querlinien geben die 16 Begabungsklassen. Man sieht auf den ersten Blick, daß die Mittelklassen A und a zusammen schon mehr als die Hälfte, mit Hinzuziehung der Klassen B und b sogar fünf Sechstel der Million Menschen enthalten, und daß die höchsten Begabungen zu einer feinen Spitze ausgezogen sind. In Wirklichkeit bildet die Kurve hier keine Spitze, sondern sie nähert sich der senkrechten Mittellinie asymptotisch, aber so dicht, daß in unserer Zeichnung schon bei Klasse F die beiden Arme der Kurve mit der Mittellinie und miteinander sich zu verschmelzen scheinen. Ebenso ist es bei den unteren Armen in Klasse f.

Wie ein einsamer Berggipfel erheben sich die talentvollen und genialen Menschen über die breite Masse, die vorwiegend dem Mittelgute angehört. Wenn wir nunmehr einsehen, daß die Zahl der Hochbegabten überhaupt so gering ist, kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück und überzeugen uns, daß unmöglich „viele" solcher durch die Unvollkommenheit der gesellschaftlichen Einrichtungen in den unteren Ständen zurückgehalten werden können. Wir erinnern uns auch daran, daß das Mittelgut durch die ungleichmäßige Zusammensetzung im ganzen und im einzelnen charakterisiert wird; im ganzen, da in der nämlichen Klasse sehr verschiedenartige Kombinationen einander annähernd gleichwertig gesetzt sind, im einzelnen, da neben glänzenden Gaben solche auftreten, die jene teilweise unwirksam machen.

Ebenso, wie die Kurve sich nach oben zuspitzt, thut sie es nach unten, indem in symmetrischer Weise die Zahl der schwach und ganz schwach Begabten abnimmt.

Mittels einer gestrichelten Linie habe ich unser voriges Beispiel der vier Würfel mit je 6 Augen in Figur 1 eingezeichnet, nachdem ich die dortigen 21 Abstufungen auf Galtons 16 Klassen umgerechnet hatte. Man sieht, daß in dieser Kurve das nämliche Gesetz zum Ausdruck gelangt, nur in schwächerer Weise. Das Mittelgut ist nicht so vorherrschend, die höher begabten Individuen sind zahlreicher, wodurch die Zuspitzung der Kurve eine andere, aber doch ähnliche wird. Im ganzen haben wir hier in den Klassen A, a und B, b 279874 Individuen weniger als bei Galton, dafür in den höheren Klassen 139937 mehr, zugleich auch, und das ist bemerkenswert, ebensoviele mehr in den unteren Stufen. Die schlankere Gestalt der Kurve entspricht der Kombination von nur wenigen Elementen; je mehr Einzelelemente mitwirken, je mehr Anlagen zu einem Genie zusammentreffen müssen, desto breiter wird die Kurve in der Mitte und desto unvermittelter geschieht die Zuspitzung oben und unten.

Die Individuen in Galtons Klasse c und darunter sind so schwach begabt, daß sie nur mit Mühe und nur in unvollkommener Weise zum Gesellschaftsleben herangezogen werden können. Hierher gehören nicht bloß die, welche außer stande sind, eine Intelligenz und Geschicklichkeit erfordernde Arbeit zu verrichten, sondern auch die moralisch Ungenügenden, die Arbeitsscheuen und Landstreicher, die vielleicht arbeiten könnten, wenn sie nur wollten, die jedoch nicht „wollen können". Hier beginnt das Proletariat, in dem zwei Abteilungen zu unter-

scheiden sind, nämlich die der teilweise brauchbaren und die der gänzlich unbrauchbaren oder sogar gemeinschädlichen Individuen.

In die letztgenannte Abteilung fallen diejenigen, die an intellektueller, moralischer, wirtschaftlicher und körperlicher Ausstattung auf der tiefsten Stufe stehen, also die Idioten, Blödsinnigen, Verbrecher, Trunkenbolde, Kranken, Siechen und Verkrüppelten, die in entsprechenden Anstalten verwahrt, bezw. verpflegt werden. Ihre Zahl auf 1 Million dürfte, von unten herauf gerechnet, etwas über die Klassen x bis e hinausgreifen, da diese nur 2671 Individuen umfassen, wäre jedoch mit Zuziehung der 15696 Köpfe zählenden Klasse d zu hoch gegriffen. (Hierüber Näheres im 43. Abschnitt). Wir müssen annehmen, daß die Grenze der Brauchbarkeit für die Gesellschaft durch die Klasse d hindurchgeht, so daß ein Teil der Klasse über, ein anderer Teil unter die Grenze fällt. Berücksichtigt man dies, so erhält man in der Figur 2 die wahre Gestalt der sogenannten „Gesellschaftspyramide".

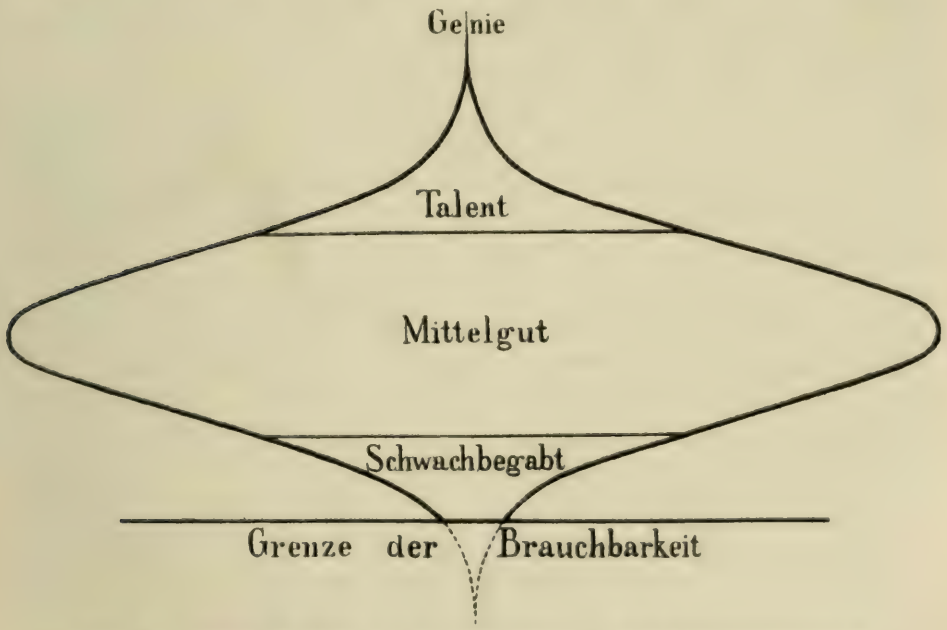


Fig. 2. Wahre Gestalt der sogenannten „Gesellschaftspyramide".

Die Gestalt dieser Kurve, die sich der Leser wohl einprägen möge, ist nicht die einer „Pyramide", sondern ähnelt mehr einem doppelten sogenannten „Kielbogen" oder einem „Zwiebeldach". Die Klassen A, a, B, b enthalten das Mittelgut, die Klasse c mit einem Teil von d die Individuen

mit schwacher Begabung, die nur zu geringen Diensten verwendet werden können und gelegentlich, d. h. ohne zu den Stammgästen zu gehören, mit Strafanstalten, polizeilichen Arbeitshäusern, Arbeiterkolonien und Pflegeanstalten Bekanntschaft machen; wenigstens muß dies für den nach unten gekehrten Teil des Abschnittes der Schwachbegabten zutreffen, da der Uebergang von diesen zu den Unbrauchbaren allmählich stattfindet.

Die intelligenten, geschickten und soliden Arbeiter gehören nicht zu den Schwachbegabten, sondern zum Mittelgut, und wir sehen daraus, daß das Mittelgut der Begabung unmöglich identisch sein kann mit dem, was wir den „Mittelstand" nennen. Der Sprachgebrauch giebt dem Worte „Mittel" beidemale einen verschiedenen Sinn. Der „Mittelstand" enthält schon die talentvollen Persönlichkeiten der Klassen von C aufwärts, und daher kommt es, daß derselbe immer nur eine Minderheit an Zahl bilden kann, während er an Begabung einen großen Betrag geistiger und sittlicher Energie darstellt. Die Persönlichkeiten der Klassen F und G dürften sich meist schon in sehr hohen Stellungen der Staatsleitung, der Großunternehmung, der Wissenschaft und Kunst befinden, und über allen thront die höchste Klasse X, das Genie.

Wer Galtons Begründung nachliest, wird mit mir zu der Ueberzeugung kommen, daß er wohl ziemlich das Richtige getroffen hat, und daß die nach seinen Angaben gezogene Kurve uns die Verteilung der Begabungen in einer Million Menschen versinnlichen kann. Man thut gut, bei einer Proberechnung die Kinder außer Betracht zu lassen, weil bei diesen die Begabung noch schlummert, und niemand mit Gewißheit vorhersagen kann, welchen geistigen Rang sie im späteren Leben einnehmen werden. Vergleicht man Persönlichkeiten reiferen Alters, so wird das Bild deutlicher, weil bei diesen schon über ihren Erfolg entschieden ist. Beispielsweise befinden sich in Deutschland unter 100 000 Einwohnern 12 106 Männer von 40 Jahren und darüber, also unter unseren 55 Millionen etwa $6^1/_2$ Millionen solcher Männer. Wir Deutsche, die wir den Engländern an Befähigung sicherlich nicht nachstehen, müßten nach Galton unter $6^1/_2$ Millionen etwa 6 bis 7 Genies der Klasse X besitzen, ferner in Klasse G 92 und in Klasse F 1538 hervorragend talentvolle Persönlichkeiten. Dem Mittelgut würden in Klasse A und a $3^1/_4$ Millionen angehören, mit Hinzurechnung von Klasse B und b aber $5^1/_2$ Millionen!

Von den 12 Millionen Deutschen über 25 Jahren, die das Reichstagswahlrecht besitzen, kommen über 10 Millionen

auf das Mittelgut der Klassen A, a, B und b, aber fast 1 Million Schwachbegabte der Klassen c und d stimmen ebenfalls mit und helfen mit ihrer Intelligenz das Schicksal des Reiches lenken. Sie sind gerade ausreichend, um die höher Begabten lahm zu legen, die wegen der Symmetrie der Kurve die nämliche Zahl ausmachen.

Die Gewählten sollen zweckmäßigerweise den höchsten Begabungsklassen entnommen sein. In Klasse X haben wir auf 12 Millionen 12 Mann, in den Klassen G und F rund 3000 Mann. Wir wären recht wohl in der Lage, einen ganz hervorragenden Reichstag zusammenzusetzen, da wir für die 400 Mitglieder die Auslese unter 3000 Mann hätten, wenn nur die Wähler die richtigen Kandidaten herauszufinden wüßten!

## 18. Weitere Folgerungen aus Galtons Häufigkeits-Kurve.

Mancher Leser wird sich nicht leicht mit dem Gedanken befreunden können, daß die Zahl der geistig hochbegabten Menschen eine verhältnismäßig so geringe sein soll, da die oberste Klasse nur einen Mann auf eine Million, und die drei obersten Klassen zusammen nur rund 250 Mann, also einen auf 4000 enthalten. Wer aber der Sache auf den Grund geht, wird nicht verkennen, daß theoretisch die Kurve noch viel mehr in die Breite gezogen, die Zahl der hervorragenden Begabungen noch seltener sein sollte, wenn wir nur die bisher betrachteten Gesetze ins Auge fassen. Beweis: Bei 8 Würfeln mit je 6 Augen kommt, wie wir Seite 56 gesehen haben, ein Alle-Sechs auf 1679616 Würfe. Es sind aber gewiß weit mehr einzelne Anlagen als 8, die bei einem genialen Manne zusammentreffen müssen, und die Zahl der Abstufungen des Stärkegrades ist mit 6 gewiß nicht zu hoch angenommen, d. h. es ist nicht übertrieben, wenn wir dem Genie die betreffenden Anlagen 6fach stärker zuschreiben als einem Schwachsinnigen. Wir haben daselbst ferner gesehen, daß schon bei 8 zwölfseitigen Würfeln ein höchster Wurf auf 430 Millionen kommt, und bei alledem ist nicht berücksichtigt, was schon Seite 57 unter „drittens" hervorgehoben wurde, daß nämlich bei jeder einzelnen Anlage die nämliche Gesetzmäßigkeit gelten muß, so daß die höheren Grade seltener als die mittleren vorkommen, während mit einem Würfel jede Zahl gleich oft fällt. Erwägen wir alles dies, so erscheint es uns als wahrscheinlich, daß wir nur einen Menschen auf viele Millionen haben sollten,

bei dem sich alle erforderlichen Eigenschaften zu einem Genie vereinigen, während wir nach Galton schon 1 auf 1 Million, also bedeutend mehr haben.

Aus der Abweichung der Wirklichkeit von der theoretischen Wahrscheinlichkeit läßt sich folgern, daß irgend welche noch nicht in Rechnung gestellte Ursachen vorhanden sein müssen, die das Entstehen von Talent und Genie begünstigen.

Und so ist es in der That. Galton selbst hat dem fraglichen Punkte keine Aufmerksamkeit geschenkt, da er durch seine Theorie der „stabilen Formen" jedem Einwand vorgebeugt zu haben glaubte. Er macht nämlich die Annahme, daß gewisse einander unterstützende Charaktereigenschaften schon als Anlagen im Keimplasma einen besonders fest zusammenhaltenden Klumpen bilden, so daß sie bei der zweigeschlechtlichen Vererbungen bezw. der Reduktionsteilung nicht leicht getrennt und daher in Verbindung miteinander übertragen werden. Eine Unterstützung dieser Ansicht könnte in der von Darwin beschriebenen „korrelativen Vererbung" gefunden werden, die sich darin ausspricht, daß verwandte Körperteile oft in gleichem Sinne variieren. So nehmen befiederte Füße von Tauben die Struktur von Flügeln an. Aber es wird auch durch Darwin berichtet, daß lange Schnäbel und lange Beine zusammengehen. Schnäbel und Beine haben nichts miteinander direkt zu thun, obschon das Auflesen der Nahrung bei langbeinigen Vögeln durch lange Schnäbel erleichtert wird. Man kann die Thatsache auch so erklären, daß die Einflüsse, die eine Variation im Keimplasma hervorrufen, auf die Uranlagen verschiedener Körperteile in gleichem oder ähnlichem Sinne einwirken, ohne daß dieselben eine nähere Beziehung unter sich zu haben brauchen. Gegen die Theorie der stabilen Formen spricht die Thatsache, daß die Auslese imstande ist, die verbundenen Formen zu trennen. Wenn man will, kann man methodisch kurze Schnäbel und lange Beine züchten. Der Mensch selbst unterliegt einer ähnlichen Naturauslese, denn seine Beine sind unverhältnismäßig lang, seine Arme kurz, und diese Eigentümlichkeit kann nur durch Anpassung an den aufrechten Gang vermöge der natürlichen Auslese eingetreten sein. Die Jungen einer Art bewahren oft ältere Stammesformen, die sich erst mit dem Fortschreiten des Wachstums verlieren; so zeigen die neugeborenen Menschen mit ihren gleich langen vordern und hintern Gliedern die Verhältnisse der Vierfüßler. Kinder können noch im 2. oder 3. Jahr mit Leichtigkeit auf allen Vieren gehen, während Erwachsene außer stande sind, ihnen dies nach-

zumachen und beim Versuch meist auf den Knien rutschen. Auch daß an den langen Beinen die kurzen Zehen, an den kurzen Armen die längeren Finger sitzen, widerspricht der Annahme der Korrelation und der stabilen Formen. Vgl. A. Weismann: „Die Allmacht der Naturzüchtung", Jena 1893, S. 11 ff.

Bei den geistigen Anlagen braucht keine hiervon abweichende Annahme gemacht zu werden. Es giebt allerdings Eigenschaften, die im fertigen Individuum sich gegenseitig unterstützen, wie z. B. Verstand und Willenskraft. Aber im Keimplasma sind dies nur kleine Bauelemente von einer gewissen, nicht näher bekannten Verschiedenheit, und der mechanische Zusammenhalt hängt hier wahrscheinlich von ganz anderen Molekularkräften ab, als von denen, die später in dem ausgewachsenen Individuum bestimmte Seelenanlagen ergeben. Es ist daher theoretisch nicht zu begründen, warum solche Anlagen besonders fest aneinander haften sollten. Zudem könnte mit der Galtonschen Annahme nur die Fortvererbung vorhandener genialer Anlagen erklärt werden, nicht das unaufhörlich erfolgende Neuentstehen von Genie durch die glückliche Kombination elterlicher Anlagen. Gerade die letztere Thatsache bietet uns den Schlüssel des Rätsels.

Es giebt eine Natureinrichtung, die bewirkt, daß das Zusammenpassende zweier Individuen häufiger vereinigt wird, als es nach den bloßen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit geschehen würde. Diese Einrichtung ist die größte Merkwürdigkeit, welche die Entwickelung des Gesellschaftslebens hervorgebracht hat, und sie besteht ausschließlich beim Menschen, bei diesem jedoch überall, in unvollkommener Weise selbst auf den niedersten Kulturstufen, und in weit wirksamerer Ausbildung auf den höheren Stufen.

Die fragliche Einrichtung ist die Absonderung von bevorzugten Ständen aus der großen Masse der Bevölkerung.

## 19. Die Bedeutung der Ständebildung für das Gesellschaftsleben.

Den meisten unserer Gebildeten, und auch den meisten Sozialpolitikern, gelten die abgeschlossenen Stände als ein trauriges Ueberbleibsel halbbarbarischer Zeiten, als ein schädliches Zopftum, mit welchem man gerne möglichst rasch aufräumen würde, wenn man nur könnte! Aber man kann eben nicht; der gesellschaftliche Instinkt der Individuen ist unendlich

viel mächtiger, als die verstandesmäßigen Abstraktionen von der Gleichheit aller Menschen. Wie wir die Absonderung angesehener Häuptlingsfamilien schon auf der untersten Kulturstufe bemerken, so sehen wir auch, daß in den höchstentwickelten Gesellschaften die Stände trotz aller Anfechtungen fortbestehen, und daß die Angehörigen der Stände mit Vorliebe unter sich heiraten. Eine Einrichtung, die so verbreitet ist im ganzen Menschengeschlecht, und die sich so hartnäckig gegen alle vermeintlichen Vernunftgründe behauptet, die, gewaltsam abgeschafft, nach kurzem wiederkehrt, muß notwendigerweise irgend einen Nutzen haben, das wird jeder mit naturwissenschaftlichen Anschauungen Vertraute sich von vornherein sagen. Die Ständebildung ist aber darum besonders wichtig, weil sie nicht bloß in einer einzigen, sondern in vier verschiedenen Beziehungen vorteilhaft wirkt, also an vier verschiedene Bedingungen angepaßt ist. Diese vier Beziehungen sind die folgenden:

1) die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt dadurch die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Züchtung beim Menschen dar;
2) die Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglicht eine sorgfältigere Erziehung;
3) die bessere Ernährung und die sorgenlosere Lebensweise der den bevorzugten Ständen angehörenden Individuen wirken steigernd auf die Thätigkeit der Seelenanlagen;
4) die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände spornen die Angehörigen der unteren Stände an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb einzusetzen, um dieser günstigeren Bedingungen teilhaftig zu werden.

Wir haben nunmehr diese 4 Punkte, und was mit denselben zusammenhängt, näher darzulegen und zu begründen.

## 20. Die Einschränkung der Panmixie und die natürliche Züchtung durch die Ständebildung.

Was „Panmixie“ ist, hätte ich schon früher im Zusammenhange mit der Vererbung und mit der natürlichen Auslese erklären sollen; ich habe vorgezogen, den Begriff hier festzustellen und ihn gleich in seiner Anwendung vorzuführen, was zur Vereinfachung dient. Es sei also in Kürze ausgesprochen:

Panmixie ist die Paarung beliebiger Individuen ohne vorhergehende Auswahl, lediglich nach dem Zufall. Es versteht sich, daß Panmixie in diesem Sinne sowohl bei Monogamie, als bei Polygamie vorkommen kann; sie ist nicht zu verwechseln mit der Promiscuität und der sogenannten „freien Liebe", die eine überlegte Wahl nicht ausschließen würden. Die Steigerung nützlicher Eigenschaften erfordert die Verbindung der mit den fraglichen Eigenschaften versehenen Individuen, d. h. die methodische oder natürliche Auslese; die wahllose Vermischung zweier beliebiger Individuen kann keine höhere Varietät erzeugen, sondern wirkt der Auslese entgegen. Ohne fortwährende Auslese halten sich die Arten überhaupt nicht auf der Höhe ihrer Entwickelung; der Wegfall der Auslese, also eben die Panmixie, genügt, um eine Verschlechterung der Rasse herbeizuführen. Sehen wir nun zu, in welcher Weise die Ständebildung zur Einschränkung der Panmixie dient und wie sich daraus die natürliche Züchtung beim Menschen entwickelt.

Zu diesem Ende stellen wir uns vor, wir hätten eine Gesellschaft von 1 Million männlicher Individuen, die sich nach der Befähigung ungefähr gemäß der Kurve S. 59 ordnen, so daß 1 Mann von Klasse X vorhanden ist. Nehmen wir nun an, dieser Mann von Klasse X habe aus einer ganz ähnlich zusammengesetzten Gesellschaft weiblicher Individuen, unter denen ebenfalls 1 in Klasse X auf 1 Million kommt, eine Gattin zu wählen, und es hindere ihn weder Gesetz noch Sitte, irgend eine beliebige Persönlichkeit herauszugreifen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Mann von Klasse X gerade die einzige zu ihm passende Frau von Klasse X auswählt, nur sehr gering, nämlich ein Millionstel ($^1/_{1\,000\,000}$). Wir erinnern uns dabei, daß (S. 7) weibliche Personen auch männliche Geistesanlagen, die ihren Familien eigen sind, übertragen können. Die Wahrscheinlichkeit einer passenden Heirat und einer Nachkommenschaft, die ebenfalls der Klasse X angehört, ist somit verschwindend klein.

Ueberlassen wir die Gattenwahl rein dem Zufall, so werden die Männer jeder einzelnen Begabungsklasse sich mit den Frauen der verschiedenen Begabungsklassen, also hohe mit niederen und niedere mit hohen zusammenfinden, und das ist eben, was Weismann Panmixie genannt hat. Bei soweit voneinander abweichenden Eigenschaften der Erzeuger ist nicht zu erwarten, daß die Kinder dem begabteren derselben folgen, ja nicht einmal als Regel, daß sie eine mittlere Zwischenstufe einnehmen. Die Aussichten auf eine gediegene Nachkommen-

schaft sind hierbei ausnehmend ungünstig. Wie schon mehrmals erwähnt, ist die Verbindung schlecht zusammenpassender elterlicher Eigenschaften nicht nur an sich nachteilig, sondern es ist auch die Gefahr von Rückschlägen auf frühere Entwickelungsstufen des Menschen (Atavismen) um so größer, je weiter die Eltern hinsichtlich ihrer Anlagen voneinander abstehen. Die Natur fordert die Paarung von gleich und gleich, wie dies S. 8 dargelegt wurde.

Nehmen wir aber nun im Gegenteil an, daß die Männer der Klasse X durch Gesetz oder Herkommen angehalten wären, ihre Gattinnen nur aus den höheren Klassen, etwa F, G und X der weiblichen Bevölkerung zu wählen, so ändert sich die Sache gewaltig. Anstatt unter einer Million, hat der Mann von Klasse X jetzt nur noch unter 248 Individuen die Wahl zu treffen, und die Wahrscheinlichkeit, daß er die einzige Frau von Klasse X wähle, ist jetzt nicht mehr ein Millionstel, sondern etwa ein Zweihundertfünfzigstel ($^1/_{250}$); demnach haben sich die Aussichten 4000mal günstiger gestellt, oder mit anderen Worten, es werden 4000mal mehr geistig hervorragende Individuen geboren, als bei herrschender Panmixie.

Ferner: Die Männer der Klassen F und G haben, wenn ihre Verbindungen auf die weiblichen Klassen F, G und X beschränkt bleiben, die allergünstigste Aussicht, Kinder zu erzeugen, die nicht unter Klasse F sinken, während bei Panmixie mit sämtlichen vorhandenen Klassen die Wahrscheinlichkeit, daß die Nachkommenschaft einem tieferen Niveau angehört, eine sehr große ist, nämlich $^{999\,752}/_{1\,000\,000}$ oder etwa $^{3\,999}/_{4\,000}$.

In der Bildung von Ständen, die mit Vorliebe unter sich heiraten, haben wir also den Schlüssel zu der vorhin bemerkten rätselhaften Thatsache, daß Genie und Talent unter uns Menschen viel häufiger vorkommen, als dies nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung geschehen würde, wenn Panmixie bestände. Obwohl die Ständebildung die Panmixie nicht ganz aufhebt, sondern sie nur erheblich beschränkt, so stellt sie doch eine Einrichtung dar, welche die Verbindung von Individuen höherer Begabungsklassen miteinander begünstigt, also auf die Erzeugung von Menschen einer begabteren Varietät hinwirkt[1]).

1) Die von selbst eintretende Veränderlichkeit der Nachkommen (spontane Variabilität) kann für die Erzeugung hochbegabter Individuen günstig oder ungünstig wirken, da sie ebensowohl aufwärts als abwärts gerichtet sein kann. Wir haben sie oben nicht berücksichtigt, um die durch die Ständebildung geübte Zuchtwahl deutlicher hervortreten zu lassen. Die Veränderlichkeit stört die Richtigkeit obiger Sätze nicht, obwohl sie sicherlich bisweilen ein Talent erhöht, ein anderes herabdrückt.

Nun wird man freilich einwenden, daß die sozialen Stände nicht identisch sind mit den Galtonschen Begabungsklassen. Das wird ohne weiteres zugegeben. Aber es ist unzweifelhaft, daß die Stände im allgemeinen doch eine Ordnung der Individuen nach ihrer Begabung darstellen, obgleich mancher Mißratene sich in ererbter günstiger Stellung behauptet, und mancher gut Veranlagte sich durch die Ungunst äußerer Verhältnisse nicht emporzuarbeiten vermag. Ich will die weitgehendsten Zugeständnisse machen, und es wird trotzdem immer noch ein wirksamer Faktor in der Ständebildung übrig bleiben. Mögen in den höheren Ständen genug unwürdige Mitglieder anzutreffen sein, mögen auch die Heiraten häufig nicht innerhalb des gleichen Standes geschlossen werden, so sind dies doch nur Ausnahmen von der Regel. Im allgemeinen haben wir bei unseren Betrachtungen S. 43 f. gesehen, daß meistens der richtige Mann an den richtigen Platz zu kommen pflegt, und ebenso wissen wir aus der täglichen Beobachtung, daß außerhalb des Standes geschlossene Eheverbindungen wegen ihres seltenen Vorkommens allgemeines Aufsehen erregen.

Es ist überdies gar nicht notwendig, daß die Ständebildung die Aussichten auf die Geburt hochbegabter Menschen gleich auf das 4000fache erhöht, wie es der Fall wäre, wenn die Stände streng den Galtonschen Klassen entsprächen, und wenn alle Heiraten innerhalb gleicher oder benachbarter Klassen stattfänden. Es genügt schon, wenn die Verbesserung der Aussichten das 1000fache, ja, wenn sie nur das 100fache oder noch weniger beträgt; wenn jene überhaupt nur eine Verbesserung hervorbringt. Und kein denkender Anthropologe wird leugnen wollen, daß ein befördernder Einfluß wirklich stattfindet, wenn auch für die Größe desselben ein bestimmter Maßstab nicht angegeben werden kann, und jenes ist hinreichend, um die zum Werkzeug des Rückschrittes gestempelte Ständebildung gegen Verkennung zu rechtfertigen und sie als eine Wohlthäterin der Menschheit erscheinen zu lassen. Die Ständebildung setzt das Werk der natürlichen Auslese beim Menschen fort und begründet eine natürliche Züchtung im Sinne Darwins.

Wenn wir die Stände abschafften oder wenn die Menschen aufhörten, vornehmlich innerhalb ihres Standes zu heiraten, so würde eine starke Abnahme der Individuen mit hoher Begabung die Folge sein.

Wegen der oben und unten symmetrischen Gestalt der Kurve würde sich gleichzeitig eine Abnahme der Schwach-

begabten herausstellen. Denn nun würden auch diese nicht mehr so vorwiegend unter sich heiraten und eine gleichartige Nachkommenschaft erzeugen. Wir sehen daraus, daß die Einrichtung, durch welche die Zahl der geistig Hochstehenden vermehrt wird, auch ihre Schattenseiten besitzt. Noch eine solche kommt hinzu, die Gefährlichkeit der Inzucht. Wo hervorragende Familien beständig ineinander heiraten, da finden sich nicht bloß ausnehmend begabte Individuen, sondern auch Troddel und Blödsinnige. Das ist nun einmal als unabänderliches Naturgesetz hinzunehmen. Vom Genie zum Wahnsinn ist nur ein Schritt, und wenn man Lombroso nicht auf allen seinen Wegen folgen will, so muß man doch in diesem Stücke ihm beipflichten.

Man liebt es, im Anschlusse an die herrschende Meinung über die absolute Schädlichkeit von Verwandtenheiraten darauf hinzuweisen, daß in den fürstlichen und adligen Familien eine sehr große Zahl von Geistesstörungen vorkomme. Dies mag der Fall sein, auch wenn man die Uebertreibungen abzieht. Aber auf der anderen Seite sollte nicht übersehen werden, daß in den genannten Familien eine ausnehmend große Zahl hochbegabter Individuen erzeugt wird. Könnte man den Prozentsatz ausrechnen, der nur in den letzten 200 Jahren an bedeutenden fürstlichen Personen im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Personen ihres Standes erreicht wurde, so würde derselbe jedenfalls weit über dem stehen, den die hervorragenden sonstigen Personen im Verhältnis zu der übrigen Bevölkerung ergeben würden. Die Erziehung allein kann unmöglich die Ursache sein, denn kein Kind ist so vielen unpädagogischen Einwirkungen preisgegeben, wie ein junger Prinz. Es sind sicher Naturanlagen, die hier zur Entwickelung kommen. Dabei finden sich unter den Fürsten ganz ausnehmend begabte, geradezu geniale Persönlichkeiten in nicht geringer Zahl, die sich in den schwierigsten Verhältnissen, oft in der größten Not und Gefahr bewährt haben. Berücksichtigt man, daß die Begabung der Fürsten eine ganz eigenartige sein muß, da ihre Thätigkeit auf das Regieren von Massen in Frieden und Krieg gerichtet ist, so wird man nicht verkennen, daß die Gesetze über Ebenbürtigkeit zur Zeit noch überwiegende Vorteile für die Fürstenhäuser selbst und für die menschliche Gesellschaft besitzen. Instinktiv fühlen dies auch die Völker: sie sehen die unebenbürtigen Ehen ihrer Fürsten nicht gerne, wenn schon das Vorkommen solcher die Volksphantasie stark beschäftigt und durch einen romantischen Zug manchmal besticht. Dabei dürfen wir

aber eines nicht verkennen: mit der abnehmenden Zahl der Fürstenhäuser wächst die Gefahr, daß die Verwandtschaften immer enger werden, und daß hierdurch auch Krankheitsanlagen eine größere Verbreitung in den Familien erlangen.

## 21. Die Erblichkeit des Genies und Talentes.

Wo die Panmixie nicht oder nicht genügend eingeschränkt ist, da steht die Vererbung von Talent und Genie immer in Frage. Aber auch bei standesgemäßen Heiraten hält die Volksmeinung nicht viel von den Nachkommen hervorragender Persönlichkeiten, und es giebt Aussprüche aus alter und neuer Zeit, die für die Kinder der Geisteshelden nicht gerade schmeichelhaft sind. Darin liegt ein Kern von Wahrheit insofern, als die fraglichen Kinder selten ihre Eltern erreichen und noch seltener dieselben übertreffen. Man schreibt dies gewöhnlich dem Umstande zu, daß geniale und hochtalentierte Eltern ihren Ideen mehr hingegeben seien, als ihren Kindern, und daß die Erziehung der letzteren nicht in der richtigen Weise geleitet werde. Auch soll der große Name des Vaters einen „Druck“ auf die Söhne ausüben. Diese philiströse Erklärung ist vollkommen ungenügend und läßt die Thatsache außer acht, daß es doch Fälle giebt, in denen Söhne, die das Talent ihres Vaters erbten, trotz der unglücklichsten Erziehung und trotz der ihnen entgegenstehenden Vorurteile sich emporgerungen haben. Die einzig zutreffende Erklärung ist, daß wir es hier wieder mit den Gesetzen der Kombinationslehre zu thun haben, welche die aufeinanderfolgende Wiederholung einer und der nämlichen Kombination nur als seltene Ausnahme zulassen. Es ist daher nur in wenigen Fällen möglich, daß eine hohe Begabung unverkürzt vererbt wird, und zwar geschieht dies um so seltener, je hervorragender dieselbe ist. Zu unserm Würfelbeispiel des 16. Abschnittes zurückkehrend, können wir dies so ausdrücken: Wer alle Sechse geworfen hat, darf sich nicht schmeicheln, beim nächsten Wurfe wiederum alle Sechs zu haben, und noch weniger, gleich dreimal hintereinander den höchsten Wurf zu thun.

Aus dem vorigen Abschnitte ist zu entnehmen, daß bei herrschender Panmixie ein Genie von dem Range X diejenige unter 1 000 000 Frauen herausfinden müßte, die imstande ist, bei der Vereinigung der Vererbungstendenzen seine (durch die sog. Reduktionsteilung) halbierte Begabung gerade wieder auf das höchste Maß zu ergänzen (vgl. S. 6), und selbst wenn

wir die Ständebildung zu Hilfe nehmen, wobei wir mehrere benachbarte Klassen zu einem „Stand" vereinigen, bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß gerade die einzig richtige Wahl getroffen wird, eine ziemlich geringe. Sie beträgt bei Beschränkung der Wahl auf die drei Klassen F bis X nur $^1/_{248}$. Es können bei der gewählten Frau ausgezeichnete Anlagen vorhanden sein, aber dies sind vielleicht nicht gerade die zur Ergänzung notwendigen.

Außerdem kann ein genialer Mann minderwertige Anlagen seiner Vorfahren „latent" (verborgen, ruhend) haben, und diese können in seinen Kindern wieder zum Vorschein kommen; das Gleiche kann natürlich von der weiblichen Seite geschehen.

Hier haben wir also schon zwei Ursachen, die der ungeschwächten Vererbung des Genies entgegenwirken.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse für die Talente von Klasse E, F und G. Nehmen wir an, daß die betreffenden Männer ihre Gattinnen aus den vier höchsten weiblichen Begabungsklassen E, F, G und X wählen, die zusammen etwa 2671 Individuen unter 1 Million umfassen, so kann es sich ereignen, daß die Wahl wiederum auf ein Individuum der gleichen oder einer höheren Klasse fällt, und zwar wird letzteres für Klasse G unter 2671 Fällen 1mal, für Klasse F unter ebensovielen Fällen 15mal, für Klasse E 248mal geschehen. Die Wahrscheinlichkeiten sind hiernach $^1/_{2671}$, $^1/_{176}$, $^1/_{11}$; mit andern Worten, die höheren Klassen haben überwiegende Aussicht, in der folgenden Generation herabzusinken, und wenig Aussicht, noch höher emporzukommen, während die nicht so hoch stehenden Klassen verhältnismäßig größere Wahrscheinlichkeit haben, noch höher zu steigen, immer unter der Voraussetzung, daß sie innerhalb ihres Standes heiraten.

Die Wahrscheinlichkeit, daß der nämliche Vorgang (gegenseitiger Ergänzung der elterlichen Begabungen) sich in zwei aufeinanderfolgenden Generationen einer Familie wiederhole, ist natürlich noch viel geringer, als die für den einmaligen Eintritt. Ist die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens für das erstemal gleich $\frac{1}{x}$, so ist sie für die zweite Generation $\frac{1}{x^2}$ und für die dritte Generation $\frac{1}{x^3}$. Setzen wir beispielsweise $x = 100$, so ist die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung in der zweiten Generation nur $^1/_{10000}$, in der dritten nur $^1/_{1000000}$; je größer $x$, desto rascher nimmt die Wahrscheinlichkeit ab.

Daraus folgt, daß die Vererbung von Genie und Talent in den Familien sich gesetzmäßig in folgender Weise bekunden muß:

Daß mittelmäßig begabte, aber sehr gut zusammenpassende Eltern einen talentvollen Sohn erzeugen, kommt häufiger vor, als daß der Sohn nun ebenfalls wieder durch eine genau passende Heirat das Talent seiner Söhne vermehrt. Dennoch wird dies in einzelnen Fällen geschehen, wenn es sich gerade fügt. Wir sehen daher, daß in manchen Familien mäßige Talente der Eltern durch ihre Vereinigung in dem Sohne eine höhere Stufe erreichen, wie z. B. in Goethe die Talente des Herrn Rates und der Frau Aja. Die Wahrscheinlichkeit, daß in der zweit- und drittfolgenden Generation nochmals die richtige Verbindung eintrete, ist aber um so geringer, je mehr die Begabung eines Mannes sich dem Genie genähert oder dasselbe bereits erreicht hatte. Im Einklang damit sehen wir den Sohn und die Enkel Goethes, obwohl sie begabte Männer waren, doch nur eine bescheidene Höhe einnehmen.

Nach der theoretischen Begründung muß das Genie in der Regel durch zwei bis drei Generationen stufenweise vorbereitet sein und dann wieder durch zwei bis drei weitere Generationen auf das mittlere Niveau herabsteigen. Dies bestätigen Galtons Zusammenstellungen aus der Lebensgeschichte von etwa 1000 bedeutenden Männern verschiedener Bildungszweige. Nach ihm kommen auf 100 berühmte Persönlichkeiten 31 berühmte Väter, 17 berühmte Großväter und 3 berühmte Urgroßväter, und in absteigender Linie 48 berühmte Söhne, 14 berühmte Enkel und 3 berühmte Urenkel.

Die Ziffern 3, 17, 31, 100, 48, 14, 3 drücken das An- und Abschwellen des Talentes in den Familien aus, und sie stehen mit der allgemeinen Meinung insofern im Einklang, als sie die rasche Verflüchtigung höherer Grade von Talent oder von Genie in den beiden folgenden Generationen darthun. Aber ungefähr ebenso allmählich, wie die hohe Begabung sich durch zwei bis drei Generationen verringert, ist sie in den zwei oder drei vorhergehenden eingeleitet worden, und dieser Vorgang entzieht sich gewöhnlich der allgemeinen Aufmerksamkeit, weil der bescheidene Glanz des Vaters durch den größeren des Sohnes verdunkelt wird. Die Genies treten wie Kometen in die Weltgeschichte, und es bedurfte Galtons mühsamer Durchforschung ihrer Biographien, um darzuthun, daß sie nicht plötzlich vom Himmel herabgefallen, sondern nach unabänderlichen Gesetzen allmählich entstanden sind.

De Candolle behauptet, daß der Adel und die städtischen Patrizierfamilien eine den Durchschnitt weit übersteigende Zahl hervorragender Gelehrter hervorgebracht hätten. Obwohl die Art seiner Beweisführung nicht einwandfrei ist, möchte ich doch die behauptete Thatsache als glaubhaft ansehen, weil sie die innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wenn dem wirklich so ist, so kann die Hervorbringung einer größeren Zahl von Gelehrten in den höheren Ständen nicht einzig der leichteren Zugänglichkeit der Studien zugeschrieben werden, sondern es ist der angeborenen Begabung ebenfalls Rechnung zu tragen und nicht minder dem Umstande, daß die genannten Klassen gewohnt sind, ihresgleichen zu heiraten und dadurch günstigere Aussichten für die seelische Beschaffenheit der Nachkommenschaft zu begründen. Die erbliche Uebertragung der wissenschaftlichen Befähigung wird von de Candolle, Ribot und besonders von Galton in vielen Gelehrtenfamilien nachgewiesen.

Selbstverständlich gewährt im einzelnen Falle die Abstammung von einer hervorragenden Familie noch keine Bürgschaft für persönliche Tüchtigkeit, denn Rückschläge auf entfernte minderwertige Vorfahren sind niemals ausgeschlossen, wenn sie auch bei passenden Eigenschaften der Eltern seltener vorkommen als sonst. Wer Geltung beanspruchen will, der muß sich dieselbe durch eigene Leistungen verdienen; daher sollten die Träger großer Namen immer der Verpflichtungen eingedenk sein, die ihre Abstammung ihnen gegenüber der Allgemeinheit auferlegt.

Galton führt in seinem „Hereditary Genius“ die drei englischen Adelsfamilien North, Sidney und Montague an, die durch 10 Generationen in 200 Jahren ineinanderheirateten und eine ungewöhnliche Menge bedeutender bis hochberühmter Männer hervorbrachten „und nicht ein einziges räudiges Schaf darunter“. Das sind aber seltene Ausnahmen, und sie hängen mit ungewöhnlicher Beschränkung der Gattenwahl zusammen.

Bei dem Ineinanderheiraten fehlen mancherlei Nachteile nicht. Daß körperliche und geistige Schwächen mit übertragen werden, haben wir schon berührt. Für die niederen Stände ist eine wesentliche Eigenschaft die Unwirtschaftlichkeit und der zeitweise Leichtsinn; auch Familien mit diesen Eigenschaften heiraten ineinander und dadurch vermehren sich die entsprechenden Stufen des Proletariats. Wir sehen ferner, übereinstimmend mit dem obigen Gesetz, daß es Abenteurer und Verbrecherfamilien giebt, die ihre Stammbäume ebenfalls durch

mehrere Generationen fortsetzen. In den „Inquiries“ teilt Galton Beispiele merkwürdiger Art mit.

Trotz alledem muß die Ständebildung von überwiegendem Nutzen für die Menschheit gewesen sein und noch sein. Es läßt sich auch begreifen, daß ein Bahnbrecher der Klasse X, G oder F der Menschheit mehr Gutes erweist, als ein Mensch von Klasse x, g oder f ihr Schaden zufügen kann. Darum hat die natürliche Auslese sich um die ersteren mehr gekümmert als um die letzteren; dies ist aber nur bildlich gesprochen, das Ausschlaggebende war schlechthin das Wohl der Gesamtheit.

## 22. Die geschlechtliche Zuchtwahl und der Mensch.

Im Anschlusse hieran ist noch ein besonderer Punkt zu untersuchen, den wir absichtlich bis jetzt außer acht ließen, um nicht durch Vielerlei zu verwirren. Darwin hat in der „Abstammung des Menschen“ eine besondere Form der Auslese geschildert, die er im Gegensatz zu der natürlichen die „geschlechtliche“ Auslese oder Zuchtwahl nennt. Sie äußert sich darin, daß Tiere einer Spezies eine gewisse Vorliebe für auffallende Eigentümlichkeiten des andern Geschlechtes bekunden und durch Bevorzugung solcher Individuen, welche die fragliche Eigentümlichkeit in besonderem Grade besitzen, die Vererbung und weitere Ausbildung der Eigentümlichkeit bewirken. So soll das Geweih des Hirsches, der Federschmuck des Pfauen, die Zeichnung des Argus u. a. entstanden sein. Diese „geschlechtliche“ Zuchtwahl kann oft der natürlichen entgegenarbeiten, indem auffallende Zeichnungen die Entdeckung des Tieres durch seine Feinde begünstigen, und gewisse Anhängsel, wie das Geweih, der Pfauenschweif, dem Tiere auf der Flucht hinderlich sind.

Mit der „geschlechtlichen“ Zuchtwahl hat die Ständebildung nichts zu schaffen, sondern nur mit der „natürlichen“. Sie ist ein Mittel, um Kräfte für den Kampf ums Dasein auszulösen, die der ganzen Gesellschaft von Nutzen sind.

Ob die geschlechtliche Zuchtwahl beim Menschen überhaupt stattfindet, ist fraglich. Wenn sie es thut, so richtet sie sich wahrscheinlich auf ganz unbedeutende Dinge. Es beruht auf Verwechslung mit der natürlichen Zuchtwahl, wenn man annimmt, die geschlechtliche ziele darauf ab, den Menschen im Kampf ums Dasein zu unterstützen, denn wir haben gesehen, daß sogar schädliche Bildungen durch sie hervorgerufen werden können. Entgegen anderen Beobachtern behauptet

Galton, daß weder die Gleichheit der Charaktere, noch deren Gegensatz eine nachweisbare Anziehungskraft übe, und darin dürfe er wohl recht haben. Eine bestimmte Richtung der geschlechtlichen Auslese läßt sich überhaupt nicht erkennen. Der eine junge Mann bevorzugt weibliche Schönheit, der andere Anmut des Benehmens, der dritte Häuslichkeit, der vierte Bildung, der fünfte musikalische Begabung, der sechste gesellschaftliche Formen, der siebente gutes Tanzen, der achte schlanke Taille, kurz, jeder etwas anderes, so daß es unmöglich ist, einen leitenden Faden herauszufinden. Alle diese Bevorzugungen geben meist auch nicht den Ausschlag zu einer Heirat, die das Ergebnis vieler zusammenwirkender Einzelkräfte zu sein pflegt; daher haben jene keine oder nur sehr geringe Bedeutung. Sie könnten keinerlei Gewähr dafür bieten, daß (gewissermaßen durch geheimnisvolle Liebesmächte!) wirklich zwei Personen einander wählen, deren Geistesanlagen sich in einer für die Nachkommenschaft günstigen Weise gegenseitig ergänzen; eher können sie die richtige Heirat durchkreuzen, wenn nämlich Schönheit oder Anmut oder irgend eine ähnliche Eigenschaft einen Mann bestimmen, ein Mädchen unter seinem Stande zu heiraten.

Man könnte hiergegen einwenden, daß eine Auswahl nach Maßgabe der intellektuellen Fähigkeiten einen Wert für die Nachkommenschaft besitze. Dies ist zweifellos wahr, nur kommt eine solche Wahl viel zu selten vor. Die Geistesanlagen, die ein Mann seinen zukünftigen Söhnen zu vererben wünscht, schätzt er nicht im mindesten an den jungen Mädchen, unter denen er seine Gattin sucht. Im Gegenteil: männlicher Verstand und männliche Energie werden nur etwa in den unteren sozialen Schichten an einem Mädchen gewürdigt; in den höheren Klassen wirken stärkere Grade derselben abstoßend. Sie führen meist zu einem emanzipierten Wesen, das die Mädchen ihrem Lebensberuf als Hausfrauen und Mütter entfremdet, und daher kommt es, daß die Neigung der Männer von den gescheitesten und willenskräftigsten weiblichen Personen nicht angezogen wird. In gewissen Fällen, in denen die geschlechtliche Zuchtwahl für anstößig gilt — es ist ein seltsamer Widerspruch! — bietet sie eine gewisse Bürgschaft für eine nützliche Verbindung, nämlich wenn entweder auf Gesundheit oder auf Vermögen der Braut gesehen wird. Ein Mädchen, welches aus einer gesunden und vermöglichen Familie stammt, bringt seinen künftigen Kindern zwei unschätzbare Gaben mit, erstens wieder Kraft und Gesundheit, und zweitens eine Vereinigung von Anlagen, die zu guten Erfolgen führen: Ver-

stand, Umsicht, Betriebsamkeit, Sparsamkeit, geschäftliche Energie und was sonst noch dazu gehört. Diese Mitgift ist weit wichtiger, als die des Vermögens selbst.

Auch die Eigentümlichkeiten, die den Mädchen an den Männern gefallen, sind nahezu belanglos. Ein poetisches Lockenhaupt, ein keckes Schnurrbärtchen, ein interessanter Schmiß auf der Wange, ein hohes c in der Kehle, ein glattes Zungen-r, irgend eine andere Auszeichnung von ähnlichem Gewicht kann eine Schöne für einen jungen Mann einnehmen. Im allgemeinen aber hat das Weib doch einen viel bestimmteren Willen als der Mann, mit der Heirat nicht in eine tiefere soziale Schicht zu greifen, und hierdurch thut es das beste für seine Nachkommenschaft, was es thun kann, denn nur die Heirat in eine Familie, die sich in ähnlicher Stellung im Leben erprobt hat, verspricht den Kindern eine harmonische und für den Kampf ums Dasein taugliche Seelenausstattung. Sehen die Mädchen bei dem Manne ihrer Wahl außerdem noch auf eine kräftige Gestalt und stramme Haltung, so fügen sie instinktmäßig eine Gewähr für die körperliche Gesundheit hinzu, was A. Ploetz mit Recht hervorhebt[1]). Diese Eigenschaften finden sich häufig bei gebildeten Männern, die möglichst unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind und durch Eheverbindungen mit Töchtern aus hochintelligenten, aber schon länger der stärkenden Erde entrückten Familien zu Stammvätern mehrerer Generationen von besonders tüchtigen Persönlichkeiten werden.

Der soziale Instinkt zu Gunsten der Ständebildung ist so mächtig, daß er die schönsten „Grundsätze" und „Ueberzeugungen" umwirft. Ein Fortschrittsphilister, der für die Gleichheit aller Menschen schwärmt, wird trotzdem große Augen machen, wenn ein „Proletarier" ihn beim Worte faßt und um die Hand seiner Tochter anhält! Möchte der Bewerber noch so viele gute und achtungswerte Eigenschaften besitzen, man

1) Eine Verbesserung der durchschnittlichen Beschaffenheit der Rasse, wie Ploetz meint, wird durch die geschlechtliche Zuchtwahl schwerlich herbeigeführt. Denn wenn die kräftigen und schöngebauten Individuen beider Geschlechter sich mit Vorliebe unter sich paaren, so bleibt der Ausschuß der unkräftigen und sonst mangelhaften Individuen übrig. Was werden diese andres thun, als sich gleichfalls unter sich zu paaren? Sie zeugen dann ebensolche Kinder, wie sie selbst sind, und jene zeugen ebenso kräftige und schöne. In der neuen Generation kommt ungefähr der nämliche Durchschnitt heraus, der bei den Eltern bestand, immer vorausgesetzt, daß die natürliche Auslese durch den Kampf ums Dasein nicht ein Wörtlein dreinredet, was in Wirklichkeit sicher geschieht.

wird ihn dennoch abweisen, und mit Recht: denn die Eigenschaften, die dazu berechtigen, im Leben einen besseren Platz einzunehmen, hat er ohne Zweifel nicht, sonst wäre er kein Proletarier geblieben. Bei dem Herrn Papa wird sich daher ein schmerzlicher Widerspruch zwischen Instinkt und demokratischer Ueberzeugung, zwischen Thaten und Worten ergeben, aber der Instinkt wird recht behalten, und das ist gut.

Es ist leicht, die Wirklichkeit des menschlichen Instinktes zu leugnen, wenn man dessen Regungen als „bloße Vorurteile" hinstellt. Aber wie viele „Vorurteile" sind unüberwindlich! Woher kommt dies? Wie oft gehorcht der Mensch einem „dunkeln Drange", einem „unwiderstehlichen Gefühl", einer „inneren Stimme", einer „unbewußten Eingebung", einem „geheimnisvollen Etwas"; und merkwürdig! man höre nur die Leute, die darnach handelten, sie versichern meist, daß sie das Richtige getroffen haben, nachdem alles Nachdenken und Grübeln sie im Stiche gelassen hatte. Ja, es giebt Fälle, in denen man „dem Herzen", nicht „dem Kopfe" folgen muß: das heißt, der Mensch hat nicht bloß Instinkt, sondern er kann ihn gar nicht entbehren!

## 23. Die Ständebildung und die Erziehung.

Ganz ähnlich, wie in dem soeben angeführten Beispiel, herrscht ein Widerspruch zwischen Instinkt und Abstraktion in Hinsicht auf den zweiten Vorteil der Ständebildung (S. 66), bei dem es sich zunächst um die Einrichtungen des Volksschulwesens handelt. Es gehört heutzutage zum guten Ton, für die „einheitliche Volksschule" zu sein, in welcher der „soziale Friede" dadurch begründet wird, daß „der Sohn des Reichen neben dem Sohne des Armen sitzt" und ihn in der Pause beim Verzehren seines belegten Brötchens — zusehen läßt. Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung hat sich 1892 in Halle mit Begeisterung für die einheitliche Volksschule ausgesprochen, wogegen auf dem Erfurter Parteitage der freisinnigen Volkspartei 1894 die Aufnahme der einheitlichen Volksschule in das neue Programm zwar beantragt, aber auf Eugen Richters Betreiben, der dazu die „Kabinettsfrage" stellte, verworfen wurde. Diesmal hat Eugen recht gehabt.

Der Instinkt der Eltern steht der Vereinheitlichung schlankweg entgegen. Jede Proletarierfamilie, die sich ein klein wenig emporgeschafft hat, beeilt sich, ihre Kinder von den früheren Kameraden zu trennen, um sie in eine höhere Schule

zu senden. Die meisten Städte unterhalten verschieden abgestufte Volksschulen mit ungleichem Schulgeld, bezw. mit Erlassung des Schulgeldes auf der untersten Stufe, in der mehr oder weniger deutlich bewußten Absicht, die Kinder nach sozialen Ständen zu gruppieren. Kein Vater der höheren Stände läßt sich zwingen, seine Kinder in Schulen zu schicken, in denen Proletarierkinder den Ton angeben. Wo es geschieht, daß eine doktrinäre und schlecht belehrte Mehrheit von Stadtverordneten die einheitliche Volksschule einführt, da bleibt diese doch bloß auf dem Papier stehen, denn sofort treten Privatschulen ins Leben, welche die Kinder der höheren Stände aufnehmen. Die städtischen Schulen sinken zu Armenschulen herab, denn selbst Eltern, die sich das Opfer am Munde absparen müssen, suchen ihre Kinder von jenen entfernt zu halten.

Da man dieses Bestreben auch bei solchen Eltern wahrnimmt, die von keinerlei Uebelwollen gegen die unteren Klassen beeinflußt sind, so muß eine davon unabhängige Ursache vorhanden sein. Die Ursache liegt in dem angeborenen Schutztrieb der Eltern zu Gunsten ihrer Kinder.

Die Jungen der höher organisierten Tiere, besonders der Säugetiere, werden mehr oder weniger hilflos geboren und können sich in der ersten Zeit unmöglich selbst schützen. Sie haben weder die Organe, noch die Kraft, noch den Instinkt zu ihrem Schutze. Bei keinem Geschöpfe erreicht die Hilflosigkeit des Jugendstadiums einen so hohen Grad und eine so lange Dauer wie beim Menschen. In allen solchen Fällen sind bei den Eltern besondere Schutztriebe ausgebildet, die stellvertretend für die ruhenden der Jungen thätig sind, solange als dies nötig ist.

Die Schutztriebe der Menschenkinder sind noch im schulpflichtigen Alter sehr schwach und ungleichmäßig ausgebildet. Manche Kinder haben zwar eine Scheu vor Fremden und begegnen denselben mit Mißtrauen, allein ich möchte nicht als ausgemacht hinstellen, daß dies Aeußerungen des Schutztriebes seien, da man die nämlichen Kinder ein andermal ahnungslos einer Gefahr entgegenlaufen sieht. Die meisten Kinder sind von offenem Wesen und der Einwirkung von gutem und schlechtem Beispiel zugänglich. Da sie sich leicht imponieren lassen, erscheint ihnen das Thun besonders ungehorsamer und frecher Kameraden höchst nachahmenswert, und um ihren Mut zu beweisen, lassen sie sich zu jeder Thorheit verleiten. In keinem Stücke offenbart sich nun der stellvertretende Schutztrieb der Eltern deutlicher als in dem eifrigen Bestreben,

schlechte Beispiele und Einflüsterungen von ihren Kindern fern zu halten. Es ist, als ahnten sie, daß die Verbannung nachteiliger Einflüsse das beste und beinahe das einzig Wirksame ist, was die Erziehung für den Charakter der Kinder thun kann.

Mancher Leser hat mich bei den vorausgehenden Abschnitten im Stillen beschuldigt, daß ich auf die angeborenen Anlagen zu viel und auf die Erziehung zu wenig Wert lege. Dieser Vorwurf ist ungegründet, wie sich sogleich ergeben wird, denn ich lege großen Wert auf die Erziehung, aber nur soviel, als sich verantworten läßt. Wunder schreibe ich der Erziehung nicht zu. Sie kann unmöglich eine Anlage neu schaffen, die nicht angeboren ist. Das Wesen der Erziehung besteht in der Anwendung des physiologischen Prinzips der wiederholten Uebung auf das seelische Zentralorgan. Wie ein Muskel durch Turnen gestählt und gestärkt wird, so erlangen Seelenanlagen, wenn sie durch äußere, systematische Einwirkung öfter in Thätigkeit versetzt werden, eine höhere Ausbildung, die sich in leichterer Erregbarkeit, erhöhter Leistungsfähigkeit und größerer Ausdauer zu erkennen giebt. Umgekehrt können Anlagen, denen man die äußere Veranlassung zur Thätigkeit entzieht, allmählich der Rückbildung zugeführt werden; Bedingung ist jedoch hierbei, daß die Thätigkeit nicht durch innere Antriebe trotzdem hervorgerufen werde. Die Erziehung vermag also nützliche Anlagen zu entwickeln, schädliche unter Umständen verkümmern zu lassen. Niemals aber ist die Erziehung im stande, eine Anlage über eine gewisse Grenze hinaus zu steigern, die in der angeborenen Entwickelungsfähigkeit schon gegeben ist, so wenig als ein Athlet durch fortgesetzte Trainierungen seine Körperkräfte ins Unendliche vermehren kann.

Seelische Anlagen, die mit dem entsprechenden Thätigkeitstrieb verbunden sind, entwickeln sich sozusagen „von selbst“, da sie von innen heraus zur Uebung und Kräftigung angeregt werden. Je schwächer der Thätigkeitstrieb bei einem Zögling ist, desto größer wird das Einwirkungsgebiet der Erziehung. Doch ist diese äußere Einwirkung niemals ein voller Ersatz für den inneren Mangel. Eine mit gutem Willen verbundene schwache Intelligenz läßt sich durch zweckmäßig geleitete Unterweisung bis zu einem bestimmten Grade ausbilden, eine schwache Willenskraft ist der Einwirkung durch folgerichtige Erziehung („gute Gewöhnung“) nicht ganz unzugänglich, aber jeder Erfahrene weiß, wie groß die Mühen und wie gering die Erfolge in solchen Fällen sind.

Mit anderen Worten, kein erzieherischer Einfluß von außen wirkt so mächtig auf das Individuum, wie es die angeborenen Triebe thun. Die Entwickelung geschieht in der Regel von innen heraus, aber meist wird die Macht der Erziehung überschätzt. Wie oft ist die Erziehung eine verkehrte, wie oft sind die Bildungsanstalten von verknöcherten, schrullenhaften Pädagogen beherrscht, und dennoch sind die Ergebnisse im allgemeinen günstige, dank der auslesenden Wirkung der Anstalten (S. 37 ff.), was aber dann auf dem Konto der vortrefflichen Erziehungs- oder Unterrichtsmethoden gutgeschrieben wird.

In dem Falle jedoch kann die selbständige Entfaltung der Anlagen eines jungen Menschen für immer gehemmt werden, wenn in der Zeit der noch unentwickelten Schutztriebe nachteilige Einflüsse Gewalt über ihn gewinnen, die seine guten Anlagen unterdrücken und seine schlechten fortwährend in Erregung versetzen. Solchermaßen wird ein Kind mit falschen Vorstellungen erfüllt, sittlich verkehrt und körperlich krank gemacht, ohne sich nur zu wehren. Es ist ähnlich, wie wenn der Wurm in die reifende Frucht kriecht und sie zerstört. Daß gut veranlagte Kinder gegen derartige Ansteckung geschützt werden, ist für sie selbst, für die Eltern und für die Allgemeinheit eine sehr wichtige Sache.

Viel wirksamer als die Vorführung guter Beispiele ist die Fernhaltung schlechter, weil die Nachahmung der letzteren keine sittliche Kraft, sondern nur ein Sichgehenlassen erfordert. Knaben, die zur Ausfüllung höherer Stellungen im Leben bestimmt sind, dürfen daher nicht mit Proletarierkindern gemeinsam die Schule besuchen und der Einwirkung ihrer Unterhaltung und ihres Vorbildes ausgesetzt werden. Das Große und Bedeutende reift nur im Wettbewerb mit seinesgleichen und in der Absonderung vom Gewöhnlichen. Erwägen wir dies, so wird uns klar, daß der Instinkt der Eltern, nämlich ihr stellvertretender Schutztrieb, in unserm Falle das Richtige getroffen hat, bevor unsere umherirrende Abstraktion ihm nachgefolgt kam.

Die sogenannte „einheitliche Volksschule" versündigt sich gegen ein Gesetz der Natur, mißachtet die Zwecke der natürlichen Auslese, giebt die schutzlosen Kinder der höheren Stände unübersehbaren Einflüssen preis und drückt ihre Ausbildung herab, oder mutet den übrigen Kindern geistige Anstrengungen zu, die sie nach ihren häuslichen Verhältnissen nicht leisten können, alles um eines Trugbildes, einer hohlen Phrase willen.

Es bringt schon erheblichen Nachteil, wenn die Behörden mit Schulgeldbefreiungen und Stipendienerteilungen zum Besuch höherer Schulen allzu freigebig sind, weil dies die Durchschnittsbegabung der Schüler verringert. Wie schon früher dargelegt wurde (S. 36), gewähren gute Schulzeugnisse nur einen sehr unsichern Anhalt für Beurteilung der Begabung eines Schülers. Ist der Schüler arm, so liegt die Versuchung nahe, daß ihm auf jede Weise Unterstützung zugewendet wird, obschon dies leicht verfehlt sein kann. Meist werden durch solche Schüler proletarische Denkweise, Sitte, Gewohnheit in die höhere Schule verpflanzt und den übrigen Schülern mitgeteilt. Das ist aber durchaus nicht wünschenswert. Im Gegensatz zu der landläufigen Anschauung, als sei es unter allen Umständen ein gutes Werk oder ein Gebot der sozialen Gerechtigkeit, einem armen Schüler vorwärts zu helfen, auch wenn seine Befähigung nur eine einseitige ist, halte ich es für viel notwendiger, daß die Ausbildung derjenigen Schüler als oberstes Interesse angesehen wird, deren sozialer Ursprung begründete Aussicht auf günstigen Erfolg gewährt. Die Wahrscheinlichkeit, daß aus Knaben des Mittelstandes und der höheren Stände etwas Tüchtiges wird, ist viel größer als die, daß ein Versuch mit einem Knaben aus einer Proletarierfamilie gelinge, daher ist es auch viel vorsichtiger und haushälterischer, zuerst das verhältnismäßig Sichere zu thun und nur in mäßigem Grade mit dem Ungewissen zu spekulieren. Ich könnte Beispiele anführen, woraus hervorgeht, daß der soziale Ursprung der Schüler sich in dem ganzen Tone, der in einer Anstalt herrscht, geltend macht, und daß das Ansehen der Anstalt nach außen dadurch wesentlich mitbestimmt wird. Hierzu möchte ich noch auf einen Aufsatz von K. Schnetzler „Ueber Schulgeldermäßigungen" verweisen, der 1879 in der Zeitschrift für bad. Verwaltung und Verw.-Rechtspflege erschienen ist und worin der Verfasser aus der reichen Erfahrung eines Stadtoberhauptes und Schulkommissionsvorsitzenden heraus gegen die weitgehenden Schulgeldermäßigungen Bedenken geltend macht, die wesentlich auch auf den häufigen Mißerfolg gegründet sind. Vorsicht in solchen Fragen ist daher geboten und der Erfahrung mehr Gewicht einzuräumen, als den herrschenden Schlagwörtern des Tages.

Ja, wenn die Lehrer der Volksschulen eine Vorrichtung hätten, um in ihre Schüler hineinzusehen und einen künftigen Nummer-Eins-Mann mit Sicherheit zu erkennen, bei dem alle Anlagen zugleich in hervorragendem Maße vorhanden sind! Dann müßte ein solcher nicht bloß in eine höhere Lehranstalt

versetzt, sondern auf jede Weise gefördert und behütet werden; sind doch Genie und Talent, wie Carlyle mit Recht sagt, seltene Gaben, wahre Schätze der Menschheit. Aber einen solchen Apparat, ein Reagens, durch welches man die Anwesenheit von lauterem Golde erkennen kann, haben die Lehrer nicht, und es ist schon hervorgehoben worden, daß das Leben andere Anforderungen stellt als die Schule. Ein wirklich vielseitig und hochbegabter Schüler hat oft größere Schwierigkeiten zu überwinden, um zu einer gewissen Anerkennung seiner Lehrer zu gelangen, als ein wenig über Mittel begabter, schon aus dem Grunde, weil jener meist selbständiger ist, eigene Wege einschlägt und an dem geordneten mechanischen Lehrgang mit seiner geisttötenden Ochserei wenig Geschmack findet.

Aber unser Trost ist, daß solche Nummer-Eins-Talente unter den Kindern, auch wenn sie in der Schule unbeachtet bleiben, sich im späteren Leben dennoch durcharbeiten. Und das, was diese Feuerprobe durchgemacht hat, das ist bewährt und echt, so daß es keiner Bescheinigung mehr bedarf. Am besten für das Vorwärtskommen ist es, wenn der Knabe nicht plötzlich in eine allzu hohe Gesellschaftsschicht erhoben wird, sondern die Zurücklegung dieses Weges sich auf mehrere Geschlechterfolgen verteilt. Der mit guten, aber nicht völlig bahnbrechenden Anlagen begabte Arbeitersohn mag es zunächst zum Subalternbeamten oder kleinen Gewerbetreibenden bringen, so daß er imstande ist, seine befähigten Söhne wieder um eine Stufe steigen zu lassen, die dann höhere Beamte oder Großindustrielle werden. „Die Befähigung zu höherer Bildung", sagt Eduard von Hartmann in seinen „Sozialen Kernfragen", „ist selbst an eine Bildungsatmosphäre der Umgebung geknüpft, die allerdings von den seltenen großen Talenten, aber nicht von den mittleren entbehrt werden kann. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch die intellektuelle Bildung nur im Verlaufe von Geschlechtern in einer Familie heimisch wird; denn diese Einrichtung bürgt dafür, daß eine gewisse Harmonie zwischen Verstand, Gemüt und Charakter, zwischen Wissen, Gesinnung, Gesittung und Takt erhalten bleibt. . . . Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß das Aufsteigen und Sinken der Familien sich in der Regel nicht plötzlich, sondern stufenweise vollzieht, daß das Aufsteigen nur in dieser Allmählichkeit einige Gewähr für längere Dauer bietet, und daß es für die Gesamtheit der Kultur am dienlichsten ist. An diesem Gesetze würde auch eine völlige Befreiung aller höheren und Hochschulen von Schulgeld

nichts ändern.“ Hier ist ein wichtiger Punkt berührt: daß das langsame Vorrücken die größere Dauerhaftigkeit der gebildeten Familien verbürgt, worauf wir später noch näher eingehen werden. Durch die vermeintliche Zurücksetzung geschieht also niemand ein Unrecht. Allzugroße Weitherzigkeit in den Befreiungen von Schulgeld ist jedenfalls eine Sache von zweifelhaftem Nutzen.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei an eine Bemerkung erinnert, die ich schon in meinem Buche über die „Natürliche Auslese“ machte. Alles über die Notwendigkeit der Absonderung Gesagte gilt selbstverständlich nicht für die Erwachsenen verschiedener Stände, deren Verkehr sich nach ganz anderen Rücksichten regelt als der der Kinder. Die Gespreiztheit mancher Gebildeten im Umgang mit Personen, die an Rang unter ihnen stehen, kommt mir so lächerlich vor, daß ich hierüber am liebsten kein Wort verlieren möchte. Wer den Ton wohlthuender Höflichkeit, der gleichweit von „Herablassung“ wie von „Umwerbung“ entfernt ist, nicht zu treffen und das Bewußtsein der sozialen Zusammengehörigkeit aller Klassen nicht durchfühlen zu lassen versteht, der hat Ursache, bei sich selbst Gewissenserforschung vorzunehmen, ob er nicht mehr zu den Eingebildeten als zu den Gebildeten gehört.

## 24. Die gesteigerte Lebenshaltung der höheren Stände.

Dies ist der dritte Punkt (von S. 66). Die Auffassung, als sei die gesteigerte Lebenshaltung eine den höheren Ständen in deren eigenem Interesse eingeräumte oder von ihnen mit fragwürdigem Rechtsgrunde durchgesetzte Bevorzugung, hält einer unbefangenen Prüfung nicht stand. Jene liegt nicht so sehr in deren persönlichem, als im allgemeinen, im Gattungsinteresse. Die Angehörigen der höheren Stände sollen vermöge ihrer umfassenderen Befähigung die Angelegenheiten der Gesellschaft leiten und vorzugsweise Kopfarbeit verrichten. Damit sie sich ihrer Aufgabe widmen können, muß ihnen die tägliche Sorge um das materielle Dasein abgenommen werden. Trotzdem dies sonnenklar zu sein scheint, vernimmt man die richtige Ansicht doch nur selten. Gewöhnlich klingt sie durch, wenn die Staatsbeamten sich um eine Verbesserung ihrer Einkommens- und Rechtsverhältnisse bemühen. Dann wird von ihnen angeführt, daß sie in gedrückter, sorgenvoller Stimmung ihren Dienst nicht gehörig versehen könnten, und daß die „Berufsfreudigkeit“ erst wiederkehren werde, wenn ihre

„berechtigten“ Wünsche erfüllt seien. Daran ist etwas Wahres, und man kann dieses Körnchen Wahrheit ruhig auf alle gebildeten Stände, auch auf die erwerbenden, ausdehnen.

Eugen Richter macht die Theorie der Sozialdemokraten dadurch lächerlich, daß der Reichskanzler des Zukunftsstaates keine Zeit hat, einen Botschafter zu empfangen, weil er seine Stiefel höchst eigenhändig blank putzen und seine abgerissenen Knöpfe selbst annähen muß. Die Anekdote ist nicht übel erfunden, denn jedermann wird gleich ausrufen: „Das ist doch keine Beschäftigung für einen Reichskanzler!“ In der That ist die bessere Lebensweise der höheren Stände zunächst ein Ausfluß der Arbeitsteilung, auf der unser gesamtes Gesellschaftsleben beruht. Der Reichskanzler leitet die Angelegenheiten vieler Millionen und hat keine Zeit übrig zur Ausführung solcher niederen Dienste, die ein schwachbefähigter Bursche ebensogut oder besser für ihn verrichten kann. Ohne diese Arbeitsteilung würden wir auf eine tiefere Gesellschaftsstufe herabsinken, und es könnten weit weniger Menschen auf dem gleichen Gebiete wohnen, als vermöge derselben wirklich vorhanden sind (S. 28).

Das Nämliche gilt von dem Unternehmer, dem Organisator der Arbeit; er kann nicht zugleich die Gesamtleitung einer Fabrik übersehen und am Amboß oder an der Drehbank arbeiten. Das wissen die gescheiten Arbeiter sehr gut, und sie halten einen Unternehmer nicht für den richtigen Mann, der sich einbildet, bei untergeordneten Thätigkeiten selbst mit Hand anlegen zu müssen: „das ist seine Sache nicht.“ Unter den Bauern gilt der Satz: „Das Auge des Herrn schafft mehr als seine Hand.“ Darin liegt eine Erkenntnis, die unseren Sozialdemokraten vollständig abzugehen scheint, wenn sie im Ernste die Anforderung stellen, daß alle Menschen ohne Ausnahme in den Fabriken arbeiten und die höheren Berufsarten nur nebenher, gewissermaßen dilettantisch, ausüben sollen.

Strenge Muskelarbeit und höhere Geistesthätigkeit schließen sich kraft unerbittlichen Naturgesetzes gegenseitig aus. Auf einem Spaziergange in mäßigem Schritt können wir mit Erfolg über die schwierigsten Fragen der Geisteswelt nachdenken; wir können es aber nicht mehr, sobald wir die Muskelthätigkeit erhöhen, indem wir uns in Trab setzen. Da fühlen wir, wie uns die Gedanken schwinden und der Horizont enger und enger wird. Bei einem Wettlauf können wir überhaupt nichts anderes denken, als daß wir zuerst an das Ziel gelangen wollen, und geht uns der Atem aus, dann stehen sämtliche Gedanken still,

und wir thun nichts mehr, als nach Luft ringen. Dies kommt zunächst von der physiologischen Wechselbeziehung, daß nicht zu gleicher Zeit die Körpermuskeln infolge reger Thätigkeit lebhaft durchblutet werden und zugleich die Blutgefäße des Gehirns den größten Zufluß haben können. Die physiologische Hilfseinrichtung, welche die Verteilung der Blutmasse im Körper regelt, beruht jedoch in letzter Linie auf dem Gesetze der „Erhaltung der Energie". Man kann einen gewissen Energievorrat entweder in Muskelarbeit oder in Gehirnarbeit umsetzen, nicht aber in beides neben- oder nacheinander, so wenig als man ein Geldstück zweimal ausgeben kann.

In dem Gesetz der Erhaltung der Energie liegt der Grund, warum Individuen, die höhere Geistesthätigkeiten auszuüben berufen sind, von grober und andauernder Handarbeit befreit sein müssen. Die Abneigung gegen solche Arbeit, welche die meisten derselben empfinden, ist kein Ausfluß von Faulheit, sondern entspringt im allgemeinen einem wohlangepaßten Instinkte. In manchen Fällen geht der Instinkt zu weit: es giebt Forscher und Gelehrte, die sich gegen jede Art von körperlicher Bewegung ablehnend verhalten und sich gänzlich in ihre Studierstube vergraben. Eine solche Lebensweise ist ungesund, denn der Körper des ursprünglich an Jagd und Ackerbau angepaßten Menschen erfordert zum richtigen Verlauf der Lebensvorgänge ein gewisses Mindestmaß von Muskelanstrengung und Tiefatmen in ozonreicher Luft. Die Entziehung dieser Einwirkungen trägt das ihrige zur Entartung und zum Aussterben der gebildeten Stände bei, wovon später die Rede sein wird. Nur ganz bevorzugte Geister bringen es über sich, neben der geistigen Thätigkeit auch dem Körper sein Recht widerfahren zu lassen, und wenn Bismarck es liebte, bisweilen in tollem Ritt in die Welt hinauszustürmen, so ergriff er das richtige Mittel, um sich vor den Folgen der einseitigen und bei ihm besonders aufregenden und verzehrenden Geistesthätigkeit zu bewahren. Vielleicht ist er deswegen immer so gesund in seinem Denken und Fühlen geblieben und in seltener Frische auf seine 80 Jahre gekommen.

Das nämliche Gesetz führt zu einer Einschränkung der Gehirnthätigkeit auf bestimmte Bezirke, denn es verlangt, daß bei Individuen der höheren Stände die verfügbare Energie hauptsächlich durch die Gehirnteile zum Ausdruck gebracht werde, die der besonderen Berufsthätigkeit gewidmet sind, daß also mit anderen Worten die der Beschaffung des täglichen Brotes gewidmeten Gehirnteile möglichst wenig von der vorhandenen

Energie verzehren dürfen. Wer persönlich von der Sorge um den nächsten Tag bedrückt wird, der kann unmöglich mit freiem Geiste allgemeine Interessen für eine weite Zukunft ins Auge fassen oder große industrielle und politische Pläne verfolgen. Daher müssen Männer in leitenden Stellungen nicht bloß von schwerer Muskelarbeit entbunden, sondern hinsichtlich ihrer Existenz *sorgenfrei* gestellt sein. Wir verstehen nun auch den tieferen Sinn der Gesellschaftseinrichtung, wonach die *Beamten*, welche die Staatsangelegenheiten zu verwalten haben, dem gewöhnlichen Wettbewerb *entzogen* und mit festem Gehalt angestellt werden. Sie sollen ihre Geisteskräfte nicht ihrem persönlichen Vorwärtskommen, sondern den allgemeinen Angelegenheiten zuwenden, und ihre Beförderung soll nur von dem Grade abhängen, in dem sie ihrer Aufgabe genügen, nicht von irgend welchen egoistischen Trieben.

Auch die *Industriellen* haben den berechtigten Wunsch, sich so bald wie möglich in eine sorgenfreie Stellung emporzuarbeiten, was für die meisten mit ungeheurer Arbeit verknüpft zu sein pflegt. Haben sie es erst einmal soweit gebracht, dann beginnt für sie eine neue Periode ihres Lebens. Sie fangen an, ihre Unternehmungen in größerem Stile zu leiten, vielseitigeren Interessen, namentlich auch gesellschaftlichen, Raum zu geben. Sie setzen eine Ehre darin, für ihre Arbeiter zu sorgen, streben danach, auf das öffentliche Leben als Gemeindevertreter oder Abgeordnete Einfluß zu gewinnen, gefallen sich in der Rolle als Kunstmäcene und folgen überhaupt dem Drange, sich durch ihre Thätigkeit möglichst nützlich zu machen. Titel- oder Ordensverleihungen an solche Persönlichkeiten gehören gewöhnlich zu den bestverdienten, und die Freude der Ausgezeichneten sollte eigentlich nicht als eine große Schwäche belächelt werden.

Zur Klasse derer, die von arbeitslosem Einkommen leben, gehören insbesondere die *Rentner*, meist frühere Industrielle oder Geschäftsleute, die sich zur Ruhe gesetzt haben, dann auch die *Pensionäre*. Müßig sind solche Leute selten, sondern sie pflegen sich der freien Thätigkeit hinzugeben, die soeben geschildert wurde. Diese Klasse bildet ein äußerst wichtiges soziales Element, das keineswegs mit den Drohnen des Bienenstaates zu vergleichen ist. Dies schon darum nicht, weil zwischen Bienen und Menschen der große Unterschied besteht, daß jene, sobald sie ausgeschlüpft sind, selbständig leben können, während der junge Mensch mindestens 25 Jahre lang unterrichtet und gebildet werden muß, ehe er für eine höhere Stellung

taugt. Die Klasse der vermeintlichen Menschendrohnen hat daher mit der Erzeugung der Kinder ihre Lebensaufgabe noch lange nicht gelöst, sondern sie muß die langwierige Pflicht erfüllen, durch Erziehung etwas aus den Kindern zu machen. Die Lebensbedingungen sind in solchen Familien meist der Heranbildung eines geistig hochentwickelten Nachwuchses günstig. Aus den Häusern der Rentner und Pensionäre gehen unverhältnismäßig viele ausnehmend tüchtige, von idealem Streben erfüllte Männer hervor. Aus diesem Grunde erscheint die Klasse als eine nützliche; wenn man sich aber noch erinnert, wieviele Ehrenämter es in unserer Gesellschaft giebt, die nur von materiell unabhängigen Persönlichkeiten bekleidet werden können, dann merkt man, daß die Klasse geradezu unentbehrlich ist, und man wird mir nicht mehr bestreiten, daß ein Staat mit einer großen Anzahl solcher „Drohnen" einem andern mit weniger oder keinen Individuen dieser Klasse überlegen sein muß (vgl. S. 2 und 30).

Wie sind aber die Fälle auszulegen, in denen emporgekommene Industrielle oder reiche Kapitalisten sich jeder höheren gesellschaftlichen Regung bar erweisen und lediglich ein egoistisches Schlemmerleben führen? Solche Persönlichkeiten giebt es, wenn schon nicht so allgemein, wie behauptet wird; sie sind nur sehr auffallend, da ihr Gebahren von sich reden macht. Der Forscher darf auch derartige Fälle nicht mit Entrüstung oder gar Neid beurteilen, sondern muß sie rein sachlich studieren. Da ist denn vor allem zu sagen, daß die betreffenden Leute schwerlich in unabhängiger Stellung wären, wenn nicht in früherer Zeit sie selbst oder ihre Vorfahren durch geistige Begabung über Mittel und durch Rührigkeit sich hervorgethan hätten. Wohl: aber verlangt die soziale Gerechtigkeit nicht, daß ausgeartete Nachkommen einstmaliger tüchtiger Männer von ihrer unverdienten hohen Stellung herabgestürzt werden? Wenn die Untüchtigkeit sich durch mehrere Geschlechterfolgen bemerklich macht, dann wird der Sturz auch gewiß nicht ausbleiben. Sehen wir doch oft genug mit an, wie die verschwenderischen Söhne fleißiger Väter das Erbe verthun und in das größte Unglück geraten. Es kommt aber auch vor, daß die Enkel auf den braven Großvater zurückschlagen und wieder tüchtige Männer werden. Mit dem Herabstürzen eilt es daher nicht so übermäßig, und die soziale Gerechtigkeit, der die natürliche Gesellschaftsordnung folgt, ist so geartet, daß einer verirrten Familie meist hinreichend Zeit gelassen wird, um in den Enkeln wieder auf die rechte Bahn zu kommen; nur wenn sie die

Frist ungenutzt läßt, verfällt sie der Strenge. Diese Art von Gerechtigkeit ist an sich höher und der Gesellschaft zuträglicher als die zornige, die gleich Blitzstrahlen herabrufen möchte, um mißratene Individuen zu zerschmettern. Man sollte sich hüten, solchen proletarischen Auffassungen Raum zu geben, denn sie zeugen mehr von Leidenschaft als von Verstand und Billigkeitsgefühl. Alte Familien, die dem Staate etwas geleistet haben, machen sich mit Recht nichts daraus, Raubritter oder sonst abenteuerliche Persönlichkeiten unter ihre Ahnen zu zählen. Auch die Natur behandelt den Menschen nicht als isoliertes Individuum, sondern vermöge der „Kontinuität des Keimplasmas" (S. 7) als einen Zweig seines Stammes, und der Wert des letzteren wird nach dem Ganzen beurteilt. Die Pflege des Andenkens verdienter Familienvorfahren ist eine dem Menschen tief eingepflanzte und auch verstandesmäßig gerechtfertigte Sache.

Wenn zugegeben wird, daß die höheren Stände ihrer im Interesse der Gesellschaft auszuübenden Funktionen wegen von grober Handarbeit und von der Sorge um das tägliche Leben befreit sein müssen — folgt daraus nun auch, daß sie besser essen, wohnen, sich kleiden und mehr Vergnügungen haben sollen als die unteren Stände? Könnten sie nicht das nämliche leisten, wenn sie Kartoffeln statt Braten verzehrten, wenn sie keine Staatsstuben hätten, sondern in Mietkasernen wohnten und des Abends statt im Theater oder Konzert beim Kartenspiel in rauchiger Kneipe säßen? Obwohl sich jeder gebildete Leser die Antwort schon selbst gegeben hat, will ich doch näher auf die einzelnen Punkte eingehen.

Wer geistige Regsamkeit entfalten soll, der muß allerdings besser essen, als wer vornehmlich Muskelarbeit zu verrichten hat. Die Speise muß nahrhafter und konzentrierter sein. Reichlichere Nahrungszufuhr ruft eine erhöhte Energie hervor, die sich sowohl im vegetativen, als im geistigen Lebensprozeß äußert, und dieses Gesetz gilt nicht bloß für die höchsten, sondern für alle Stände. Schon der Industriearbeiter lebt besser als der Bauer, was ich in meiner „Natürlichen Auslese beim Menschen" ziffermäßig nachgewiesen habe, und die bürgerlichen Stände leben stufenweise besser als die Arbeiter. Nach Karl („Volkswirtschaftliche Zeitfragen", Berlin 1889) nimmt die Haushaltungsausgabe für Speise und Trank bis zur Einkommenshöhe von 6400 M. prozentual nicht ab, läßt jedoch bei höheren Einkommen eine relative Verminderung erkennen, obwohl der absolute Betrag noch weiter zunimmt. Die auf-

fallendste Wirkung der besseren Ernährung ist das raschere Wachstum und die frühere Entwickelung der jungen Individuen. Die gewöhnlichen städtischen Wehrpflichtigen von 20 Jahren sind um 1,5 cm größer als die gleichaltrigen bäuerlichen Pflichtigen der nächsten Umgebung, und die Schüler der Gymnasien sind mit 18 Jahren schon ebensogroß wie die städtischen Wehrpflichtigen mit 20 Jahren [1]). Aehnliche Unterschiede bestehen hinsichtlich des Eintritts der Mannbarkeit. Man kann das betreffende Alter ungefähr wie folgt ansetzen: Landorte 16—17 Jahre, landgeborene Kinder in städtischen Volksschulen $15^1/_2$ bis $16^1/_2$ Jahre, stadtgeborene Volksschüler $14^1/_2$—$15^1/_2$ Jahre, landgeborene Gymnasiasten 14 – 15 Jahre, stadtgeborene Gymnasiasten $13^1/_2$—14 Jahre.

Die erhöhte Energie des Lebensprozesses spricht sich auch in den *seelischen* Thätigkeiten aus, nur haben wir kein Mittel, um den Nachweis so genau und sicher zu führen, wie bei den körperlichen Prozessen. Wer wird aber bezweifeln, daß bei einem Arbeiter die Vorstellungen rascher hervorgerufen werden und die Gedankenverbindungen in größerer Zahl erfolgen, als bei einem Bauern? Daß dem so ist, haben wir nicht bloß der häufigeren Anregung und Uebung des Arbeitergehirnes zuzuschreiben, sondern auch der intensiveren Heizung der Maschine, dem stärkeren Dampfdruck. Aehnlich ist es bei den Individuen der höheren Stände. Nicht der geringste Zweifel erscheint gerechtfertigt, daß die bessere Ernährung an dem leichteren und rascheren Funktionieren des Denkapparates ihren Anteil hat. Denn der Denkprozeß ist mit einem Verbrauch von *Energie* verbunden, daher Zufuhr von gebundener Energie den Prozeß unterhält und belebt.

Daß aber die Nahrung der höheren Stände auch *qualitativ* besser sein muß, hat seine Ursache in der *sitzenden* Lebensweise, die mit den höheren Berufsarten verbunden ist. Nur der in ständiger Bewegung befindliche Körper erträgt eine

---

1) Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem verbreiteten Irrtum entgegentreten, die durchschnittliche *Größe* der Wehrpflichtigen sei durch die Fabrikarbeit geringer geworden. Wie sich nach Obigem denken läßt, trifft das Gegenteil zu, indem der (früher nicht vorhandene) reichere Geldverdienst der Fabrikarbeiter eine bessere Ernährung, namentlich durch Fleisch und Wurstwaren ꝛc. nach sich zieht. Die *Entartung* zeigt sich *nicht* an der Größe (die bei den badischen Wehrpflichtigen in den letzten 40 Jahren um $1—1^1/_2$ cm zugenommen hat), sondern an dem kleineren Brustumfang und der geringeren Tauglichkeitsziffer, namentlich aber auch an den *Seelenanlagen*, wofür es keinen exakten Maßstab giebt. Vergleiche meine verschiedenen Schriften, die auf Rekrutierungsverhältnisse Bezug haben.

Massenfütterung mit geringen Nährwerten; dem Sitzmenschen mit seinen gezwängten und gedrückten Gedärmen bleiben solche Massen im Unterleibe festliegen und verursachen die nur zu bekannten Beschwerden. Er muß sich deswegen mehr an konzentrierte Nahrung, an Fleisch und Gleichwertiges halten. Nebenbei bemerkt, lassen auch die grundsätzlichen Vegetarianer gewöhnlich diesen Punkt außer acht. Die vegetarische Lebensweise hat viel für sich; sie paßt aber für Beamte und Geschäftsleute nur als vorübergehende Kur, während sie von ihrer Berufsthätigkeit befreit sind, nicht zur dauernden Einhaltung.

Daß die sogenannten Genußmittel nicht bloß des Genusses wegen aufgesucht werden, sondern der Anregung wegen, die sie dem Appetit und der Verdauung bei solchen gewähren, die infolge erzwungener, unnatürlicher Lebensweise derartiger Unterstützung bedürfen, kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Wenn bei den in höheren Stellungen befindlichen Männern die gewöhnlichen, harmlosen Genußmittel nicht mehr ausreichen, um den durch Ueberanstrengung geschwächten Organismus anzutreiben, dann wird oft zu stärkeren Reizmitteln gegriffen, und damit beginnt die krankhafte Entartung, die auf die Hingabe an ausschließliche Geistesthätigkeit früher oder später zu folgen pflegt.

Was endlich die geselligen Unterhaltungen und Zerstreuungen betrifft, so sind diese für ein einseitig in Anspruch genommenes Gehirn unerläßliches Bedürfnis. Es müssen von Zeit zu Zeit andere Teile desselben in Thätigkeit gesetzt und die berufsmäßig thätigen ausgeschaltet werden, um wieder Kräfte sammeln zu können. Am besten kommt das Gesetz des Kontrastes zur Geltung, wenn die Gebildeten ihre Erfrischung in sportsmäßigen Körperübungen suchen, wie diese namentlich in England im Schwange sind. Gewiß tragen die dort auch unter den Erwachsenen verbreiteten Bewegungsspiele viel zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit und geistigen Thatkraft bei, die den Briten nachgerühmt werden. Bei uns sind solche Spiele schwer einzubürgern, obwohl ihre Vorzüge theoretisch zugegeben werden. Sie finden immer zu großen Wettbewerb an der feineren Geselligkeit und an künstlerischen Darbietungen, leider oft auch an den rauchigen Stammkneipen, denen sich unsere gebildeten Klassen noch viel zu oft zuwenden, und die zwar den Zweck erfüllen, die ermüdeten Gehirnteile ausruhen zu lassen, nicht aber den, die Gesundheit zu erhalten und zu festigen. Hingegen ist es vollständig in der Ordnung, daß die Menge, die bei ihrer Berufsarbeit schon

genügende körperliche Bewegung zu machen hat, ihre Erholung durch die bloße Befriedigung des Durstes und der Schaulust findet. Eines schickt sich nicht für alle. Aus dem Bedürfnis der geistigen Anregung und der Geselligkeit rechtfertigt sich auch ein größerer Aufwand für Wohnung, Kleidung und für jede Art von vernünftiger Bequemlichkeit und selbst von bescheidenem Luxus bei Höherstehenden.

Diese eigentlich selbstverständlichen Dinge sollten nicht gesagt zu werden brauchen; es ist nur darum notwendig, weil von den Gegnern der jetzigen Gesellschaftsordnung vielfach die Sache tendenziös so hingestellt wird, als ob die höheren Klassen in Leckerbissen und Champagner beim Nichtsthun schwelgten, während der arme brave Arbeiter Not erduldet und keinerlei Erholung kennt. Dies ist aber nach beiden Seiten hin eine Uebertreibung. Die meisten Angehörigen der höheren Gesellschaftsklassen führen ein arbeitsames und mäßiges Leben, und was die Unterhaltungen betrifft, so braucht man nur ein Arbeiterblatt in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Not nicht so schreiend und so allgemein sein kann; denn in diesen Blättern wimmelt es von Einladungen zu Versammlungen beim Bier, Familienausflügen, Waldfesten mit Volksbelustigungen, Tanzgelegenheiten, Maskenbällen und Musikaufführungen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Arbeiterkreise einen viel größeren Teil ihres Einkommens und viel bedeutendere Gesamtsummen für überflüssigen Luxus und materielle Genüsse ausgeben als die gebildeten Stände. Die sogenannten Bessergestellten wundern sich oft mit Recht, wie die Leute das „machen können", denn ein geordneter Haushalt ist heutzutage schwer zu führen und muß manche Einschränkung erleiden, besonders wenn Kinder zu erziehen sind. Die Champagnerhelden bilden ebenso nur eine Minderheit in den höheren Ständen, wie die darbenden Arbeiter in ihrer Klasse. Ich bin aber ganz mit der Ansicht E. von Hartmanns einverstanden, daß die wirklich Gebildeten gegen den meist von emporgekommenen Spekulanten und Börsenjobbern ausgehenden schädlichen Luxus entschieden Front machen sollten, anstatt ihn nachzuahmen, wie sie leider oft sogar über ihre finanziellen Kräfte hinaus thun. Denn diese „Protzen" verdanken ihren Reichtum häufig nur ihrer Skrupellosigkeit und dem Mangel altruistischer Gesinnung. Sie gehören eigentlich nicht zur gebildeten Klasse, werden aber durch ihr vordringliches Gebahren von den Arbeitern irrtümlich mit dieser identifiziert und ziehen ihr die ganze Fülle von Haß und Neid zu, die von Rechts

wegen jenen allein gebührt. Abgesehen von den immerhin in gewissen Grenzen bleibenden Ausnahmefällen hat sich aber die Gesellschaftsordnung bei der Verteilung der Gaben nicht so ganz schlecht bewährt.

Diese Ueberzeugung wird befestigt, wenn man sich zu vergegenwärtigen sucht, welches die Folgen einer besseren Ernährung bei den unteren Klassen zu sein pflegen. Durch eine reichlichere Nahrungszufuhr werden nicht bloß die Gehirnteile in stärkere Erregbarkeit versetzt, die gesellschaftlich nützliche Thätigkeiten hervorrufen, sondern auch die, welche Sitze der niederen und sinnlichen Triebe sind. Jede Verbesserung der sozialen Lage der unteren Klassen hat zunächst den Eintritt eines Prozesses der natürlichen Auslese zur Folge, der jedoch in der Regel übersehen wird. Das seelische Gleichgewicht der meisten Individuen wird gestört; bei manchen gewinnen die guten Anlagen die Oberhand, aber bei einer weit größeren Zahl die schlechten. Daher die nicht ganz unbegründeten Klagen der Unternehmer, daß plötzlich eintretende Lohnerhöhungen oder Abkürzung der Arbeitszeit zur Liederlichkeit führen; nur ist diese Behauptung zu sehr verallgemeinert. Nachdem die Auslese vorüber ist, die ausschweifenden Individuen untergegangen sind, wird erst der Vorteil der Verbesserung durch Erhöhung der Lebenshaltung sichtbar. Aber ohne eine Auslese geht es dabei niemals ab. Auch auf den höheren sozialen Stufen, im Bürger- und Beamtenstand, bedarf es einer fortwährenden Wirksamkeit der Auslese, um die Individuen, die sich für das bessere Leben nicht eignen, sondern durch dasselbe zu Faulenzerei und sittenwidrigem Treiben verleitet werden, allmählich wieder auszuscheiden. Doch ist auf diesen Stufen die Zahl der Opfer nicht so groß, weil die Hauptauslese beim Uebertritt vom Bauernstand zum Arbeiterstand und von diesem zum kleinen Bürgerstand schon vorausgegangen ist und die gröbsten Unholde beseitigt hat.

Es giebt eine kriminalstatistische Thatsache (vgl. A. von Oettingens Moralstatistik, 3. Aufl., S. 239), die diese Verhältnisse beleuchtet: nämlich, daß in sogenannten „guten Jahren" die Verbrechen gegen das Eigentum eine Abnahme erfahren, die jedoch durch eine Zunahme der Verbrechen gegen die Person, insbesondere Körperverletzungen und Sittlichkeitsdelikte, ausgeglichen wird. Gesetzt also, es wäre wirtschaftlich möglich, den gesamten Arbeiterstand mit einemmale in die Lebensweise des jetzigen Bürgerstandes zu versetzen, so würde es den Glücklichen ergehen, wie es den Longobarden in der Po-Ebene er-

ging: die meisten würden durch ungewohntes Wohlleben zu Grunde gerichtet werden.

Es ist aber wirtschaftlich nicht möglich, eine solche Besserung eintreten zu lassen. Bei der raschen Vermehrung der Menschen in diesem Jahrhundert ist eine sich wenig über das Notwendige erhebende Lebenshaltung das Normale für die Massen. Nur die Individuen, welche die höheren gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen haben, können in eine günstigere Lebenslage versetzt werden, weil sie an Zahl sehr wenig ausmachen. So hatten in Sachsen im Jahre 1898 1 601 591 Personen oder 96,6 % der Steuerzahler ein Einkommen unter 3300 M. im Gesamtbetrag von 1 321 303 662 M., wonach der Durchschnitt 825 M. beträgt. Ein Einkommen von 3300 M. und mehr hatten nur 65 179 Personen oder 3,4 % der Gesamtzahl. Die Einkünfte sämtlicher 1 666 770 Steuerzahler mit Einschluß der juristischen Personen (Aktiengesellschaften ꝛc.) beliefen sich auf 2 002 362 746 M.; wollte man diese Summe gleichmäßig verteilen, so würde man auf einen Durchschnitt von 1201 M. kommen, demnach 376 M. mehr, als die Mehrheit jetzt bezieht, aber lange nicht das Doppelte und Dreifache, wie den Arbeitern oft vorgespiegelt wird. Dafür hätte man den Vorteil aufgegeben, den die Gesellschaft aus dem Vorhandensein einer Anzahl höher gebildeter und besser genährter Individuen und aus der Anfeuerung des Wettbewerbs zieht; dieser Mangel würde den Gesamtdurchschnitt bald bedeutend herabsinken lassen. Bei der gleichmäßigen Teilung würden alle die, welche jetzt mehr als 1201 M. beziehen, also auch viele gelernte Arbeiter, von ihrem Einkommen verlieren, alle die, welche weniger beziehen, das sind hauptsächlich ungelernte Arbeiter, würden gewinnen. Die obige Durchschnittsaufbesserung von 376 M., die ungefähr dem Lohnunterschied gelernter und ungelernter Arbeiter entspricht, kann sich jeder der letzteren selbst verschaffen, ohne daß es des Zukunftsstaates oder einer Revolution bedürfte: der Betreffende braucht nur etwas zu lernen und fleißig zu sein. Dieses Rezept empfahl schon vor 100 Jahren Benjamin Franklin mit dem Rate, jeden zum Hause hinaus zu werfen, der behaupte, man könne auf andere Weise vorwärts kommen.

## 25. Die Ständebildung als Sporn des Wettbewerbs.

Der vierte Punkt (S. 66), in dem eine nützliche Wirkung der Ständebildung zu verzeichnen ist, besteht in dem Ansporn zur Aufbietung aller körperlichen und seelischen Kräfte der In-

dividuen, die im „Kampf ums Dasein“ vorwärts kommen wollen. Zunächst geht der Antrieb von egoistischen Motiven aus, und er ist deswegen weit stärker als einer, der bloß auf altruistischen beruhen würde. Die Individuen machen die größten Anstrengungen, um sich in günstigere Lebensverhältnisse zu bringen, in einen höheren Stand aufzusteigen. Sie wollen ebenfalls nicht nur besser essen, wohnen, sich kleiden, sondern meist auch ihre Kinder sorgfältiger erziehen können, und gerade das letztere ist eine äußerst wichtige Sache, denn dadurch werden die egoistischen Triebe noch durch die Familientriebe verstärkt. Könnte man die Lebenshaltung aller Menschen gleich machen, so würden diese Antriebe zum Wettbewerb wegfallen; es ist aber leicht einzusehen, daß, wenn die Thätigkeit der Menschen seit unermeßlich langer Zeit zum größten Teile auf egoistischen und Familientrieben beruht hat, man nicht durch einen Kongreßbeschluß dekretieren kann, sie habe von einem bestimmten Tage an lediglich von altruistischen Trieben auszugehen. Die sozialdemokratischen Schriftsteller wollen uns zwar glauben machen, es werde in ihrem Zukunftsstaate ein edler Wetteifer in gemeinnützigem Thun die Leute beseelen; aber dies ist wieder nur ein Zeichen des bereits von mir charakterisierten Aberglaubens. Aus der Naturwissenschaft können wir allerdings lernen, daß es ein Mittel giebt, um die egoistischen Triebe zurückzudrängen und die altruistischen herrschend zu machen. Dieses Mittel heißt aber nicht, wie August Bebel in seinem Buche „Die Frau“ meint, Versetzung der Individuen in bessere Lebensbedingungen, denn dadurch würden, wie vorhin dargethan, alle Triebe, auch die selbstsüchtigen, gesteigert werden. Das richtige Mittel heißt: Auslese. Vermöge der natürlichen Auslese des Gesellschaftslebens sind die altruistischen Triebe der Menschheit erst entstanden und sie werden durch dieses langsam wirkende Mittel erhalten, vielleicht auch noch verstärkt. Die Sozialdemokraten, die das Ergebnis einer vieltausendjährigen Entwickelung ungenügend finden, müßten versuchen, eine methodische Zuchtwahl einzuführen. Dabei würden aber nicht bloß 100 000 Köpfe in den Sand rollen müssen, sondern mehrere Millionen, und, was Bebel nicht glauben wird, die höheren Stände würden ein verhältnismäßig kleineres Kontingent zu der Zahl der Opfer stellen, als die unteren, weil in jenen alle geistigen Fähigkeiten und Triebe, also auch die altruistischen, entwickelter sind, als bei diesen. Nicht der grausamste absolute Herrscher, nicht der blutigste Despot wäre imstande, eine Maßregel durch-

zuführen, die der allbeglückende Zukunftsstaat als Vorbedingung zu seinem Entstehen erfordert. Nicht genug damit: die Guillotine müßte in ununterbrochener Thätigkeit bleiben, auch nach der ersten grundlegenden Razzia, um die Rückschläge auf die egoistischen Triebe (denn Rückschläge auf mehr oder weniger entfernte Vorfahren giebt es in jeder Spezies) immer wieder zu beseitigen und den Zukunftsstaat lebensfähig zu erhalten.

Die Mißerfolge der französischen Revolution könnten darüber hinreichend belehren, daß ein solches Bestreben aussichtslos ist. Die Schreckensmänner haben kein Blut gespart, um die Aristokratie auszurotten, und es ist ihnen auch gelungen, eine große Anzahl geistig hochbegabter Familien zu vernichten, zum großen Schaden Frankreichs, der noch nachwirkt. Aber die Aristokratie haben sie nicht vertilgen können; diese erhob ihr Haupt wieder, sobald der Sturm vorüber war, und ihre gelichteten Reihen wurden durch Napoleon I. mittelst neuer Nachschübe ergänzt. Nachher war alles wie vorher; nur die Qualität der Aristokratie hatte sich verschlechtert, indem neben wirklichem Verdienst die Wohldienerei und der Mammon mehr als früher obenauf gekommen waren. Das zweite Kaiserreich fügte dazu noch eine besondere Art von gesellschaftlichen Abenteurern und die dritte Republik das Maulheldentum ihrer Advokaten und Journalisten. Dies der ganze schließliche Effekt der Guillotine.

Machen wir uns klar: Die breite Masse der Menschen in unseren Klassen A, B, C (S. 58) und vielleicht noch höher hinauf, selbstverständlich in allen Klassen von a abwärts, bedarf der egoistischen Antriebe, um überhaupt in Thätigkeit zu treten. Ihre altruistischen Anlagen wären nicht imstande, die angeborene Trägheit zu überwinden. Zahlreiche Menschen der untersten Stufen arbeiten überhaupt nur, weil sie müssen, um ihren Hunger zu stillen; sie gehorchen dem nacktesten Selbsterhaltungstrieb. Auf einer etwas höheren Stufe ist es die Hoffnung, ihre Lage verbessern zu können, welche die Menschen zur Anspannung ihrer Kräfte und zur Mäßigkeit anfeuert, also der Selbsterhaltungstrieb in verfeinerter Form. Die Lebensbedingungen aller Menschen gleich machen, das heißt, ihnen die Hoffnung auf Verbesserung ihrer Lage durch eigene Kraft rauben und sie der Mutlosigkeit preisgeben. Man braucht kein großer Menschenkenner zu sein, um sich vorzustellen, daß in den Werkstätten des Zukunftsstaates keineswegs die goldene Zufriedenheit herrschen würde, sondern die dumpfe Verzweiflung darüber, daß man mit dem besten Willen auch nicht um ein

Haarbreit vorwärts kommen könne über die Linie hinaus, die von der allmächtigen Centralgewalt vorgeschrieben ist.

In den geistig noch etwas höher stehenden Klassen tritt als wirksamer Antrieb der Ehrgeiz hinzu, der ein differenzierter Schutztrieb, in letzter Linie also auch ein Zweig des Selbsterhaltungstriebes ist. Immerhin ist der Ehrgeiz ein höheres Motiv als der bloße Hunger oder das Verlangen nach besserem Leben; wie würden sich aber die Ehrgeizigen in der sozialistischen Gesellschaft unterdrückt und gequält fühlen, wenn sie sich nicht entschlössen, das Feld der politischen Agitation zu betreten, wo sie allerdings vorzügliche Tummelplätze fänden! Unaufhörliche persönliche Kämpfe zu dem Zwecke, andere wegzudrängen und sich an ihre Posten zu setzen, würden im Zukunftsstaate das hauptsächlichste politische Interesse in Anspruch nehmen. Das beweist der Verlauf der sozialdemokratischen Parteitage klärlich.

Nur auf den höchsten Stufen menschlicher Begabung ist die echte altruistische Gesinnung so stark, daß sie allein schon das Individuum zum dauernden Handeln bringt und daß sie die selbstsüchtigen Regungen genügend beherrscht, um das Handeln in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Diese Edelsten, die es verschmähten, in den vorhin berührten Wettkampf zwischen Ehrgeiz und Genußsucht einzutreten, würden im „Zukunftsstaat" wie in einer Hölle leben. Das für die Gesellschaft kostbarste Material würde durch die Füße der brutalen Menge in den Kot getreten werden. Man muß sich nochmals alle Feinheiten der bestehenden Gesellschaftsordnung vergegenwärtigen, die darauf abzielen, hochbegabte Individuen zu erzeugen, auszubilden, zu pflegen und an ihrem richtigen Platze in Thätigkeit zu versetzen, um den ganzen Abgrund des sozialdemokratischen Gedankens zu ermessen. Eine solche Theorie konnte nur in einem nicht sehr hoch stehenden Gehirn ausgeheckt werden und nur in den unteren bis mittleren Schichten der menschlichen Begabung Anklang finden, während alle höheren widerstreben, oft trotz lebhafter Sympathien für die vermeintlich Unterdrückten und ohne klare Einsicht in den Grund der Verkehrtheit, aber doch mit der überlegenen Kraft, die der gesunde Instinkt allezeit gegenüber der blassen Abstraktion besitzt.

Es ist bezeichnend für den Standpunkt der sozialdemokratischen Schriftsteller, daß sie bei einem Nichtsozialisten keine Spur von Altruismus gelten lassen; ein Fabrikbesitzer mag sich noch so wohlwollend gegen seine Arbeiter zeigen, es wird ihm alles als versteckter Egoismus gedeutet; ein Schriftsteller mag

seine nichtsozialistische Ueberzeugung mit klaren Verstandesgründen belegen, ihm wird dennoch unterschoben, daß er um äußere Vorteile oder aus Klasseninteresse geschrieben habe, und die Ehrlichkeit seiner Meinung wird mit Spott und Hohn in Zweifel gezogen. Das kommt auch nicht aus altruistisch gesinnten Gemütern.

Sehr entschieden hebt Benjamin Kidd in seinem Buche „Social Evolution“ (deutsch von E. Pfleiderer) den Widerspruch hervor, in dem der moderne Sozialismus zu dem wirklichen Gang der gesellschaftlichen Entwickelung steht. Jener will den persönlichen „Kampf ums Dasein“ aufheben, während diese darauf abzielt, denselben zu verschärfen: „Das Konkurrenzsystem wirkt beständig dahin, die sparsamste und wirksamste Produktionsweise zu sichern; die Tüchtigsten in Stellen zu bringen, für die sie am besten geeignet sind; die besondern Gaben und Kräfte solcher Männer frei und voll nutzbar zu machen für Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. Daneben halte man die Schwierigkeit, für die gesamte Bevölkerung — wie die menschliche Natur nun einmal ist — eine wirksame Triebfeder zu äußerster Anstrengung zu finden, wenn die wesentlichsten Bedürfnisse des Lebens gesichert wären. Alle diese Umstände würden, besonders am Anfang, gewaltig gegen ein sozialistisches Gemeinwesen ins Gewicht fallen, wenn es im allgemeinen Wettkampf des Lebens anderen Gemeinwesen gegenüberstünde, wo der Kampf des Lebens größer wäre.“ Denn, wie an anderer Stelle ausgesprochen wird: „Bei aufgehobener Auslese könnte ein solches Volk in keinem Falle einer fortschreitenden Entartung entgehen, auch angenommen, es entginge anderen, mehr unmittelbaren Folgen. Unter gewöhnlichen Umständen würde es bald um dasselbe gethan sein, wenn es sich dem kräftigen und kampfbereiten Leben anderer Völker gegenüber befände, wo bei sonst gleichen Anlagen Auslese, Ringen und Wettbewerb fortdauert.“

Diese Worte Kidds sollten namentlich von denen beherzigt werden, die den Wettbewerb lediglich nach seiner Bedeutung für das Individuum beurteilen. Ihnen erscheint der Reichtum als eine oft unverdiente Bevorzugung der Einen, die Armut als eine Zurücksetzung der Anderen. Von diesem Standpunkt aus ruft man nach der „ausgleichenden Gerechtigkeit“. Das Prinzip der Gerechtigkeit ist aber nicht genügend, um die Frage zu lösen. Denn auch die völlige Gleichheit wäre ungerecht, sie wäre es gegen alle höher Veranlagten, und nicht minder könnte eine willkürliche Abstufung, die einen Mittelweg

einzuschlagen sucht, bald von dieser, bald von jener Seite angefochten werden. Die Sociologen, die jene Ansichten vertreten, lassen merkwürdigerweise gerade die soziale Bedeutung des Wettbewerbs außer acht und huldigen, ohne es zu wissen, einer individualistischen Auffassung. Die Froschperspektive zeigt bekanntlich alle Maße verzerrt: wir müssen, um den richtigen Maßstab zu gewinnen, uns erheben und den Gegenstand mehr von der Höhe betrachten. Dann treten die wirklichen und vermeintlichen Ungerechtigkeiten, die den Einzelnen widerfahren, an Wichtigkeit zurück, und man erkennt die Bedeutung des Wettbewerbs für die Gesellschaft.

## 26. Zur Statistik der Einkommen.

Statistik ist eine schöne Sache, aber es ist schwierig, dieselbe richtig zu verstehen und noch schwieriger, sie mit Verständnis anzuwenden. Durch Mißbrauch ist die Statistik etwas anrüchig geworden, und man sagt ihr nach, daß sie dazu geeignet sei, alles zu beweisen, was man zu beweisen wünscht. Wir werden sogleich sehen, daß bei der Beurteilung der Einkommenstatistik in der That recht viele Vorbehalte zu machen sind.

Ich wähle als Grundlage die amtliche Statistik des Königreiches Sachsen als des industriell entwickeltsten deutschen Staates. Dort betrug im Jahre 1890[1]) die Zahl der eingeschätzten physischen und juristischen Personen mit Einkommen

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | bis | 500 M.[2]) | 546138 | = | 38,9 % |
| von | 500 „ | 800 „ | 401439 | = | 28,6 „ |
| „ | 800 „ | 1600 „ | 318125 | = | 22,7 „ |
| „ | 1600 „ | 3300 „ | 91124 | = | 6,5 „ |
| „ | 3300 „ | 9600 „ | 36841 | = | 2,6 „ |
| | über | 9600 „ | 19402 | = | 0,7 „ |
| | | Summa | 1404069 | = | 100,0 % |

Um diese Ziffern richtig zu beurteilen, ist es am besten, sie in einer Kurve darzustellen. Dabei muß man aber berücksichtigen: 1. daß die Zwischenräume der Einkommen in obiger Tabelle ungleich sind und daher auf der Abscissenaxe nicht

1) Obwohl beim Erscheinen der 3. Auflage die Nachweisungen bis zum Jahre 1898 vorliegen, lasse ich doch die Ziffern für 1890 stehen, weil sich an dieselben im 39. Abschnitt eine Auseinandersetzung mit anderen Schriftstellern anknüpft. Die Ziffern für die Jahre 1891 bis 1898, welche eine zunehmend günstigere Gestaltung der Einkommensverhältnisse ausweisen, werden später mitgeteilt.

2) In dieser Klasse befanden sich 74918 Personen = 5,36 % mit weniger als 300 M. Einkommen, die steuerfrei sind.

gleich gemacht werden dürfen; 2. daß die jedem Zwischenraume entsprechende Prozentziffer je nach der Größe desselben modifiziert werden muß.

1) Die Zwischenräume betragen 500 — 0 = **500** M., 800 — 500 = **300** M., 1600 — 800 = **800** M., 3300 — 1600 = **1700** M., 9600 — 3300 = **6300** M. Diesen Ungleichheiten entsprechend, sind in Figur 3 die Abscissen auf der senkrechten Mittelachse aufgetragen.

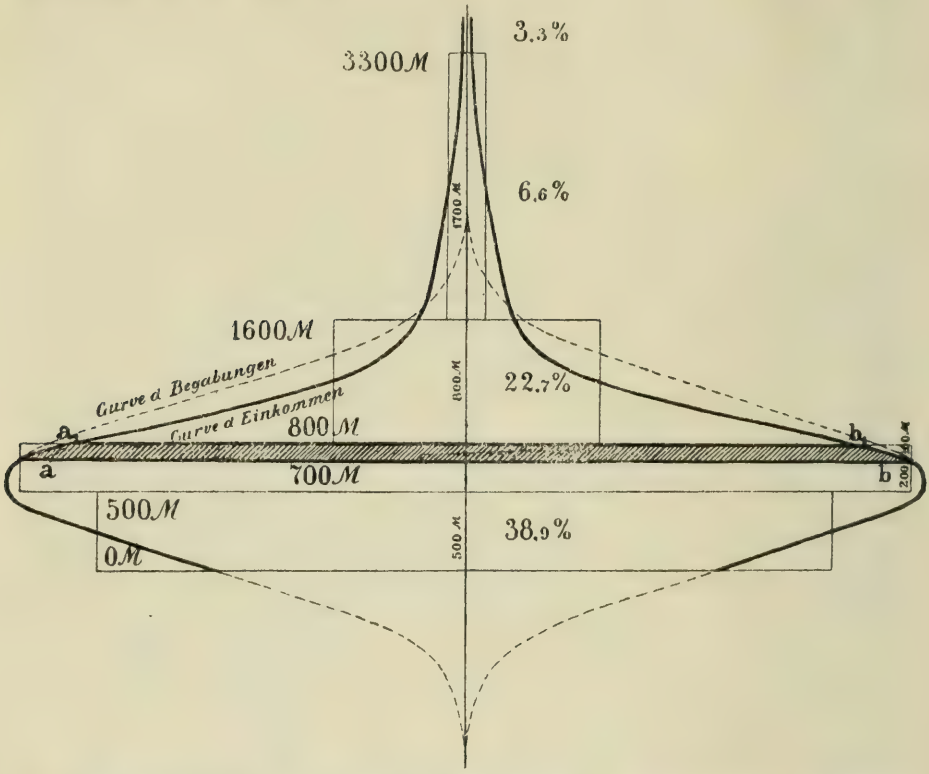


Fig. 3. Graphische Darstellung der Verteilung der Einkommen im Königreich Sachsen im Jahre 1890.

2) Es ist klar, daß in einen großen Zwischenraum mehr Steuerzahler fallen müssen, als in einen kleinen. Man darf daher nicht einfach obige Prozentzahlen als Ordinaten nehmen, weil man sonst zuviel hohe Einkommen erhalten würde. Es ist auszurechnen, wie viele Personen auf jedes Hundert Mark des betreffenden Zwischenraums kommen, und diese Ziffer giebt die gesuchte Ordinate:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| bis | 500 | M. | 38,9 % | : | 5 | = | 7,8 |
| 500 | „ 800 | „ | 28,6 „ | : | 3 | = | 9,5 |
| 800 | „ 1600 | „ | 22,7 „ | : | 8 | = | 2,8 |
| 1600 | „ 3300 | „ | 6,5 „ | : | 17 | = | 0,4 |
| 3300 | „ 9600 | „ | 2,6 „ | : | 63 | = | 0,04 |

Für den letzten, nach oben unbegrenzten Zwischenraum über 9600 M. kann die Ordinate nicht berechnet werden; man braucht sie für unsern Zweck auch nicht zu berücksichtigen, da schon die beiden vorletzten Ordinaten mit 0,4 und 0,04 % wegen ihrer Kleinheit nicht mehr graphisch darzustellen sind. In den anderen Klassen sind die Ordinaten wagrecht nach der vorstehenden Proportion aufzutragen. Rundet man die Ecken der Stufen ab, indem man nach dem Augenmaß eine Kurve hindurchzieht, da die Einkommen sich in Wirklichkeit allmählich und nicht stufenweise aneinanderreihen, so erhält man die graphische Darstellung Figur 3.

Die Kurven der Einkommen in Preußen, Baden und anderen Ländern, wie sie im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (2. Aufl., Jena 1898 ff.) in dem Artikel „Einkommenstatistik" von Rob. Meyer nach den verschiedenen Landesstatistiken niedergelegt sind, haben eine ähnliche Gestalt, doch ist die Vergleichung schwierig, weil die Vorschriften über die Schätzung der Einkommen nicht übereinstimmen und auch die Praxis eine verschiedene ist. Für Preußen hat Soetbeer die zweitunterste Klasse von 525 M. bis 2000 M. erstreckt, d. h. so weit, daß dadurch die charakteristische seitliche Ausbauchung der Kurve verwischt wird. Die Kurve der badischen Einkommen bleibt unvollständig, weil die Zahl der (steuerfreien) Personen mit weniger als 500 M. überhaupt nicht ermittelt wird. Die Statistik von Sachsen ist nicht bloß die vollständigste, sondern wegen des stark ausgeprägten industriellen Charakters des Landes für uns die interessanteste. Wir beschränken deswegen, wie schon gesagt, unsere näheren Betrachtungen auf die sächsischen Verhältnisse.

Jedem Beschauer werden sich bei der Betrachtung unserer Figur 3 sofort zwei Wahrnehmungen aufdrängen: daß die Gestalt des nach oben gerichteten Teiles der Einkommenskurve ziemlich nahe übereinstimmt mit der Begabungskurve nach Galton (Fig. 1, S. 59), und daß die Einkommenskurve nicht oben und unten symmetrisch ist, sondern mehr der „wahren Gestalt der Gesellschaftspyramide" (Fig. 2, S. 61) ähnelt, die ebenfalls unten auf einer wagrechten Grundlinie steht. Zur leichteren Vergleichung habe ich in Figur 3 die Galtonsche Kurve mittels einer gestrichelten Linie wiederholt.

Die erstere Wahrnehmung hat nichts Auffallendes. Die Kurve Galtons beruht auf der Gaußschen Wahrscheinlichkeitsformel, und diese gilt für alle Verhältnisse, bei denen Einzelfälle von einem Mittel abweichen und um so seltener werden,

je größer der Betrag der Abweichung ist. Die Voraussetzung trifft bei den Einkommen im allgemeinen zu, daher muß sich annähernd Galtons Kurve ergeben, ohne daß darin ein tiefsinniges Mysterium gefunden zu werden braucht.

Die kleinen Verschiedenheiten der Einkommenskurve und der Begabungskurve erklären sich zum Teil durch die Methode, nach welcher die Einkommenstatistik aufgenommen wird. Die Einkommenskurve ist bei den höheren Klassen voller, zwischen 800 und 1600 M. jedoch leerer als die Begabungskurve. Dazu ist folgendes zu bemerken:

a) Die Einkommenstatistik umfaßt Personen von sehr verschiedenem Lebensalter, aber nach ungleichem Maßstabe. Während die studierenden Söhne der höheren Stände fast niemals vor dem 20. bis 25. Jahre Einkommen erzielen und daher von der Statistik ausgelassen werden, wird in den unteren sozialen Schichten jeder über 16 Jahre alte Junge mitgezählt, sobald derselbe eigenen Verdienst hat, was häufig der Fall ist.

b) Hieraus folgt der weitere Umstand, daß Familien mit gleichem Gesamteinkommen in verschiedenen Steuerstufen und zwar bald als eine Einheit, bald als mehrere Einheiten aufgeführt werden. Eine Unterbeamtenfamilie mit 1500 M. Einkommen und zwei in der Lehre befindlichen Söhnen kommt als eine Einheit in die Klasse von 800—1600 M., wogegen eine Fabrikarbeiterfamilie, bei welcher der Vater und zwei Söhne 600, 500 und 400 M., zusammen also ebenfalls 1500 M. verdienen, mit drei Einheiten in den Stufen unter 800 M. mitgezählt wird; daher sind die unteren Steuerklassen zu voll, die mittleren zu leer. Die Statistik begegnet hier unüberwindlichen Schwierigkeiten, denn die Verhältnisse der Einkommengenießer sind zu ungleich. Bei unserer Beamtenfamilie mindern sich die Ausgaben, sobald die Söhne ausgelernt oder ausstudiert haben und in den Besitz eigenen Einkommens gelangen; bei der Fabrikarbeiterfamilie hingegen fällt ein Teil der Einnahmen weg, sobald die Söhne selbständig werden. Wenn also im Augenblick beide Familien einander wirtschaftlich nahe stehen, so ist doch ein dauernder sozialer Unterschied vorhanden.

c) In den höheren Einkommensklassen sind die großen Aktiengesellschaften mitgerechnet, deren Einkommen sich jedoch auf die Aktionäre, also auf eine ziemliche Zahl von Angehörigen der etwas tiefer rangierenden Klassen verteilt. Hierdurch entsteht ein Zuviel in den höheren und wiederum ein Ausfall in den mittleren Klassen.

Berücksichtigt man die Punkte a bis c, so ergiebt sich, daß die Einkommenskurve in der Klasse von 800—1600 M. zu leer erscheinen muß, hingegen in den oberen und in den unteren zu voll, und daß sie sich, wenn alle Verhältnisse berücksichtigt werden könnten, noch mehr der Begabungskurve annähern würde, als sie thut.

Der breiteste Teil der sächsischen Einkommenskurve liegt nicht in der niedersten Klasse, sondern in der zweitniedersten von 500—800 M., genauer gesagt, bei ungefähr 600 M. Diese Einkommen sind die häufigsten, ein Umstand, der bestätigt, daß das Mittelgut der Begabung dem Arbeiterstande entspricht. Die Zahl der Leute, die weniger als 600 M. haben, ist eine geringere. Die Kurve zieht sich daher ganz ähnlich wie die „wahre Gesellschaftspyramide" (S. 61) nach unten zusammen, als wolle sie einen Anlauf zu symmetrischer Gestaltung nehmen, um bei dem Null-Einkommen plötzlich abzubrechen. Ich habe die untere Spitze hinzupunktiert. Diese müßte „negative" Einkommen, nämlich solche unter Null darstellen, und man könnte glauben, daß es negative Einkommen nicht gebe. Dennoch giebt es solche. Die Schuldenmacher, Landstreicher, Bettler und Gewohnheitsdiebe, ferner die Insassen von Irrenhäusern, von Gefangenenanstalten, von Armen- und Krankenhäusern u. dergl., beziehen meist kein eigenes Einkommen und werden trotzdem erhalten. Der untere, negative Teil der Einkommenskurve entspricht daher dem analogen der Galtonschen Begabungskurve ziemlich nahe; denn dieser enthält die soeben genannten Klassen, die geistig Unharmonischen und ganz Schwachen, die „Unbrauchbaren", die sich in der bürgerlichen Gesellschaft kein Einkommen zu verschaffen wissen und auf fremde Kosten dennoch ernährt werden.

Die höheren Einkommen sind so selten wie die höheren Begabungen: nur 3,3% der Eingeschätzten stehen sich über 3300 M.

Bei diesen Aehnlichkeiten müssen wir uns beruhigen. Es wird freilich Schablonenmenschen geben, die verlangen, daß der Höchstbegabte auch das höchste Einkommen haben müsse, der Zweithöchstbegabte das zweithöchste Einkommen und so weiter. Für den Gesellschaftszweck wird es genügen, wenn im allgemeinen den höheren Begabungen die höheren Einkommen, den geringeren Begabungen die geringeren Einkommen in einigen Hauptabstufungen ungefähr entsprechen. Und dies wird im großen und ganzen zutreffen. Die Abweichungen lassen sich wenigstens verstehen, wenn man sie an der Hand unserer Theorie untersucht.

Starke altruistische Gesinnung ist, wie wir bereits früher gesehen haben (S. 49), ein Hindernis des Emporkommens über eine gewisse Einkommenshöhe, während der Egoismus dieses begünstigt. Daher ist es begreiflich, daß sehr wohlmeinende, edelgesinnte Personen der Bildungsaristokratie oft zurückstehen müssen gegen etwas mehr egoistische, aber für ihre Aufgabe tüchtige Geschäftsleute. Die Erfahrung lehrt, daß unsere höheren Beamten, Staatsmänner, Gelehrten, Forscher, Schriftsteller u. s. w. trotz hervorragender Geistesgaben und ausgezeichneter Bildung nicht über ein mäßiges Einkommen hinaufsteigen, wogegen die obersten Stufen mit Großindustriellen, Großhändlern, Großgrundbesitzern, Bankiers u. dgl. angefüllt sind. Man kann nicht behaupten, daß die Leistungen dieser für die Gesellschaft immer in so auffallendem Grade wichtiger und nutzbringender wären, als die jener, sondern es liegt meist an der größeren Energie des Egoismus, daß die Erstgenannten weiter oben sind. Bei der Arbeiterklasse, die in den unteren Einkommenstufen vorherrscht, läßt sich jedoch nicht annehmen, daß allzustark ausgebildete altruistische Anlagen die Ursache des geringen Einkommens seien. Hier fehlt es meist an hinreichender Stärke anderer Anlagen in der intellektuellen, moralischen und wirtschaftlichen Gruppe.

Zu welchem Zwecke sollte die Gesellschaft danach trachten, eine Ausgleichung dieser Unterschiede künstlich herbeizuführen? Was würde es nützen, wenn unsere Beamten und Gelehrten an Genuß und Luxus mit den Großen der Erwerbsstände wetteifern könnten? Sie müßten sich dann erst viel besser auf die Eigentümlichkeiten des Gelderverdienens und des Geldbesitzes verstehen lernen, und dies wäre wahrscheinlich nicht ohne Bedenken, denn es würde sie ihrer Uneigennützigkeit berauben. Hingegen hat der Unternehmergewinn seine Berechtigung als Anreiz für geborene Organisatoren. Bei Männern, welche die Leitung ausgedehnter Geschäfte zu ihrem Lebensberuf machen, ist das Schalten mit großen Einkommen naturgemäß, bei den Beamten und Gelehrten wäre es protzig, abstoßend und schädlich. Eine meist ungefährliche Ausgleichung in bescheidenem Rahmen geschieht dadurch, daß die Söhne Großindustrieller und sonstiger Großerwerber häufig die Beamten- oder Gelehrtenlaufbahn ergreifen und daß die Töchter mit Vorliebe Angehörige der genannten Stände heiraten. Den Beamten und Gelehrten wird auf solche Weise durch das von Großindustriellen u. s. w. angesammelte Vermögen ein Nebeneinkommen zugeführt, das dazu dient, sie unabhängiger zu stellen, ohne sie gerade zu verweich-

lichen; doch ist letzteres in manchen Fällen nicht ausgeschlossen. Bei den unteren Einkommensklassen lassen sich ähnliche Beobachtungen anstellen. Eine Verbesserung der Arbeitslöhne ist an die Erfüllung gewisser Voraussetzungen geknüpft, wenn sie vorwiegend Nutzen stiften soll. Ich verweise einstweilen auf S. 93, werde aber im 36. und 42. Abschnitte die Gegenstände ausführlicher erörtern.

## 27. Zur Geschichte und Anthropologie der Ständebildung.

Es dürfte schwer fallen, ein Volk aufzufinden, möge dasselbe kulturell und sozial noch so tief stehen, bei dem es keine abgesonderten Stände, Häuptlinge u. s. w. giebt, die eine größere Gewalt in Bezug auf die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten besitzen, als die übrigen Stammesangehörigen. Meist sind solche Häuptlinge auch durch höheres Ansehen und eine gewisse Prachtentfaltung in ihrer Umgebung ausgezeichnet. Die Uebung, daß Häuptlingsfamilien nur unter sich heiraten, ist jedoch nicht allgemein. Bei tiefstehenden und polygamen Völkern kann der Häuptling mit jeder Sklavin, die seine Gunst besitzt, einen Nachfolger erzeugen. Der Vererbung hervorragender Eigenschaften ist hier eine Schranke gezogen, und daher mag es wohl kommen, daß die Söhne solcher Häuptlinge sich an Geistesgaben nicht hoch über die Menge erheben. Anderseits besteht ein Gegengewicht darin, daß in so einfachen Verhältnissen die Erbfolge in der Häuptlingswürde nicht an die Erstgeburt geknüpft ist, sondern daß durch den Häuptling selbst oder durch die Stammesmitglieder einer der Söhne hierzu bestimmt wird, wobei in der Regel die größere Befähigung einen Vorzug hat.

Bei den monogamen arischen Völkern, die wahrscheinlich aus dem nördlichen Europa stammen und sich in ihrer körperlichen Erscheinung durch hohen Wuchs, längliche Kopfform, blaue Augen und blonde Haare auszeichnen, reicht die Bildung des erblichen Adels in vorgeschichtliche Zeit zurück. Nach G. Waitz, R. Schröder, J. F. Schulte u. a. ist die Entstehung des Adels in Dunkel gehüllt, doch wird kein Zweifel dagegen erhoben, daß die Führerschaft im Krieg und Frieden die Grundlage desselben abgab. Wir haben es daher mit einer sozialen Einrichtung zu thun, deren Vorteil für die Gesamtheit einleuchtend ist. Zugleich haben wir hier das erste Beispiel des Aufsteigens in einen höheren Stand.

Wurde die Führerschaft ursprünglich nur durch Wahl denjenigen Individuen übertragen, die man als die tauglichsten ansah, so bestand bei monogamen Völkern die zweite Entwickelungsstufe darin, daß solche hervorragende Individuen durch die Regungen des elterlichen Schutztriebes veranlaßt wurden, in gleichstehende Familien zu heiraten, um ihren Nachkommen die nämliche bevorzugte Stellung zu sichern, die sie selbst einnahmen. Die Sitte wurde später zum Gesetz erhoben, denn die Erblichkeit des Fürstenamtes auf solcher Grundlage entsprach dem Interesse der Gesellschaft. So wurde durch natürliche Zuchtwahl die Erzeugung hochbegabter Führer begünstigt und durch die Standesabsonderung das Ansehen der Fürsten gehoben. Der ganze Stamm erhielt ein festeres Gefüge, das ihn einiger nach innen und widerstandsfähiger nach außen machte. Die Eigenschaften, welche die Fürsten in den ältesten Zeiten der Menschheit besitzen mußten, waren nicht allzu mannigfaltig (vgl. S. 25 f.), den einfachen Lebensbedingungen entsprechend, wurden jedoch mit diesen vielseitiger. Die Fürsten mußten über Mittel tapfere, einsichtige, kluge und gerechte Männer sein; diese Eigenschaften hatten die größte Aussicht, durch die Heiraten innerhalb des Standes nicht bloß erhalten, sondern auch verstärkt zu werden.

Im germanischen Altertum waren die edeln Geschlechter nach G. von Belows Artikel im „Handbuch der Staatswissenschaften" nur von geringer Zahl, und da ihre hoheitliche Stellung mit der aufkommenden fränkischen Monarchie unvereinbar erschien, ließ man sie in dem aus Freien neu sich bildenden Dienstadel aufgehen, dessen Grundlage der Königsdienst, besonders das Grafenamt bildete. Aus dem fränkischen Dienstadel entsprang der „hohe Adel" des Mittelalters. Eine übersichtliche Darstellung dieser an sich etwas verwickelten Verhältnisse giebt Rudolf von Gneist in seinem Werke: „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlsystem" (Berlin 1894).

Nach dem Gesagten stellten die Edeln keine von den Gemeinfreien verschiedene Rasse dar. Sie waren bloß eine an Körper- und Geistesgaben hervorragende Spielart dieser. Heiraten zwischen Edeln und Gemeinfreien waren verboten, bezw. die Kinder aus solchen Ehen folgten der „ärgern Hand".

Die Unfreien bestanden aus Kriegsgefangenen eigener und fremder Rasse und aus Mischlingen dieser. Wahrscheinlich hat schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Einwanderung dunkeläugiger und dunkelhaariger Rundköpfe aus Asien statt-

gefunden, die ihren Hauptweg das Donauthal herauf nahm und der in geschichtlicher Zeit ähnliche Wanderzüge mit bewaffneter Hand folgten. Diese dunkelgefärbten Rundköpfe, die von den kriegstüchtigen und herrschgewohnten Ariern mit Leichtigkeit unterworfen wurden, bildeten das Hauptmaterial für die unfreien Stände.

Bei Mischlingen werden nicht zusammenpassende elterliche Anlagen kombiniert und treten Rückschläge auf entfernte Stammesvorfahren ein (S. 7 f.); beides wirkt dahin, daß jene geistig und körperlich unter ihren Stammrassen stehen. Die Unfreien nahmen deswegen hinsichtlich ihrer Anlagen jedenfalls einen tieferen Rang ein als die Freien und Edeln und bekundeten auch in ihrer körperlichen Erscheinung einen fremdartigen Rassengegensatz. Daß die höheren Stände nicht mit jenen in Ehegemeinschaft leben durften, war ein Gebot der Notwendigkeit, wenn sie ihre Charakter- und Körpervorzüge den Nachkommen überliefern wollten. Dadurch, daß die Kinder solcher unerlaubter Ehen dem unfreien Stande angehörten, wurde dieser immer reicher an Mischlingen.

Trotz alledem waren im germanischen Altertum die Stände keine verknöcherten Kasten (Waitz). Dies hinderte, wie Roth von Schreckenstein hervorhebt, schon „die allezeit sieghafte Logik des Gemütes" der Menschen arischer Abkunft. In den gegen bestimmte Abgaben auf dem Gute ihres Herrn, aber an eigenem Herde sitzenden Hörigen haben wir schon eine Mittelstufe zwischen Unfreien und Freien zu erkennen, und wir wissen, daß unter den Merowingern und Karolingern nicht nur viele Hörige sich frei machten, sondern einzelne bis zum Grafenamt emporstiegen. Nach längstens vier Generationen wurden die Nachkommen der Freigelassenen als den Freien ebenbürtig angesehen.

Im späteren Mittelalter flossen die Gemeinfreien und die Unfreien allmählich zum „Volke" zusammen, indem sich die rechtlichen Schranken zwischen ihnen verwischten. Die edeln und fürstlichen Geschlechter wurden teils durch Kriege, teils durch den Wegfall von Nachkommenschaft infolge des Eintrittes nachgeborener Söhne und Töchter in Klöster fortwährend durch Aussterben vermindert, so daß von ihnen nur noch die wenigen regierenden und mediatisierten Familien der Gegenwart übrig blieben, und auch unter diesen sind einzelne dem Erlöschen nahe.

Es wäre ein Irrtum, den niederen Adel von heute mit den alten Gemeinfreien zu identifizieren. Nach R. Schröder,

J. F. von Schulte und A. Schulte ist der niedere Adel hauptsächlich aus dem Stande der Unfreien hervorgegangen. So sonderbar dies klingt, so läßt es sich doch begreifen, wenn man die Verhältnisse des Mittelalters ins Auge faßt. Die Angehörigen des niederen Adels waren ursprünglich Dienstmannen (Ministeriale) der Edeln und Fürsten; sie teilten mit diesen das ritterliche Leben, jedoch nicht die Ehegemeinschaft. Ein Freier war meist zu stolz, um aus eigenem Antrieb Dienstmann eines Herrn zu werden; nur die Not konnte ihn allenfalls dazu vermögen. Ministeriale standen sich insofern besser, als sie den Kriegsdienst auf Kosten ihres Herrn leisteten, während Freie Ausrüstung und Unterhalt auf eigene Kosten bestreiten mußten. Manche durch die vielen Kriege und Fehden wirtschaftlich zurückgekommene Freie waren dem nicht mehr gewachsen, und so konnte es bisweilen geschehen, daß sie die Ministerialität vorzogen und sich ihres Standes begaben. Dies sind jedoch Ausnahmen; in der Regel konnte zum Dienstmann eines Herrn nur ein unfreier Knecht berufen werden, und dieser wurde ein Kandidat für den Adelsstand.

Roth von Schreckenstein stellt die Entwickelung des Ständewesens im einzelnen etwas anders dar, hebt jedoch auch hervor, daß die Stände des Mittelalters nicht völlig abgeschlossen waren. Das neu aufkommende Rittertum als eine nicht erbliche, sondern durch persönliche Eigenschaften zu erwerbende Würde bildete häufig die Brücke zum Aufsteigen aus einem niederen in einen höheren Stand. Neben dem jungen Herrn konnte auch der arme Knappe unfreier Abkunft sich zum Ritter und zum Lehensträger, später selbst ohne die Ritterwürde zu hohen Stellungen im Heere aufschwingen, wenn er sich durch Tüchtigkeit hervorthat und Glück hatte; letzteres hat von jeher in allen menschlichen Dingen mitgespielt. Freilich haben mitunter auch Charakterlosigkeit, ja sogar Laster und Verbrechen den Weg gebahnt.

Man wird annehmen dürfen, daß diejenigen unter den Unfreien, die sich durch edeln Sinn und Tapferkeit auszeichneten, vorzugsweise von den Herren mit ritterlichen Diensten betraut wurden, bezw. sich selbst eine höhere Stellung schufen, das heißt solche, die den germanischen Charakter verhältnismäßig am reinsten ausprägten. Mit diesen Eigenschaften gehen auch die körperlichen Merkmale der Germanen zusammen, und daher kommt es, wenn unter dem niederen Adel heute vielfach die blauen Augen und blonden Haare, gleichwie die Langköpfigkeit und hohe Statur in stärkerem Maße als in der

übrigen Bevölkerung, obschon nicht ausschließlich, angetroffen werden. Der niedere Adel entstand also auch durch eine unbewußte Auslese, und die Beschränkung der Ehegemeinschaft auf Seinesgleichen hat im allgemeinen günstig auf ihn eingewirkt, ungünstig dagegen das Heiraten in nichtdeutsche Adelsfamilien dunkler Rasse. Damit ihn kein übermäßiger Hochmut anwandle, sollte der Adel seines Ursprunges eingedenk bleiben und sich vergegenwärtigen, daß es in den bürgerlichen Ständen durch Geist und Charakter ausgezeichnete Männer giebt, die, von Freien abstammend, ein reineres germanisches Blut besitzen als viele Adlige.

Der Briefadel kam in Deutschland durch Karl IV. auf. Durch ihn wurden Verdienste ausgezeichnet von anderer Art als die, welche den alten Ministerialadel schufen. Wenn man sich den Wechsel der Zeiten vergegenwärtigt und die zunehmenden Anforderungen an die geistige Begabung, so kommt man zu dem Schlusse, daß die Angehörigen des Briefadels, der auf diplomatischen, staatsmännischen, militärischen, litterarischen ꝛc. Verdiensten beruht, nicht von geringerer Geistesbeschaffenheit sein können, als die Adligen der älteren Zeit. Im Gegenteil: jene passen vielleicht besser dazu, dem Staate in hervorragenden Stellungen nützlich zu sein. Auf dem militärischen Gebiete behauptet jedoch der ältere Adel immer noch seine Ueberlegenheit; aus ihm gehen die tapferen Haudegen hervor, die, als echte Erben der Germanen keine Todesfurcht kennen und ihre Mannschaften mit sich fortzureißen wissen. Man hat lange in Deutschland über den „schnarrenden Gardeleutnant" gespöttelt, bis zu den Tagen von St. Privat und Le Bourget; von da an war der Spott entwaffnet. Für die höheren militärischen Stellungen sind aber noch andere Eigenschaften vonnöten, nachdem der Krieg eine förmliche Wissenschaft geworden ist, und deshalb gewährt die adlige Geburt noch keinen Anspruch auf solche; hier muß eine strenge Auslese geübt werden, die nicht leicht ist und auch manchmal fehlgreift. Vergleiche den 35. Abschnitt dieses Buches.

Neben dem Adel, und bald den Vortritt vor demselben erlangend, kamen im frühen Mittelalter die Theologen zur Macht; sie nahmen anfänglich nur Edle in ihre Mitte auf, und ihre Interessen beherrschten das ganze Staatswesen. Ich übergehe hier die Unterschiede zwischen protestantischen und katholischen Theologen, indem ich auf mein Buch „Die natürliche Auslese beim Menschen" (Sätze 275 ff. und 285 f.) hinweise.

Die Gründung der Städte führte zur Entstehung neuer Stände, zunächst des gewerblichen Bürgertums und dann des Patriziats, welch' letzteres, wie Roth von Schreckenstein im allgemeinen, außerdem M. Baltzer und H. Maurer für Straßburg und Freiburg insbesondere nachwiesen, nicht aus dem Landadel, sondern aus den reichen bürgerlichen Familien, namentlich des Handelsstandes, hervorgegangen ist. Denn der Kaufmann war in der älteren Zeit „notwendig ein streitbarer, zu kühnem Wagnis aufgelegter Mann".

Die Renaissance schuf erst den unabhängigen Gelehrtenstand; vorher gab es eine Gelehrtenexistenz nur im Schatten der Klostermauern. Das Cölibat der an Geist hervorragendsten Männer war gewiß eine der naturwidrigsten und antisozialsten Einrichtungen, die je bestanden haben. Mit den Verdiensten des Mönchwesens um die Pflege der Wissenschaft hat es darum eine eigene Bewandtnis. Allerdings haben die Klöster der Wissenschaft ihre Pforten geöffnet, aber die Freistätte war eine gefährliche, der Schützling ist darin erstickt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege bringt die Territorialherrschaft das Staatsbeamtentum empor. Die zunehmenden wissenschaftlichen Anforderungen an die höheren Beamten lassen diese in späterer Zeit als einen Zweig des Gelehrtenstandes erscheinen.

Man behauptet, der Fabrikarbeiterstand sei ein Erzeugnis des Maschinenbetriebes und der Großindustrie, die man beide unter dem Namen „Kapitalismus" zusammenfaßt. Dies ist in einem bestimmten Sinne richtig; der Kapitalismus hat es nämlich ermöglicht, daß eine Menge von Individuen ihren Unterhalt finden, die ohne ihn nicht hätten geboren werden oder doch nicht am Leben bleiben können; aber „erzeugt" im eigentlichen Sinne hat er das Proletariat nicht. Der Mensch, wie jeden Spezies, trachtet darnach, sich bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit zu vermehren, und seine Zunahme richtet sich nur nach den Hindernissen, die der Vermehrung entgegenwirken. In den letzten 30 Jahren war das Anwachsen der Bevölkerung in vielen Staaten, besonders aber in Deutschland ein ungeheures. Einesteils hat der Wegfall der wohlfahrtspolizeilichen Heiratsbeschränkungen, anderenteils die reichliche Verdienstgelegenheit für ungelernte Arbeiter Anlaß gegeben, daß viele Leute ohne Mittel und ohne höhere Begabung in allzu jungen Jahren Ehen schlossen und eine zahlreiche minderwertige Nachkommenschaft erzeugten. Die andere Auffassung, als habe der „Kapitalismus" Individuen

von einer gewissen sozialen Höhe in das Proletariat hinabgestoßen, ist unstichhaltig. Niemals, seitdem die Welt steht, ist es begabten Proletariern so leicht gemacht worden wie jetzt, durch persönliche Tüchtigkeit in höhere Stellungen zu gelangen. Niemals seit es ein Bürgertum giebt, hat dasselbe mehr geblüht, als eben in unseren Tagen und niemals hat dasselbe einen so starken Zuzug aus den unteren Schichten fortwährend in sich aufgenommen.

Die Lehre, daß der Mittelstand verschwinde und der Gegensatz von Arm und Reich sich verschärfe, ist grundfalsch. Die vergleichende Einkommenstatistik giebt darüber hinreichende Belehrung; aber man muß die Ziffern richtig behandeln, dann ergiebt sich eine Verdichtung der Stände mit mittlerem Einkommen. Hierüber wird im II. Teil, 39. Abschnitt, das Nötige mitgeteilt werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die heutige Ständegliederung, so finden wir, daß die Angehörigen der alten bevorrechteten Stände nicht mehr als solche, sondern nur noch als Mitglieder der neugebildeten Stände Einfluß besitzen. Der Adlige zählt als Landedelmann gar nicht mehr, sondern nur soweit, als er nebenbei Beamter, Militär ꝛc. ist; der Theologe nur noch als Mitglied des Gelehrtenstandes. Der höchste Stand umfaßt heutzutage alle Gebildeten, nämlich Gelehrte, Beamte und andere Personen von hervorragender Bedeutung, mögen dieselben sonst Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Handeltreibende oder Kapitalisten und Rentner sein, mögen sie sich „von“ schreiben oder nicht. Heiraten von Gelehrten ꝛc. mit Töchtern von Industriellen können äußerst günstig wirken, indem sie in der Nachkommenschaft hohe Intelligenz mit großer geschäftlicher Energie zusammenbringen.

Als Kennzeichen des höchsten Standes können wir die akademische Bildung ansehen. Hierher gehören Gelehrte, Beamte, freie Berufe, studierte Industrielle und Kaufleute.

Der zweite oder Mittelstand umfaßt die Gewerbetreibenden, Handelsleute, Subalternbeamten, kurz, alle die, welche wir gewöhnlich unter dem Namen des „eigentlichen Bürgertums“ oder „gebildeten Mittelstandes“ zu verstehen pflegen. Auch diese heiraten meist in Familien ihres Standes, wobei das beiderseitige Vermögen — mit vollem Recht — in Betracht gezogen wird, da demselben sehr wichtige Seelenanlagen entsprechen. Denn um Vermögen zu erwerben, muß man Verstand, Umsicht, Fleiß, Sparsamkeit und andere gute Eigenschaften besitzen, die mit einem gewissen Grade von Wahr-

scheinlichkeit, wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit, auf Kinder und Kindeskinder vererbt werden. Vgl. S. 77.

Als Kennzeichen des Mittelstandes dient uns wieder ein Element der Bildung, nämlich die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Wer sich nicht das nötige Maß von Kenntnissen für den einjährigen Dienst anzueignen vermochte, der hat, auch wenn sein Einkommen ein verhältnismäßig hohes ist, doch keinen Anspruch, dieser sozialen Klasse zugezählt zu werden. Selbstverständlich gehören die Volksschullehrer zum Mittelstande, obschon für sie das Recht zum einjährigen Dienst keinen großen praktischen Wert haben dürfte. E. Holzer hat treffend darauf aufmerksam gemacht, daß aus Lehrerfamilien sehr häufig tüchtige Persönlichkeiten der höheren Berufsstände hervorgehen, ähnlich, wie dies von den evangelischen Pfarrersfamilien längst anerkannt ist.

Zum unteren Stande rechnen wir die Arbeiter aller Art, sowohl die bei Gewerbemeistern, als die in Fabriken thätigen, außerdem diejenigen Kleinmeister und Unterbeamten, die nur Volksschulbildung genossen und nicht einjährig gedient haben. Da dieser Stand nur zum Teil eine Auslese bevorzugter Individuen bildet und im übrigen einen ungleichartigen Rest darstellt, so haben die innerhalb desselben geschlossenen Heiraten in Bezug auf Vererbung die Folgen der Panmixie, wie sie S. 66 ff. dargelegt wurden. Von diesem Stande zweigt nach unten das Proletariat mit seinen S. 60 geschilderten zwei Unterabteilungen ab, doch herrscht zwischen diesen keine Verschiedenheit der Bildung, da das Proletariat bei uns den nämlichen Unterricht genießt, wie das Mittelgut, und Analphabeten sehr selten sind. Bestimmend ist ausschließlich eine Verschiedenheit in der angeborenen Begabung, wie am angeführten Orte auseinandergesetzt wurde, und eine scharfe Grenze läßt sich nicht ziehen.

Die Bauern würden ihrer Bildung nach zu dem unteren Stande gehören; wir dürfen sie jedoch mit den Städtern, bezw. Industriearbeitern nicht vermischen, da sie einen besonderen Stand für sich ausmachen. Dies läßt sich jedoch erst im nächsten Abschnitt begründen.

Die Einteilung in drei bezw. vier Stände ist nicht vollkommen, denn es giebt Selbstgelernte (Autodidakten), die sich, ohne die vorgeschriebenen Prüfungen gemacht zu haben, doch kühnlich jedem Geprüften an die Seite stellen dürfen. Aber dies sind nur Ausnahmen, und unsere Einteilung hat die großen Vorzüge, daß sie erstens ein objektives Kennzeichen maß-

gebend macht und zweitens nicht auf dem Gelde, sondern auf der Bildung beruht.

Bei den anthropologischen Studien in Baden, die in den Jahren 1886 bis 1894 großenteils durch mich ausgeführt wurden, hat sich herausgestellt, daß in dem oben umschriebenen höchsten oder studierten Stande die meisten Langköpfe vorkommen, die übrigens häufiger braunhaarig als blond sind, eine Kombination, von der später noch die Rede sein wird. (Vgl. hierüber auch „Natürliche Auslese beim Menschen", Satz 302 und „Zur Anthropologie der Badener", XIII., XIV. und XX. Hauptstück.)

Umgekehrt ist in dem erwerbenden Mittelstande vorwiegend die Rundköpfigkeit vertreten, aber mit etwas hellerer Färbung (Pigmentierung), als der rundköpfigen Rasse eigentümlich ist.

Im unteren Stande kommt alles mögliche durcheinander vor, Mischlinge der verschiedensten Art und der verschiedensten Grade.

Im ganzen sind die unteren Klassen der Städte reicher an Langköpfen, als die Bauern auf dem Lande.

Bei den hervorragenden Persönlichkeiten des obersten Standes trifft man außergewöhnlich große Kopfmaße, übereinstimmend mit den Befunden der Anatomen, die bei bedeutenden Gelehrten und Staatsmännern ein Hirngewicht oder einen Schädelinhalt über Mittel nachweisen (worüber Näheres in meiner „Natürlichen Auslese beim Menschen", Satz 327 f.). Eine hochausgebildete Begabung für irgend eine Spezialität kann auch in einem kleineren Schädel Platz finden, nicht aber eine alle Anlagen umfassende, wahrhaft geniale. Bismarck trug eine ungeheure, besonders durch ihre Länge hervorragende Schädelkapsel. Die von Julius Wolf mitgeteilte Thatsache, daß in Paris für Arbeiter durchschnittlich kleinere Hutnummern zu liefern sind, als für Gebildete, ist mir auch für Deutschland von einer großen Hutfabrik bestätigt worden.

Nicht nur dies. Die aus der Panmixie hervorgegangenen Individuen des unteren Standes, die häufig unharmonische Seelenanlagen besitzen, sind meist schon im Aeußeren dadurch charakterisiert, daß die einzelnen Körperteile nicht zusammen passen. Die bekannten Typen der „Fliegenden Blätter" übertreiben dies zu Karikaturen, die dem Beschauer wie aus dem Leben gegriffen und dabei ins Komische gezogen erscheinen. Doch trifft man auch an Seele und Leib harmonische Individuen in der unteren Klasse, wie dies aus den Gesetzmäßigkeiten

der Kombinationslehre hervorgeht. Nur die ärmsten und untersten Schichten des Proletariats bilden eine wahre Auslese von mißratenen Geschöpfen, und dies zeigt sich schon im Kindesalter. Selten findet man unter den der Armenpflege verfallenen Kindern einen hübschen, anziehenden Gesichtsausdruck, wogegen Schielen und andere Gebrechen nichts Ungewöhnliches und die Züge oft in abstoßender Weise verzerrt sind. Doch gilt dies, wie gesagt, nur von den Kindern des verkommenen Bettelvolkes. Auf arme Waisen dagegen findet es nur beschränkte Anwendung, denn deren Eltern können ziemlich begabt und nur durch allzufrühen Tod verhindert gewesen sein, sich emporzuarbeiten; solche Kinder verdienen am allermeisten eine werkthätige Nächstenliebe.

Wie die Stände hinsichtlich der Seelenanlagen verschieden sind, so ist es folgerichtig auch ihre Beteiligung am Verbrechertum sowohl der Art als dem Umfang nach. Leider nimmt die amtliche Statistik keine Rücksicht auf die Standesverhältnisse und darum lassen sich keine ziffermäßigen Angaben machen. Was nützt es aber, die Durchschnittsprozente ganzer Völker miteinander zu vergleichen, wenn über die näheren Verhältnisse nichts ausgesagt wird?

Eine verbreitete Meinung geht dahin, daß Bildung und Charakter durch äußere Einwirkungen beliebig gestaltet werden könnten; aber die Stände unterscheiden sich nicht bloß in diesem Punkte, sondern auch durch äußere Rassenmerkmale, die teilweise mit dem Maßstab festgestellt werden können, durch Merkmale, die während des Lebens unveränderlich sind und der Vererbung unterliegen, und diese Thatsache gehört zu den merkwürdigsten, die sich denken lassen. Dem Glauben an das Walten der Zufälligkeit bei der Ständebildung, beziehungsweise bei der Zusammensetzung der einzelnen Stände wird dadurch direkt widersprochen und an deren Stelle die Notwendigkeit gesetzt.

Wenn in dem einen Stande die Langköpfigkeit, in dem andern die Rundköpfigkeit vorherrscht, so kann die Ursache hiervon nur in einem Ausleseprozeß gesucht werden, der bisher vollständig übersehen wurde. Die Individuen mit bestimmten seelischen Anlagen sondern sich unbewußt durch Neigung und Geschick für bestimmte Berufsarten voneinander ab, und mit diesen seelischen Anlagen, die meist Rasseneigentümlichkeiten sind, finden sich die äußeren Merkmale der betreffenden Rassen verbunden und werden mit denselben ausgelesen, bezw. durch Vererbung übertragen.

Studieren wir den Gegenstand näher, so enthüllt sich der Prozeß der natürlichen Auslese beim Menschen immer deutlicher. In dem Rahmen der Stände vollzieht sich derselbe durch einzelne Vorgänge, die wir nun von diesem Gesichtspunkt aus betrachten wollen. Der wichtigste Faktor der natürlichen Auslese in unserer Zeit ist der Bevölkerungsstrom.

## 28. Der Bevölkerungsstrom vom Lande und die Erneuerung der Stadtbevölkerungen.

Auf den Bevölkerungsstrom bin ich durch meine anthropologischen Untersuchungen selbständig gekommen, und ich schickte mich eben an, Beweise für denselben aus den Statistiken der Städte zu sammeln, als ich durch Hermann Losch auf das 1889 erschienene Buch von Georg Hansen: „Die drei Bevölkerungsstufen" aufmerksam gemacht wurde. Mein Erstaunen, bei Hansen genau das zu finden, was ich suchte, war groß; aber freudig erkannte ich seine Priorität in der Behandlung des „Bevölkerungsstromes" an. Ich brach meine begonnenen Arbeiten ab und stützte mich in meiner 1893 erschienenen „Natürlichen Auslese beim Menschen" lediglich auf Hansens Beweise, die ich in der Hauptsache für vollkommen ausreichend und überzeugend halte. Hansen hat mir nur wenig zu thun übrig gelassen, nämlich die anthropologische Zusammensetzung der Bevölkerungsstufen festzustellen, was ihm ferner gelegen hatte, außerdem die Wirkung der veränderten Lebensweise auf die Individuen in Rechnung zu ziehen, und die Erneuerungsperiode der Stadtbevölkerungen etwas länger zu erstrecken.

Die Lehre Hansens vom Bevölkerungsstrom mit meinen Zusätzen ist in kurzen Worten die folgende:

Das flache Land erzeugt einen großen Geburtenüberschuß, und, da es außer stande ist, mehr Menschen mittels der Landwirtschaft zu ernähren, muß ein großer Teil des ländlichen Nachwuchses sein Brot anderswo zu verdienen suchen.

Naturgemäß sind die Städte die Sitze der höheren Bildung, der Industrie, des Handels und der Arbeitsgelegenheit. Zwar giebt es auch ländliche Industriebezirke, aber da diese nur eine Zwischenstufe bilden, welche die Reinheit der Erscheinungen trübt, übergehen wir sie vorerst. Der ländliche Bevölkerungsüberschuß wandert in die Städte, um dort sein

Brot zu verdienen. Teils tritt derselbe in gewerbliche Lehren ein, teils wendet er sich den Fabriken zu, teils sucht er sich Stellen als Ausläufer, Dienstboten u. dergl. Die meisten dieser Zuwanderer schließen sich also dem unteren Stand der Städte an (S. 112); nur eine ziemlich kleine Zahl besucht höhere Schulanstalten und wird gleich von dem Mittelstande oder von dem Stande der Studierten aufgenommen.

Daß die Einwanderer durch die vielseitige Anregung des Stadtlebens und durch die bessere Ernährung eine Steigerung ihres Seelenlebens erfahren, wurde S. 89 ff. bereits dargethan. Dort wurde auch gezeigt, daß die Steigerung nicht bloß die nützlichen, sondern auch die schädlichen, wilden, sinnlichen Triebe erfaßt. Daher kommt die von A. von Oettingen hervorgehobene „kolossale Kriminalbeteiligung" der Zugezogenen, wofür der genannte Moralstatistiker freilich nur ungenügende Ursachen anzugeben weiß. Daher kommt ferner die in den Städten unausrottbare Prostitution, die das flache Land nicht kennt. Jedes neueintreffende Individuum wird in der Stadt gewissermaßen einer Feuerprobe unterzogen. Die einen werden durch dieselbe geläutert und echt befunden: sie steigen auf der sozialen Stufenleiter empor. Die andern sind unbrauchbare Schlacken, welche weggeworfen werden. Sie finden sich unter dem Namen der städtischen Unholde, der Zuhälter, der Gewohnheitsverbrecher, der Straßenlungerer, kurz, sie bilden die unterste und elendeste Stufe des großstädtischen Proletariats.

Dies ist die erste und härteste Probe. Diejenigen, die sich in ihr bewährt haben, bringen ihre Kinder gewöhnlich wieder eine Stufe höher, in den besseren Gewerbestand oder in kleine Beamtenstellen, also in den Mittelstand (siehe die Begriffsbestimmung im vorigen Abschnitt) in unserem Sinne, da sie durch Fleiß und Häuslichkeit denselben meist den Besuch höherer Schulen und den Erwerb der Berechtigung zum einjährigen Dienst zu ermöglichen wissen.

In der dritten Generation gehen aus den Söhnen der Gewerbetreibenden und Kleinbeamten des Mittelstandes viele Studierte hervor; aber nicht alle Studierten haben diesen Ursprung, da die Söhne von Studierten mit Vorliebe wiederum einem gelehrten Berufe sich widmen.

In der Stadt Karlsruhe konnte ich annähernd berechnen, daß von den Einwanderern ungefähr 82 % dem unteren Stande angehören, von den Söhnen Eingewanderter nur noch 41 % und von den Enkeln Eingewanderter noch 40 %. Dem mittleren Stande gehörten von den Einwanderern

nur 14 % an, von ihren Söhnen schon 49 %, von ihren Enkeln nur noch 35 %. Die Verminderung rührt daher, daß eine steigende Zahl sich den studierten Berufsarten zuwendet. Unter den Einwanderern waren die Studierten nur mit 4 % vertreten, unter deren Söhnen mit 10 %, unter deren Enkeln aber mit 25 %. Diese Ziffern, die sich in andern Städten etwas abweichend gestalten können, geben doch eine ziemlich deutliche Anschauung des Vorrückens, wie es von einer Generation zur andern in die höheren Stände erfolgt.

Natürlich geht das Vorrücken nicht ohne Auslese von statten. Wir verzeichnen hier die Glücklichen, die Erfolg gehabt haben; daneben giebt es aber auch Unglückliche, deren Befähigung entweder nicht ausreichend war, oder die durch Charakterfehler zum Scheitern gebracht wurden. Die günstigen Lebens- und Ernährungsverhältnisse der höheren Stände schaffen nicht bloß Gutes, sie verführen manche Individuen zur Weichlichkeit, zur Schlemmerei, bisweilen auch zum Verbrechen. Doch fallen naturgemäß bei der zweiten und dritten Siebung verhältnismäßig weniger Körner durch die Maschen, als bei der ersten. Bei der Versetzung der Landleute in die städtischen Lebensbedingungen ist die Zahl der Opfer am größten. Hier geht es meist stürmisch zu, bis die Sonderung vollzogen ist. Aber auf den höheren Stufen erregen vorkommende Ausschreitungen mehr Aufsehen und dadurch die unrichtige Vorstellung, als wären diese Stände sittlich entartet. Dem ist nicht so, aber was bei ihnen schon eine grobe Ungehörigkeit ist, die den Thäter durch gesellschaftliche Verfehmung aus dem höheren Stande ausschließt, das sieht der Proletarier als sein gutes Recht an, dessen Ausübung er sich von niemandem verkümmern läßt. In letzter Instanz macht er die „Gesellschaft" dafür verantwortlich, daß er individuell so und nicht anders geartet ist, entsprechend der herrschenden falschen Lehre.

Dem Bevölkerungsstrom vom Lande nach den Städten wirkt kein Rückstrom entgegen; zum Glücke, wie wir sehen werden. Die Wegziehenden begeben sich teils in andere Städte, um dort ihr Heil zu suchen, teils sind es Bauhandwerker und ähnliche zeitweise unbeschäftigte Arbeiter, die des billigeren Lebens wegen Vororte aufsuchen, um bei Wiederbeginn der Arbeit in die Stadt zurückzugehen. Als Landarbeiter wird man keine erhebliche Zahl dieser Abgeschriebenen wiederfinden.

Durch das fortwährende Zuströmen der Bevölkerung und durch das geschilderte Aufsteigen der Einwanderer in die höheren Berufsarten müßte in den letzteren eine wachsende

Ueberfüllung entstehen, wenn nicht auf einem anderen Wege wieder eine Abnahme einträte.

Die Macht, die in den höheren Ständen Raum schafft für die Nachschübe von unten, ist der Tod. Wir haben bereits gesehen, daß der hohe Adel fortwährend durch Aussterben ganzer Familien heimgesucht wird, und das Gleiche kann von allen sozial bevorzugten Familien gesagt werden. Teils sind es die Schädlichkeiten der sitzenden Lebensweise, teils die Folgen der Ueberanstrengung des Nervensystems, teils aber auch soziale Rücksichten, späte Heiraten und Beschränkung der Kinderzahl, die das Erlöschen der Familien herbeiführen. Ueber letzteren Punkt vergleiche H. E. Ziegler in der mehrerwähnten Schrift „Die Naturwissenschaft und die Darwinsche Theorie", S. 128 ff.

Hansen hat aus der Thatsache, daß die Bevölkerung der Städte, sowohl der mittleren als der großen, zur kleineren Hälfte aus Eingeborenen und zur größeren aus Zugezogenen besteht, die Folgerung abgeleitet, daß die Einwohnerschaft der Städte sich innerhalb zweier Menschenalter erneuere. Dabei blieben die Wanderungen von einer Stadt zur andern unberücksichtigt. Trägt man dem gegenseitigen Bevölkerungsaustausch der Städte Rechnung, so dürfte man zu einer Erneuerung der städtischen Bevölkerungen in durchschnittlich drei bis vier Generationen gelangen. Natürlich wird man immer einzelne Familien namhaft machen können, die sich länger als vier Menschenalter in einer Stadt behauptet haben, um aber den Durchschnitt zu finden, muß man auch die zahlreichen jungen Leute in Rechnung ziehen, die vom Lande kommend, dem Stadtleben rasch erliegen, ohne zur Familiengründung gelangt zu sein, und ferner alle die Familien, deren Nachkommenschaft schon in der ersten, zweiten und beziehungsweise dritten Generation ausgeht. Ich glaube, dies ist weitaus die Mehrzahl, und der Durchschnitt mit drei, höchstens vier Generationen ist nicht zu niedrig gegriffen. Ein Gleichnis aus einem andern Erfahrungsgebiet möge obiges versinnlichen: das Vorkommen eines riesenhaften Wehrpflichtigen von 2 m und mehr ändert nichts daran, daß der Gesamtdurchschnitt der Größe etwa 1,65 m ist.

Am stärksten ist das Aussterben im Gelehrten- und Mittelstande, aber selbst unter den städtischen Proletariern räumen allerlei Schädlichkeiten auf, wenn schon nicht in dem gleichen Grade; offenbar hat man zu unterscheiden zwischen allgemeinen Ursachen, die sämtliche Stände, und be-

sonderen Ursachen, die vorzugsweise einzelne Stände treffen. Die meisten Städte scheinen nur durch den Zuzug vom Land zu wachsen, nicht durch die Fortpflanzung ihrer Bevölkerung. In einigen Fällen (z. B. für Leipzig) ist eine Vermehrung des unteren Standes der Fabrikarbeiter sozusagen „aus eigener Kraft" dargethan; es ist jedoch wahrscheinlich, daß diese Vermehrung hauptsächlich von der Fruchtbarkeit der Eingewanderten herrührt, und daraus wäre zu schließen, daß auch bei den Fabrikarbeitern in den folgenden Geschlechtern die Kinderzahl abnimmt. Hier kann weder die hohe Ausbildung des Geistes, noch die Rücksichtnahme auf die soziale Lage verantwortlich gemacht werden. Die Frage scheint mir noch nicht genügend studiert zu sein, doch läßt sich im allgemeinen vermuten, daß die unnatürliche Lebensweise und die durch mannigfache Verkettungen von Umständen eintretende Entartung der Familientriebe die Haupturſachen sind. Das Familienleben der Arbeiter leidet nicht bloß durch die engen Wohnungen not, die man gern allein dafür verantwortlich macht, sondern es ließe sich eine große Reihe von Ursachen anführen, die in der gleichen Richtung wirken. Darunter ist eine der wichtigsten, daß die Männer nach des Tages Arbeit der Reizmittel zu bedürfen glauben, die ihnen nur alkoholisches Getränk bieten kann, und daß infolge ihres Wirtshausbesuches die häuslichen Verhältnisse sich immer weniger anziehend gestalten. Bei den heranwachsenden Kindern äußert sich das nämliche Bedürfnis nach Nervenreizen; kaum haben sie eigenen hinreichenden Verdienst, so pflegen sie dem Elternhaus zu entlaufen, um ihren Lohn nicht abgeben zu müssen, den sie lieber auf eine ihnen zusagende Weise vergeuden.

Der Schwund der Familientriebe mindert in sehr fühlbarem Grade die Aussichten auf eine an Leib und Seele gesunde Nachkommenschaft. Mit demselben hängen zusammen die Schwächung der Konstitution durch Ausschweifungen und die Ansteckung mit bösen Krankheiten, die teils als Siechtum auf die Kinder übertragen werden, teils Unfruchtbarkeit im Gefolge haben. Die Abweichung von der Norm wird auf diesem Gebiet immer durch Ueberernährung, Sinnenreiz und Mangel an gesunder Bewegung eingeleitet; Mißbräuche, die auf dem Lande, von einzelnen Einschleppungsherden abgesehen, kaum zu finden sind, sickern in den Städten durch die begünstigenden Umstände in um so jüngere Altersklassen hinab, je größer die Städte selbst sind. Kein Stand bleibt von ihnen ganz frei.

Als weitere Ursachen des Aussterbens treten hinzu die Skrophulose und die Lungenschwindsucht. A. Reibmayr weist in seinem sehr lesenswerten Buche über „die Ehe Tuberkuloser und ihre Folgen“ darauf hin, daß die Städter weit mehr dieser Krankheitsform ausgesetzt sind, als das Landvolk, und er erklärt dies durch die Thatsache, daß die Einwanderer eine größere Empfänglichkeit mitbringen. Ihm zufolge stellen die Einwanderer im Durchschnitt eine Auslese der Schwächlicheren dar, die für den Bauernberuf untauglich sind und deswegen mittels des Bevölkerungsstromes abgeschoben werden. Daher kommt es, daß die unteren Stände der Städte mehr diesen Krankheitsformen unterliegen als die Landleute, zumal auch die Gelegenheiten zur Ansteckung in den Städten zahlreicher sind. Die höheren Stände werden dagegen seltener heimgesucht, weil sie durch mehrere Generationen gesiebt und ausgelesen wurden. In Uebereinstimmung mit Oesterlen meint Reibmayr, daß dies weniger mit der Wohnung und dem Wohlstand zusammenhängt, ja, wahrscheinlich die Armen, wenn sie in Palästen wohnten, ebenso von der Tuberkulose heimgesucht würden, wie in ihren elenden Wohnungen.

Im ganzen ergiebt sich, daß die unteren Stände zwar die stärkeren nachteiligen Einflüsse zu erleiden haben, daß aber trotzdem ihre größere Kinderzahl einen Ausgleich bringt, während bei den höheren Ständen die sozialen Umstände auf eine geringere Zahl der Nachkommen hinwirken, was zuletzt der entscheidende Faktor ist.

Die Geißeln der Städte, die hauptsächlich die unteren Stände verfolgen, sind die folgenden: Schwinden der Familientriebe, geschlechtliche Ausschweifungen, Ansteckungen, Uebermaß geistiger Getränke, Skrophulose und Lungenschwindsucht. Es bleibt darum der Zukunft vorbehalten, näher festzustellen, ob eine städtische Fabrikbevölkerung imstande ist, sich in mehreren Generationen durch Fortpflanzung zu vermehren, oder ob sie dazu der Zuwanderung von außen bedarf. (Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Und sie verzehren sie doch!“ in „Das Land“ Nr. 17 und 18 von 1895.)

Nur da, wo die Fabrikarbeiter auf dem Lande wohnen und in Berührung mit der stärkenden Erde bleiben, dagegen den Versuchungen des Stadtlebens mehr entrückt sind, ist es glaubhaft, daß eine erhebliche Vermehrung eintritt, ähnlich wie bei den Bauern, und die Statistik von Fabrikdörfern läßt sogar häufig eine überlegene Fruchtbarkeit bei den Arbeitern erkennen, die nicht aus sozialen Rücksichten eine gewisse Zurück-

haltung üben, während diese doch einigermaßen von den Bauern beobachtet wird.

So hatten im Jahr 1890 die bei Mannheim gelegenen, von Fabrikarbeitern bewohnten großen Dörfer Käferthal 44,8 Geburten auf 1000 Einwohner, Neckarau 43,9, ferner Brötzingen bei Pforzheim 50,0, gegen einen Durchschnitt des Großherzogtums Baden von 32,0. Die industriellen Städte Mannheim und Pforzheim, welche natürlich nicht ausschließlich von Fabrikarbeitern bewohnt werden, hatten 37,3 und 32,4. Der hohen Geburtsziffer steht, wie überall, eine ziemlich hohe Sterblichkeit, besonders der Kinder gegenüber, so in Käferthal 24,5 auf 1000 Einwohner, in Neckarau 26,1, in Brötzingen 26,4 gegen 23,2 in der Stadt Mannheim, 23,0 in der Stadt Pforzheim und 23,9 im ganzen Großherzogtum. Mehr geboren als gestorben waren demnach in Käferthal 20,3 auf 1000, Neckarau 17,8, Brötzingen 23,6, Stadt Mannheim 14,1, Stadt Pforzheim 9,4, Landesdurchschnitt 8,1.

Kurz wiederholt: Das Land ist verteilt, und unsere Landwirtschaft kann keinen jährlichen Bevölkerungszuwachs von etwa 8 auf 1000 ernähren; es ist sogar zu erwarten, daß die ländliche Bevölkerung durch die Einführung landwirtschaftlicher Maschinen eher ab- als zunehmen wird. Der Ueberschuß wandert in die Städte und wird dort der eingehend geschilderten Auslese unterzogen. Die tüchtig befundenen Individuen bezw. ihre Nachkommen steigen im Laufe von zwei Generationen auf höhere soziale Stufen, die schlechten werden durch Liederlichkeit, Elend und gerichtliche Strafen aufgerieben, und das Mittelgut füllt dauernd die Reihen der unteren Stände. Es kann dahin gestellt bleiben, ob das Proletariat sich im ganzen nicht bloß durch Zuzug, sondern auch durch seine Fruchtbarkeit vermehrt: jedenfalls aber ist die Fruchtbarkeit bei den ersten städtischen Einwanderern größer als bei den folgenden Generationen. Die meisten Familien der höheren Stände verfallen ganz zweifellos dem Aussterben infolge der auf sie einwirkenden gesundheitswidrigen und sozialen Faktoren.

Von einigen Gelehrten wird neuerdings statistisch zu beweisen gesucht, daß die in den Städten vorgenommenen Kanalbauten, Wasserleitungen, Verbesserungen der Wohnungsverhältnisse einen so günstigen Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse der Einwohnerschaft geübt haben, daß diese nun durch Geburtenüberschuß sich vermehre. Ich will mich hier auf eine nähere Erörterung nicht einlassen, da die Frage für meine Gesellschaftstheorie nur eine untergeordnete Bedeutung

hat. Wenn alle, auch die am längsten ansässigen Generationen der Städte einen Geburtenüberschuß liefern, so wachsen die Einwohnerzahlen nur etwas rascher als sonst. Doch möchte ich auf die Thatsache hinweisen, daß die Statistik sich auf die Städte im allgemeinen bezieht. Für die höheren Stände ergiebt sich daraus noch keine Schlußfolgerung. Die Verbesserungen der städtischen Gesundheitspflege beseitigen die sozialen Schädlichkeiten nicht, denen besonderes die höheren Stände ausgesetzt sind. Ein Jurist z. B. hat erst mit 22 bis 24 Jahren ausstudiert, ein Ingenieur mit 24 bis 26 Jahren, und dann müssen diese sich eine Stellung erringen, ehe sie eine Familie gründen können, während unsere Arbeiter mit 20 bis 24 Jahren schon heiraten und somit einen bedeutenden Vorsprung für die Vermehrung haben. Jedenfalls ist die verhältnismäßige Vermehrung in den höheren Ständen bei uns eine geringere als in den unteren. Dies wirkt dahin, das Zahlenverhältnis der Stände auszugleichen (vergl. die Fußnote S. 10), da sonst durch das Aufsteigen eine viel bedeutendere Anhäufung in den höheren Ständen eintreten müßte, als wirklich vorhanden ist. Eine ganze Reihe von Familien in den höheren Ständen stirbt thatsächlich innerhalb weniger Generationen aus, und darum sind die Nachschübe von unten durchaus notwendig, um Ersatz zu schaffen. Daß Ausfall und Ersatz sich immer genau entsprechen, wird niemand erwarten, denn die Ursachen des einen und des andern sind ganz verschieden und voneinander unabhängig. Daher kann bald Mangel an tüchtigen gebildeten Kräften, bald Ueberfluß entstehen; auch der augenblickliche Bedarf je nach dem günstigeren oder ungünstigeren Gang der Geschäfte spricht dabei ein Wort mit.

Mit dem Beweis, daß die Städte einen eigenen Geburtenüberschuß erzielen, ist daher noch gar nichts gethan. Manche Gelehrte sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht. Man braucht sich nur die Frage zu stellen: Wenn alle sozialen Klassen sich gleichmäßig vermehrten, und dabei ein lebhaftes Aufsteigen begabter Individuen in die höheren Stände stattfindet, wie müßten dann letztere seit langer Zeit schon überfüllt sein! Wo sind aber alle die aufgestiegenen Familien? Antwort: die meisten sind nach einigen Geschlechterfolgen wieder verschwunden!

Man ersieht hieraus die große Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft, eine Frage, der ich 1894 eine besondere kleine Schrift gewidmet habe. Der

Bauernstand hat für den Ersatz aller übrigen Stände auf zukommen, die sich nicht selbst erhalten können. Er allein erfreut sich völlig zuträglicher Lebensbedingungen, die ihm gestatten, nicht nur selbst kräftig zu bleiben, sondern auch eine gesunde, ausdauernde und bildungsfähige Nachkommenschaft zu erzielen.

## 29. Das Aussterben der höheren Stände insbesondere.

Die Nachschübe von unten, in letzter Linie vom Bauernstande, und das Aussterben in den oberen Regionen stehen in naher Wechselbeziehung im sozialen Körper. Ein allzu rasches Hinwelken in den höheren Ständen wäre ein großes Uebel. Es thäte nicht gut, wenn die leitenden Klassen sich so rasch von unten ergänzen müßten, daß sie zum größten Teile aus Neulingen bestünden. Eine gewisse Ueberlieferung muß fortleben, es muß stets ein alter Stamm vorhanden sein, der ein paar Generationen der Bildung und Erfahrung hinter sich hat, und an den sich die neuen Elemente anlehnen können, sonst leidet der ganze Stand und damit die Gesellschaft not. Hieraus ergiebt sich die große Wichtigkeit der Erforschung der Ursachen, die das Aussterben der Familien in den höheren Ständen herbeiführen.

Warum sterben die höheren Stände fortwährend aus? Diese Frage wird wohl jedem zu denken geben. Es ist schon angeführt worden, daß sie den Schädlichkeiten erliegen, die mit der einseitigen geistigen Ausbildung und der sitzenden Lebensweise verbunden sind. Aber ließen sich nicht hygienische Maßregeln ersinnen, welche die Schädlichkeiten abwendeten und den Familien der höheren Stände ein längeres Dasein ermöglichten?

Am wirksamsten wäre eine Wiederannäherung der Lebensweise des Kulturmenschen an die ursprüngliche des Jägers oder Ackerbauers, aber dazu ist wenig Aussicht vorhanden: nicht einmal die Notbehelfe des Turnens, Hantelns, „Schreberns", „Kneippens" oder eigentlicher Sportsübungen haben eine nennenswerte Ausdehnung in den höher gebildeten Kreisen gefunden, teils weil man sich beinahe schämt, seinem Körper soviel Zeit zu widmen, teils weil man einfach keine Zeit hat. Indessen soll man der Zukunft nicht vorgreifen, und darum will ich nicht behaupten, daß andere Maßregeln undenkbar wären. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, wird man mit der Zeit, wenn einmal die Ueberzeugung von der Schädlichkeit der einseitigen geistigen Tränierung der höheren Stände durchgedrungen ist, Mittel zur

Abhilfe anwenden. Aber was wird die Folge sein? Wie man stets bei zunehmendem Einkommen mehr ausgiebt, so wird man die Verbesserung in der Lebenslage nur dazu benutzen, die Anstrengung des Geistes noch höher zu treiben, und dann halten die nämlichen Schädlichkeiten, die man soeben beseitigt hat, auf Umwegen wiederum ihren Einzug. In der Regel beachtet man diese auf die höheren Stände einwirkende Schädlichkeit zu wenig. Man bemitleidet den Fabrikarbeiter, der sich häufig über seine Kräfte anstrengen muß, und übersieht den schneidigen Kampf ums Dasein, in dem der Gebildete und höher Begabte steht. „Du hast Talent", das heißt soviel als: „Du mußt alle Fasern Deines Geistes bis nahe zum Abreißen anspannen und darfst auf keine Schonung rechnen, auch wenn Du erschöpft zusammensinkst." Dies gilt allgemein für selbstverständlich.

Ich möchte den Leser zu der Erkenntnis führen, daß die geistige Ausbildung der höheren Klassen durch die Ansprüche des Gesellschaftslebens jederzeit bis zu dem Grade gesteigert wird, wo ihre Nachteile für das Individuum in die Augen springen. Eine Zerstörung der Familien nach Umfluß mehrerer Generationen ist ein Unglück, das wegen seiner Entfernung nicht deutlich wahrgenommen und darum nicht berücksichtigt wird, während die das Individuum unmittelbar treffenden Uebel eher zu einer gewissen Zurückhaltung in der geistigen Anstrengung mahnen. Wird die zulässige Grenze hinausgerückt, so wächst die Anstrengung sofort nach. Man stelle sich vor, daß wir durch irgend welche Vorkehrungen mit einemmale imstande wären, die Schädlichkeiten des höheren Berufslebens viel besser zu ertragen; würden wir uns dabei beruhigen? Mit nichten; wir würden uns nur desto größere Leistungen zumuten. Die Anforderungen an die berufliche und außerberufliche Thätigkeit würden vermehrt werden und dann wäre es wie vorher.

Ich kann dies durch ein Beispiel aus meiner Erfahrung bekräftigen. Ein mir bekannter Herr mit ausgedehnter Korrespondenz, der den ganzen Tag die Feder handhabte, schaffte sich vor einigen Jahren eine Schreibmaschine an, um Zeit zu ersparen für seine Erholung. Anfangs schien es, als werde der Zweck erfüllt; der Herr war viel rascher mit seiner Arbeit fertig und freute sich nicht wenig der gewonnenen Muße. Binnen kurzem aber schrieb er wieder den ganzen Tag, nur mehr als früher: seine Korrespondenz hatte sich der Leistungsfähigkeit der Schreibmaschine entsprechend ausgedehnt.

Ebenso würde es mit den Anforderungen an die jungen Studierenden in unseren Gymnasien ergehen. Gesetzt, man fände Mittel und Wege, um die schlimmen Folgen der sogenannten „Ueberbürdung" zu beseitigen; was würde geschehen? Die Erfahrung läßt es vermuten. Wir bewegen uns durch Probieren und Tasten stets an der Grenze herum, an der die Schädlichkeiten für die Schüler sichtbar werden. Bald entsteht eine Bewegung unter den Eltern, die für ihre Söhne Erleichterungen wünschen, und diesem Verlangen wird, wenn es eine gewisse Stärke erreicht hat, auch entsprochen, indem die Schulbehörden den Stundenplan etwas beschränken. Sobald es stille geworden, findet man es aber unverantwortlich, daß dieses oder jenes Fach vernachlässigt ist, und dann kommt wieder Neues hinzu. Hat man doch in den alten Lehrplan der Gymnasien eine ganze Menge moderner Wissenschaft hineingepfropft, ohne die Studienzeit im ganzen zu verlängern. Man glaubt die Anstrengung so bemessen zu haben, daß sie bloß an die schlimmen Folgen hinstreift; wenn dies geschieht, ist man aber unwissentlich schon mitten in den schlimmen Folgen drin, die nur erst später an den Schülern hervortreten. Die vielbeklagte Nervosität des Jahrhunderts, die Zunahme der Geisteskrankheiten und anderer Entartungserscheinungen sind unvermeidliche Uebel. Wir wollen es gar nicht wesentlich anders haben. Vgl. die Ausführungen neuerer Physiologen und Nervenärzte, wie Preyer, Erb, Kraepelin u. a.

Jene Uebel treffen aber auch nur die höheren Stände, die sich geistig bis aufs Aeußerste anstrengen müssen, um ihren immer schwieriger werdenden Aufgaben genügend nachzukommen. Die Masse des Volkes, namentlich die der Bauern, bleibt davon unberührt. Wir müssen uns immer gegenwärtig halten, daß die eigentlichen Träger der höheren Kultur mit ihren Licht- und Schattenseiten nur die obere dünne Spitze der Gesellschaftspyramide darstellen, während das breite Mittelstück ganz andere Aufgaben in der Gesellschaft zu erfüllen hat und auch erfüllt. Vieles, was in den Zeitungen großen Lärm verursacht, wie z. B. die wichtigen Abhandlungen über Realismus und Idealismus in der Kunst, über Freilicht und Helldunkel, über psychologische Probleme der modernen „Entartungsdichter" u. s. w., beschäftigt nur eine kleine Minderheit, die sich aber als „Publikum" an die Stelle der Gesamtheit setzt; die unteren Schichten kümmern sich darum gar nicht. Daß letzteres so ist, müssen wir als ein Glück betrachten, denn was sollte aus der Menschheit werden, wenn die Bauern auch anfingen, sich für

solche „Zeitfragen“ zu interessieren? Die Vorstellung eines „ganzen gebildeten Volkes“, welches an „der Erörterung aller Tagesfragen regen Anteil nimmt“, ist eine Wahnvorstellung, die sich niemals verwirklichen wird. Ein solches Volk waren auch die gepriesenen Hellenen nicht, bei denen die Verfeinerung der höheren Klassen auf der Sklaverei der unteren beruhte. Ein regelmäßiger Nachschub für die naturgemäßen Abgänge der Oberen fand bei ihnen nicht statt; nur wenn außergewöhnliche Lücken entstanden waren, entschloß man sich, das Unvermeidliche zu thun, wie man in Athen nach der Schlacht von Chäronäa 20 000 Metöken und sogar Sklaven zu Eupatriden erhob und in Rom nach der Schlacht von Cannä den zusammengeschmolzenen Senat durch Ernennung von 177 Plebejern wieder auf die verfassungsmäßige Zahl von 300 Köpfen brachte. Solche plötzliche und willkürliche Standeserhöhungen boten keine Gewähr für eine richtige Auswahl, und sie drückten daher die durchschnittliche Begabung der obersten Klasse herunter. Nicht durch Feindes Schwert, sondern durch das Aussterben der herrschenden Arier sind Hellas und Rom dem Untergange verfallen.

Wir sehen aus diesen Beispielen, wie wichtig für die Gesellschaft einerseits die möglichste Erhaltung der gebildeten Familien, anderseits das organisierte Vorrücken begabter Individuen aus den unteren Ständen in die oberen ist. Den ersten Teil der Thätigkeit, den erhaltenden, hat man im Altertume so wenig verstanden, wie in der Neuzeit. Wie damals der Kriegsdienst hauptsächlich den „Bürgern“ oblag und diese massenhaft vernichtete, während das dienende Volk sich ungehemmt vermehren konnte, so lädt man heute alle Lasten und Mühen des Gesellschaftslebens mit Vorliebe auf die gebildeten und besitzenden Stände. Sie sollen überall für das Ganze aufkommen, nicht bloß durch ihre unmittelbare Arbeit im Dienste der Gesellschaft, sondern auch durch Entrichtung der notwendigen Steuern und eines großen Teiles der Soziallasten für die arbeitende Klasse. Bald wird man einsehen müssen, daß es der Bürden genug sind, und daß billigerweise die Massen den größten Teil des materiellen Staats- und Gemeindeaufwandes zu tragen haben, was natürlich nicht durch direkte, sondern nur durch indirekte Steuern geschehen kann.

Auch die Organisation des regelmäßigen Vorrückens hat zu ihrer Ausarbeitung lange gebraucht. In Rom kam man weiter als in Griechenland, wenigstens in der Kaiserzeit, wo die Adoption eine gewisse Rolle spielte. Die Annahme

begabter Menschen an Kindesstatt bot einen nicht unzweckmäßigen Ersatz für die geringe Fruchtbarkeit der höheren Stände. Jedenfalls wurde von den Adoptierenden eine überlegte Auswahl getroffen. Ganze Reihen von Kaisern sind nicht die leiblichen, sondern nur die angenommenen Söhne ihrer Vorgänger; und H. Schiller bezeugt in seiner „Geschichte der römischen Kaiserzeit", daß die Herrscher, die kraft der Adoption den Thron bestiegen, die besten gewesen seien. Wie verwickelt ist aber gegen dieses einfache Auskunftsmittel der Apparat, der in unseren Tagen das Aufsteigen regelt! Dasselbe ist sozusagen von der Willkür unabhängiger gemacht und, abgesehen von den Einflüssen des Zufalles, ganz in die eigene Tüchtigkeit des Individuums verlegt. Betrachten wir die Sache beim rechten Lichte, so müssen wir eingestehen, daß unsere Einrichtungen nicht von irgend einem überlegenen Geiste vorgeschlagen und eingeführt, sondern ganz allmählich und den Menschen selbst unbewußt „geworden" sind.

Die zweckentsprechende Thätigkeit der Gesellschaftsmaschine hat zur Voraussetzung, daß von unten auch wirklich immer das nötige Material für die Nachschübe geliefert wird. Sollte der Stoff ausgehen, dann würde die beste Organisation der Maschine selbst nichts helfen. Hieraus erhellt, wie wichtig der Geburtenüberschuß bei den Bauern ist. Dem Aussterben der höheren Stände muß die Fruchtbarkeit des Urstandes die Wage halten. Wie sich in den oberen Regionen die Menschen bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit zur geistigen Ausbildung drängen und daran zu Grunde gehen, so drängen sie sich in den unteren bis an die äußerste Grenze der Vermehrung. So lange die Möglichkeit gedacht werden kann, daß noch ein weiterer Mund zu essen findet, hört die Fortpflanzung nicht auf. Dadurch wird die „soziale" Frage im gewöhnlichen Sinne unlösbar gemacht, aber die „soziale Frage" im höheren Sinne wird durch diese starke Produktion erst wahrhaft gelöst, nämlich die Erneuerung der leitenden Gesellschaftsklassen durch Zufuhr frischen Blutes und strenge Auslese. Vgl. S. 33.

Eine erhebliche Verminderung der Geburtenzahl gehört zu den bedenklichsten Erscheinungen, die bei einem Volke auftreten können. Die Abnahme der Fruchtbarkeit ist nicht bloß an sich ein Zeichen des Alterns und des Kräftenachlasses, sondern sie beschränkt die Auswahl für die Nachschübe, beeinträchtigt also die Qualität, und zuletzt wird auch die nötige Quantität nicht mehr erreicht. Daß Frankreich seine ständige Geburtenabnahme nicht bald auch an der geringeren Beschaffen-

heit seiner leitenden Stände bemerken werde, ist schwer anzunehmen; vielleicht würde sich eine beginnende Qualitätsverschlechterung jetzt schon nachweisen lassen. Das häufige Auftreten nichtfranzösischer Namen in den höheren Kreisen und namentlich die große Beteiligung des Judentums an deren Zusammensetzung würde ebenfalls auf die fragliche Ursache zurückzuführen sein.

Wo Stämme europäischer Abkunft unter dunkelfarbigen Rassen als Herrscher lebten, wie in Indien die eingewanderten Arier, da war die Möglichkeit gleichwertiger Nachschübe vollkommen ausgeschlossen. Zur Erhaltung ihrer seelischen und körperlichen Vorzüge blieb den Weißen nichts andres übrig, als sich gegen das Eindringen farbiger Elemente zu verwahren. Die Stände versteinerten zu Kasten, die durch unübersteigliche Schranken getrennt waren. Durch unübersteigliche: was der Mensch so nennt! Die Liebe überspringt alle Hindernisse. Längst ist das arische Volk in Indien und Mittelasien ausgestorben, aber die Kasten bestehen noch, obschon selbst in den höchsten derselben die arischen Merkmale kaum mehr nachweisbar sind, wie dies aus Risleys und Uifalvys gründlichen Untersuchungen hervorgeht. Das unausbleibliche Hinwelken der weißen Menschen in Indien, das an den eingewanderten englischen Familien ebenfalls beobachtet wird, läßt darauf schließen, daß die asiatische Herkunft der Arier nichts ist als ein Märchen.

Einzig und allein der in dem rauhen Klima Nordeuropas unter Jagd, Krieg und ritterlichen Uebungen aufgewachsene Mensch bietet die Anlagen, welche die Zierde der Arier ausmachen, nämlich Kraft, Energie, Tapferkeit, Selbstgefühl, Wahrhaftigkeit, Mitleid mit Schwachen und echte Menschlichkeit, und darum haben wir die Urheimat der Arier in Nordeuropa zu suchen, wo auch heute noch der germanische Typus blüht. In Schweden, Norwegen, Dänemark herrscht Langköpfigkeit, Blauäugigkeit und Blondhaarigkeit bis zu fast völliger Rassereinheit vor. In günstige Klimate versetzt, mußten solche Stämme die herrlichsten Früchte zeitigen, ehe sie schließlich den Schädlichkeiten erlagen. Unsere Landwirte beziehen ihre jungen Obstbäume grundsätzlich aus einer Baumschule in einer Gegend mit möglichst rauhem Klima, weil sie wissen, daß ein in milderem Klima erzogenes Bäumchen wenig taugt und durch die Versetzung nur verliert, während ein an harte Lebensbedingungen gewöhntes nicht nur den Unbilden Trotz bietet, sondern sich unter dem Einflusse eines milderen Himmelsstriches durch die Hervorbringung reichlicher und schmackhafter Früchte auszeichnet.

Wir besitzen allerdings, wie schon S. 106 erwähnt wurde, in Deutschland einen aus Asien eingewanderten Volksbestandteil, aber dieser ist nicht der blonde langköpfige, sondern der dunkle rundköpfige. Aus der Thatsache, daß der Verbreitungsmittelpunkt dieser dunkeln Rundköpfe heute noch Asien ist, kann man wohl folgern, daß von dorther eine Einwanderung stattgefunden hat, und zwar geschah sie wahrscheinlich in mehreren, schon in der Vorgeschichte beginnenden Völkerzügen. Eine eingehendere Begründung dieses Satzes würde zu weit führen. Die Thatsache als richtig angenommen, können wir leicht verstehen, wie die Germanen die körperlich und seelisch anders gearteten Fremden zu ihren Unterthanen machten und Anfangs die Ehegemeinschaft mit ihnen mieden, bis sie in der auf S. 107 angegebenen Weise mit ihnen zusammenflossen und die heutigen „Deutschen" erzeugten.

Ein drittes Volkselement, die Juden, lebt noch heute in der Absonderung unter uns. „Heil und Heimat der Semiten ist die Wüste, der Germanen Wald und Berg, der Turanier die Steppe", sagt A. Peez in seinem „Europa aus der Vogelperspektive". Dieser Ursprung geht den Völkern und sogar ihren Mischlingen heute noch nach, denn die an tausendjährige Umgebung und Lebensweise angepaßten Seelenanlagen werden auch unter geänderten Umständen durch viele Generationen vererbt, bis sie allmählich erlöschen. Die Umstände machen es erklärlich, daß die sozialen oder altruistischen Triebe bei den Ariern am vollkommensten ausgebildet wurden, und wenn der Leser dies recht beherzigt, wird er das S. 8 und S. 106 über die Rassenanlagen und über die Vermischung derselben bei den Kreuzungen Gesagte erst ganz verstehen können.

Schon vor beinahe 50 Jahren hat der französische Diplomat und Schriftsteller Graf Gobineau ein merkwürdiges Buch über die Ungleichheit der Menschenrassen verfaßt, in dem er die Arier als die Kulturträger aller Zeiten und aller Länder bezeichnete und den Niedergang der Völker dem Aussterben des arischen Blutes zuschrieb. Das Buch ist damals, weil es der Zeit vorauseilte, nicht gewürdigt worden. Erst in unseren Tagen haben de Lapouge und andere den gleichen Gedanken gefaßt, ohne von dem verschollenen Gobineau etwas zu wissen, und nun ist das Werk des letzteren wieder auferstanden, um die Bewunderung aller Fachmänner zu finden. Es besteht eine deutsche Uebersetzung von Prof. Dr. Schemann, die des großen Bahnbrechers in jeder Hinsicht würdig ist. Auch Prof. Seeck in seiner „Geschichte des Unterganges der antiken Welt" verfolgt die Ereignisse vom Standpunkt der natür-

lichen Auslese, allerdings ohne auf die Rassenunterschiede näher einzugehen.

Hier müssen wir uns begnügen, einige geschichtliche Darlegungen von de Lapouge in seinen „Sélections sociales“ über das Leben und Sterben der Völker anzuführen, um dem Leser eine Probe dieser Betrachtungsweise zu geben:

„Eine Handvoll arischer Menschen von mächtiger Begabung kam nach Griechenland, und dies genügte, um dort die glänzendste Kultur zu entwickeln, die das Altertum kennt. Diese Rasse erschöpfte sich in kurzer Zeit. Griechenland, das der Riesenmacht Persiens widerstanden hatte, schleppte sich von den Füßen der Macedonier zu denen der Römer und zu denen der Türken. Ein Griechenland giebt es heute noch, Boden und Lage haben sich nicht verändert, man spricht griechisch, aber da die Sprache nicht die Gedanken macht, bringt Griechenland wohl noch Kaufleute, Bankiers, Seefahrer, Advokaten und besonders Politiker hervor, aber keine großen Männer mehr. In der Bewegung unseres Jahrhunderts hat es keine bedeutendere Rolle gespielt, als irgend ein untergeordnetes barbarisches Völkchen, und man wüßte aus ihm keinen berühmten Namen zu nennen, nicht einmal den einer Mittelmäßigkeit. Könnten aber die Griechen der klassischen Epoche wieder aufleben, in weniger als hundert Jahren wäre der Brennpunkt der Kultur in die Umgebung der Akropolis zurückgekehrt!

„Das kleine römische Volk hat sich in einem engen Rahmen entwickelt. Hätte es seine Heimat am Golf von Neapel gehabt, so würde man nicht verfehlen, die für die Beherrschung der mittelländischen Welt vorbestimmte geographische Lage anzuführen. Von den schlammigen Ufern des Tiberflusses ausgehend, hat es nichtsdestoweniger seine Herrschaft ins Unermeßliche erweitert, weil es von Ariern beherrscht war.

„Die geschichtlichen Ereignisse der ältesten Zeit waren dazu angethan, ein im Entstehen begriffenes Volk umzubringen. Daß Rom die Gefahren der drei oder vier ersten Jahrhunderte seiner Geschichte überlebte, wenn auch ohne höher zu steigen, das ist schon beinahe unglaublich. Bis zur Niederlage Hannibals ist nie ein halbes Jahrhundert verflossen, ohne daß Rom knapp am Untergange vorbeikam.

„Hätte es einige Jahrhunderte später noch Leute des damaligen Schlages gegeben, und hätten sie mit ihrem Namen auch ihr Blut den Römern des Kaiserreichs vererbt, so würde wahrscheinlich der große Vorstoß der Barbaren keine Spuren in der Geschichte zurückgelassen haben. Die Germanen sahen

vor sich nur noch die Ueberbleibsel der Spanier, Gallier, Italiker, Orientalen und Afrikaner, umhüllt mit dem Namen von Römern, aber herabgekommen durch die rückschrittliche Auslese, außer stande, ihr Gebiet zu behaupten, und glücklich, die verwüsteten Länder mit Stämmen zu bevölkern, deren Tapferkeit zur Verteidigung des gemeinsamen Besitzes dienen konnte. Die Nachkommenschaft der Helden war in der griechisch-römischen Welt untergegangen, als die Barbaren auftraten, und diese trugen in ihren Adern das Blut der Griechen Homers und der Römer des Titus Livius. Die Gäste des Kaiserreiches und ihre Brüder an den Grenzen wurden die Herren dieser Welt ohne Männlichkeit. Es fand weder ein Krieg, noch eine Ueberflutung, noch eine Eroberung statt: der ungeheure römische Verwaltungsapparat brach einfach zusammen vor diesen kühnen und gewaltthätigen Horden, und die Ueberlegenheit des Willens, des Mutes, der Geistes- und Körperkraft der Arier bezwang die römischen Beamten und die durch eine lange Zeit im Sinne des Gehorchens ausgelesene Menge.

„Das oströmische Reich endigte noch schimpflicher. Seine Besieger waren Rundköpfe, Türken. Man kennt kein zweites Beispiel eines solchen Sturzes.

„Die Strömungen der inneren Politik sind nicht weniger dem Wechsel in der anthropologischen Zusammensetzung der Völker unterworfen.

„Die Plebs, die das Rom der Bürgerkriege bevölkerte, entsproß den untersten sozialen Schichten aller Völker der Umgebung und zählte mehr Abkömmlinge von Freigelassenen, als von Quiriten in ihren Reihen. Der Tag, an dem die Macht von der arischen Aristokratie auf das Volk überging — auf dieses Volk —, bezeichnete den Fall der römischen Freiheit und der Würde des römischen Namens."

Hier breche ich ab und überlasse dem Leser, die weiteren Ausführungen des Verfassers am angeführten Orte nachzulesen. In seinem neuesten Buch „L'Aryen" hat de Lapouge die Beziehungen der Arier zur Geschichte und Kulturgeschichte noch näher ausgeführt. Die Uebereinstimmung seiner Gedanken mit den meinigen wird dem Leser nicht entgangen sein; wenn zwei Forscher in zwei verschiedenen Ländern zu den nämlichen Ergebnissen gelangen, so ist dies mehr als Zufall. Es ist eine Bekräftigung der Richtigkeit ihrer Anschauungen.

Wenden wir die gewonnene Erkenntnis auf die eigene Nation und auf unsere Nachbarn an, so finden wir, daß das arische Element in Centraleuropa seit dem Beginn des Mittel-

alters im Schwinden begriffen ist. Die Ursachen, welche die „rückschrittliche Auslese“ herbeiführten, sind S. 106 dargelegt worden. In Deutschland bilden die hochgewachsenen blauäugigen, blonden Langköpfe nur noch einen winzigen Bruchteil der Gesamtbevölkerung; in Baden etwa 1,45 %. Sie reichen nicht einmal mehr aus, um die höheren Stände zu füllen, und dies ist jedenfalls eine der Ursachen, aus denen wir unter den Gymnasiasten der oberen Klassen zwar unverhältnismäßig viele langköpfige, zugleich aber auffallend viele dunkelfarbige fanden, ferner unter den mit dem Zeugnis für den einjährigen Militärdienst in das Erwerbsleben Uebertretenden zwar viele blonde, aber auch eine überwiegende Zahl von rundköpfigen (S. 113). Eine weitere Ursache, welche die Mischlinge einer besonderen Kombination in die höheren Stände emporkommen läßt, dürfte darin liegen, daß die Verbindung gewisser Seelenanlagen der einen Rasse mit gewissen der andern Rasse günstig wirkt, wie dies S. 8 auseinandergesetzt wurde. Immer aber kann es sich dabei nur um ganz bestimmte, ausgewählte Kombinationen handeln, während weitaus die meisten Mischlings-Kombinationen an Brauchbarkeit unter den Stammrassen stehen und wenig oder nichts taugen.

In der Masse des deutschen Volkes sind die reinen Typen und die jenen nahestehenden Mischlinge natürlich noch viel seltener als in den höheren Ständen, und diese Erscheinung kann mit dem oft beklagten Rückgang deutschen Denkens und Empfindens in Zusammenhang gebracht werden. Die germanischen Elemente sind bei uns seit dem Beginn des Mittelalters in der schonungslosesten Weise aufgebraucht worden, während die auf der Scholle sitzenden fremden Volksbestandteile sich ungestört vermehren konnten. Darum ragen jene nur noch wie einsame Klippen aus der brandenden Flut hervor. Die Thatsachen dieser rückschrittlichen Auslese muß man sich gegenwärtig halten, um den psychologischen Untergrund zu begreifen, dem die Philosophie Friedrich Nietzsches entsprossen ist. Der Verfasser des „Zarathustra“ empfand sehr tief das „Pathos des Abstandes“ zwischen seiner Denk- und Gefühlsweise und derjenigen der Massen. Aber das hilft alles nichts. Ob die höheren Klassen ursprünglich von fremder Abstammung sind, oder nicht, ist für die Beurteilung ihrer sozialen Pflichten einerlei. Sie sind heute mit dem Volke durch tausend Bande des Blutes und der Geschichte verbunden und schulden demselben Nächstenliebe, Führung und Schutz. Ihre edlere Abkunft kann sich nur auf eine einzige Weise, nämlich durch das

reinere Walten gemeinnütziger Gesinnung achtunggebietend bemerklich machen.

Bei den Russen waren die Arier (Slaven und in geringerer Zahl Germanen) von Anfang an schwächer vertreten, als bei uns Deutschen, jedoch üben sie dort in der Gegenwart vermöge der eigentümlichen russischen Staatszustände einen viel größeren Einfluß als bei uns. Bei den Franzosen ist das arische Element, wie de Lapouge überzeugend auseinandersetzt, mehrmals dezimiert und wiederholt aufgefrischt worden (Kelten, Gothen, Franken, Burgunden). Im Augenblick ist es sehr zusammengeschmolzen und ohne Einfluß. Die rundköpfige Menge ist der maßgebende Faktor.

Die Einwanderung der Arier von Norden her (S. 128) giebt den Schlüssel des Verständnisses der gegenwärtigen europäischen Lage an die Hand. In der Mitte des nach Süden gerichteten Wanderstroms war das arische Element am mächtigsten und vermischte sich am wenigsten mit fremden Rassen, behauptet sich auch heute noch in verhältnismäßig größerer Zahl als bei den festländischen Nachbarvölkern. Dies ist Deutschland. An den Rändern zerfloß der Wanderstrom in die angrenzenden rundköpfigen Völker und die rückschrittliche Auslese stellte die fremden Typen annähernd wieder her. Dies ist Rußland und Frankreich. Wir begreifen nun auch, wie es kommt, daß wir Deutsche zwischen zwei feindliche Nationen keilförmig eingeklemmt und genötigt sind, nach zwei Seiten Front zu machen.

Die fortdauernden Wanderungen des rundköpfigen Elementes sind von Ost nach West gerichtet: sie führen eine geringwertige russische und polnische Arbeiterbevölkerung in unsere östlichen Grenzgebiete, die sie uns dereinst streitig zu machen droht. Dafür geben wir an unserer Westgrenze Mischlinge der besseren Sorten an Frankreich ab, die sich dort in kurzer Zeit naturalisieren und zur Stärkung einer uns übelwollenden Nation beitragen; ohne diesen Zufluß würde die Geburtenabnahme und der Kräfteschwund in Frankreich noch viel offener hervortreten.

Man wird nicht behaupten können, daß die Lage eine für uns Deutsche sehr tröstliche sei; näheres hierüber wird im II. Teile, und zwar im 47. Abschnitt erörtert werden.

## 30. Rückblick auf die bisher gewonnenen Ergebnisse.

Wir machen hier Halt, um einen Blick auf den durchwanderten Weg zu werfen und Atem zu schöpfen für die Strecke, die wir noch zurückzulegen haben. Welch ein wunderbar in-

einandergreifendes Räderwerk haben uns die bisherigen Betrachtungen enthüllt! Welch ein Meisterstück ist diese so schwer angeklagte „Gesellschaftsordnung“! Wie demütig stehen wir vor einem Mechanismus, der so vielseitigen Verrichtungen gleichzeitig zu entsprechen vermag, und wie schrumpfen selbst die Mängel desselben vor unserem Billigkeitsgefühle zusammen!

Die eigentlichen Motoren in der Tierwelt sind die Triebe, die je nach Umständen auch Instinkte genannt werden. Durch die natürliche Auslese der Individuen sind die Triebe genau an die Bedingungen der Außenwelt angepaßt. Worin sie eigentlich bestehen, läßt sich beim heutigen Stande der Anatomie und Physiologie nicht sagen; nur soviel dürfte als sicher anzusehen sein, daß sie ihren Sitz in Gehirnzellen von eigenartiger chemischer und organischer Beschaffenheit haben, und daß sie ihrer Natur nach spontan oder auf entsprechende äußere Sinneseindrücke bestimmte zweckmäßige Lebensbethätigungen auszulösen streben. Ihre Befriedigung erweckt Lust-, ihre Nichtbefriedigung Unlustgefühle. Die im 8. Abschnitt mitgeteilten Beobachtungen Galtons über die gesellschaftlichen Instinkte der Damararinder dürften eines der merkwürdigsten Beispiele von angepaßtem Instinkt aus der Tierwelt darstellen.

Auch der Mensch hat seine angeborenen und der Vererbung unterliegenden Triebe und Instinkte. Durch diese Annahme werden uns die treffenden Beobachtungen von Schulze-Gävernitz verständlich, die ihm selbst rätselhaft vorkommen: „Bei der Mehrzahl der Menschen stehen die Handlungen in keinem notwendigen Zusammenhang mit ihren theoretischen Ueberzeugungen, werden vielmehr unabhängig von jenen, durch ererbte und anerzogene Motive beherrscht. So sind in unserem Zeitalter des Individualismus Motive wirksam geblieben, die von diesem Standpunkt aus eigentlich unerklärlich sind: Religiosität und Loyalität, die noch von altersher die Gesellschaft zusammenhalten, das neuerwachte Standesbewußtsein der arbeitenden Klassen und der Nationalitätsgedanke.“ Das sind eben ererbte Instinkte.

Das Gesellschaftsleben ist in der Natur nicht Selbstzweck, sondern eine Nützlichkeitseinrichtung, die der betreffenden Art zum Schutz und zur Wohlfahrt im weitesten Sinne dient. Im Gesellschaftsleben werden durch natürliche Züchtung die sozialen oder altruistischen Triebe der Individuen mehr und mehr entwickelt. Neben denselben bleibt jedoch auch der Selbsterhaltungstrieb oder Egoismus notwendig; denn wenn derselbe ganz im Altruismus aufginge, wenn sich alle Einzelnen

vollständig füreinander oder für die Idee der Gesellschaft opferten, so würde die Gesellschaftsbildung ihren Zweck verfehlen. Wir hätten dann folgenden Widerspruch:

1. Die Gesellschaft wird zur besseren Erhaltung der Art gebildet;
2. durch die Forderungen des Gesellschaftslebens wird die Art vernichtet.

Darum ist der Selbsterhaltungstrieb kein solcher, dessen sich der Mensch zu schämen hätte, sondern jener hat seine Berechtigung auch im sozialen Leben, soweit als er diesem nicht überwiegenden Nachteil zufügt, eine Grenze, die oft nicht leicht verstandesmäßig festzustellen ist, die aber in der natürlichen Auslese einen automatisch wirkenden Regulator hat.

Da das Gesellschaftsleben auf Kompromissen beruht, begreift sich leicht, daß dasselbe den Einzelnen einen Teil ihrer Freiheit nimmt und daß es von ihren egoistischen Trieben oft drückend empfunden wird. Während der Gebildete sich stets vergegenwärtigt, daß die Kulturgüter des Gesellschaftslebens eben nur durch den Verzicht auf individuelle Ungebundenheit zu erlangen sind und sich mit Würde in das Unabänderliche zu schicken sucht, meint der Ungebildete, seinen Ingrimm an irgend etwas auslassen, oder eine neue Weltordnung aus seiner Phantasie nach dem Modell des Schlaraffenlandes erfinden zu müssen. Diesen proletarischen Wahnideen Vorschub zu leisten, kann jedenfalls dem Gesamtinteresse nicht förderlich sein und sollte von besonnenen Politikern vermieden werden. Im Gegenteil käme es, wie Eduard von Hartmann in seinem Werke über „Das sittliche Bewußtsein" ausspricht, „gerade darauf an, alle Menschen mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß nicht in dem Erringen der Freiheit, sondern in dem Einwilligen in eine vernünftige Unfreiheit ihre Aufgabe besteht."

Die von J. J. Rousseau und anderen Philosophen des vorigen Jahrhunderts überlieferte Vorstellung, als sei das Gesellschaftsleben in der Weise entstanden, daß die bis dahin vereinzelt lebenden Menschen eines Tages zusammentraten und in parlamentarischer Verhandlung ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten auf dem Fuße vollkommenster Gleichheit verabredeten, daß dann im Laufe der Zeit die Gewaltthätigen die Guten und Sanftmütigen unterjochten, und daß der „Gesellschaftsvertrag" nun in seiner ursprünglichen Reinheit und Gerechtigkeit wiederhergestellt werden müsse, kann demjenigen nur ein Lächeln abnötigen, der sich von dem allmählichen, den In-

dividuen unbewußten Werden des Gesellschaftslebens in der Tier- und Menschenwelt eine Vorstellung zu machen weiß.

Die Gesellschaftsordnung des Menschen beruht auf der Arbeitsteilung und auf der Ungleichheit der Individuen, die nach ihrer Leistungsfähigkeit zu den verschiedenen Aufgaben verwendet werden. Sie nimmt deswegen weitaus die höchste Stellung unter den verschiedenen Organisationen des Gesellschaftslebens in der Natur ein. Aeußerst mannigfaltige und besonderen Zwecken entsprechende Einrichtungen dienen dazu, die einzelnen Individuen durch die natürliche Auslese nach ihrer Veranlagung auf die richtigen Posten zu bringen und dadurch die Gesellschaft einer idealen Gestaltung möglichst anzunähern. Wir haben Grund gefunden zu der Annahme, daß in den meisten Fällen der richtige Mann an den passenden Platz und an den richtigen Platz der passende Mann zu stehen kommt. Ausnahmsfälle können sich ereignen, jedoch wahrscheinlich nicht in großer Zahl, da einerseits die Prüfungen und Bewährungen, die den Individuen auferlegt sind, kaum einen Unwürdigen durchschlüpfen lassen, anderseits die Gelegenheiten zum Vorwärtskommen für die Befähigten reichlich genug dargeboten sind. Wir haben die verschiedenen Formen des Wettbewerbs kennen gelernt und auch bei ihnen die merkwürdige Anpassung an die Gesellschaftszwecke bewundert. Die Strafrechtspflege hat sich uns von einer Seite gezeigt, die bisher noch nicht genügend beachtet war, nämlich als ein Werkzeug der natürlichen Auslese zur Beseitigung von Individuen, deren Charakteranlagen so beschaffen sind, daß ihre Bethätigung den Zwecken des Gesellschaftslebens zuwiderläuft.

Aber nicht genug damit, wir haben ferner gesehen, welche mathematischen Gesetze das Zusammentreffen der Seelenanlagen regeln. Nur in verhältnismäßig sehr wenigen Individuen können alle einzelnen Seelenkräfte in so hoher Ausbildung sich vereinigen, daß hervorragende Talente und Genies entstehen. Solche Individuen bilden einen Schatz für die ganze Gesellschaft, die zu ihrem überwiegenden Teile aus Mittelgut besteht und ein Interesse daran hat, die glücklichen Gaben der höher Veranlagten zum allgemeinen Besten nutzbar zu machen. Nicht um ihrer selbst willen werden jene zur Leitung des Gemeinwesens berufen, sondern wegen der Grundgesetze der Arbeitsteilung und der Ungleichheit der Menschen.

Falsch wäre es, anzunehmen, daß ein Teil der Gesellschaft bloß für den anderen da sei: die Gebildeten und die Massen zusammen machen erst ein Ganzes und nur ihr or-

ganisches Ineinandergreifen ermöglicht den richtigen Gang der Gesellschaftsmaschine. Gelegentlich haben wir auch erkannt, wie es kommt, daß wir häufig zu dem irrigen Glauben verleitet werden, es gebe viele bedeutende Talente, die durch die bestehende Gesellschaftsordnung verhindert sind, auf den ihnen gebührenden Platz zu gelangen. In solchen Fällen handelt es sich meist um einseitige Begabungen, die beim ersten Anblick blenden, aber keine dauernden Erfolge erzielen. Daß die Gesellschaftsordnung solche Individuen abhält, leitende Stellen zu gewinnen, ist kein Fehler, sondern ein Vorzug. Zu den unharmonisch Begabten gehören auch manche sozialistische Schriftsteller, die über ein hübsches Darstellungstalent neben erstaunlicher Urteilsschwäche verfügen, sowie andere Sozialpolitiker, bei denen die falsche Abstraktion mit dem gesunden Menschenverstande durchzugehen pflegt.

Fast noch wunderbarer als die natürliche Auslese beim Menschen erschien uns die Thatsache, daß die Gesellschaftsordnung Einrichtungen besitzt, durch die, den Nächstbeteiligten unbewußt, die natürliche Züchtung auserlesener Individuen herbeigeführt wird. Sollte jemand bestreiten, daß die Ständebildung diese Funktion erfüllt, so würde ich an ihn die Frage stellen, wie und wo denn die natürliche Züchtung der Geisteskräfte des Menschen überhaupt zum Ausdruck kommt, wenn nicht eben hier? Daß ein so hoch entwickeltes Wesen wie der Kulturmensch nur durch natürliche Züchtung entstehen kann, und daß es fortwährend der natürlichen Züchtung unterliegen muß, um seine Organisationshöhe zu behaupten, ist für einen naturwissenschaftlich Denkenden selbstverständlich. Bisher war es nicht gelungen, das Walten der natürlichen Züchtung nachzuweisen, so daß man beinahe hätte glauben können, der Mensch allein mache eine Ausnahme unter sämtlichen Lebewesen. Dies kann unmöglich stattfinden, und darum sind wir berechtigt, die Ständebildung für das Mittel zu halten, durch das der fragliche Naturvorgang sich vollzieht.

Wir haben gesehen, wie Individuen, die sich im Wettbewerb bewährt haben, durch die Ständebildung mit ihresgleichen gepaart werden, und was mit ihrer Nachkommenschaft weiter geschieht. Die Kinder werden von der großen Masse abgesondert und einer sorgfältigeren Pflege und Erziehung teilhaftig gemacht. Nicht immer fällt der Züchtungsversuch günstig aus, aber mit mißratenem Nachwuchs wird Geduld geübt, denn in der nächsten Generation können die günstigen Anlagen wieder aus ihrer Verborgenheit hervortreten.

Nur wenn dies nicht geschieht, wird der Versuch aufgegeben und die Individuen wandern in untergeordnete Stellungen zurück oder verschwinden meist ganz. Die wohlgeratenen hingegen werden ohne weiteres an den entsprechenden Stellen verwendet, zu denen sie sich als tauglich erweisen. Dieselben werden besser ernährt und sorgloser gestellt, um ihre Aufgaben erfüllen zu können.

In der Regel braucht das Talent mindestens zwei bis drei Generationen, um auf eine außergewöhnliche Höhe zu kommen, denn es ist ein seltener Fall, daß sich gleich von vornherein bei mittelmäßig begabten Eltern sämtliche Anlagen vereinigen, die ein hervorragendes Talent ausmachen. Der durch die Ständebildung begünstigte Zufall, daß in der zweiten Generation die noch mangelnden Anlagen hinzutreten, erzeugt die höheren Talente. Sehr selten kommt es vor, daß in der dritten Generation der nämliche Glücksfall in der gleichen Familie sich wiederholt und daß ein wahres Genie hervorgebracht wird. Gewöhnlich zeigt die dritte Generation durch weniger gut passende gegenseitige Ergänzung der elterlichen Anlagen einen Rückgang der Begabung, und in der vierten Generation erfolgt ebenfalls nur selten ein nochmaliger Aufschwung. Die Erfahrung lehrt, daß ebenso, wie durch zwei bis drei Generationen eine Steigerung in einer Familie sich bemerkbar machte, in zwei bis drei weiteren die Begabung wieder auf oder unter das Mittel herabgeht.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß innerhalb von drei bis vier Generationen durchschnittlich auch die Gesundheit der in höhere Stellungen beförderten Familien aufgebraucht ist, also auf das Schwinden des Talentes bald das physische Erlöschen zu folgen pflegt. Diese Thatsache läßt uns verstehen, warum wir so selten herabgekommenen Familien begegnen. Wer sich nicht auf der einmal erlangten sozialen Höhe zu halten versteht, der ist auch nicht mehr imstande, sich an härtere Lebensbedingungen und körperliche Arbeit zu gewöhnen und geht gänzlich unter, und dies um so sicherer, als die Begabung und die Lebenskraft meist zugleich versagen.

Einzelnen gebildeten Familien mag es unter günstigen Umständen glücken, sich in ihrem Stande durch eine längere Reihe von Geschlechterfolgen zu behaupten, aber dies sind Ausnahmen, welche die Regel nicht aufheben. Solche Umstände bestehen gewöhnlich bei Großgrundbesitzern oder Beamten, die viel auf dem Lande leben und ihre Kinder die meiste Zeit dort erziehen lassen.

Somit haben wir uns überzeugt, daß die Ständebildung keine rückschrittliche, sondern eine ausnehmend fortschrittliche Einrichtung ist, und daß wir viel ärmer an hervorragenden Geistern wären, wenn es keine Stände gäbe, sondern die Individuen ihre Eheverbindungen ohne soziale Rücksichten schlössen (Panmixie). Aber die Stände dürfen keine durch unübersteigliche Schranken abgeschlossenen Kasten sein. Den höheren Ständen muß fortwährend frisches Blut durch von unten hinzukommende, begabte und bewährte Individuen zugeführt werden, sonst sterben sie aus. Die einseitige geistige Tränierung, gewöhnlich mit Vernachlässigung einer dem Körper zuträglichen Lebensweise verbunden, reibt die Individuen unerbittlich auf, und die sozialen Rücksichten gestatten nur eine beschränkte Kinderzahl. Daß die geistige Ausbildung bis zu der äußersten Möglichkeit getrieben wird, ohne Rücksicht auf das meist nicht vorausgesehene Verderben, beruht auf dem Kampf ums Dasein, der die Anspannung aller Geisteskräfte fordert. In der unwissentlichen Selbstvernichtung der in höheren Stellungen befindlichen Individuen und Familien liegt ein überzeugender Beweis, daß deren soziale Bevorzugung nicht um ihrer selbst willen, sondern im Interesse der Art, zum Nutzen der Gesellschaft geschieht.

Wenn also mit dem Schlagwort „Aufhebung des Klassenstaates" der Sinn verbunden ist, daß keine abgesonderten Stände mehr bestehen sollen, so hat es mit der Verwirklichung gute Wege, denn die Menschheit würde sich vermöge ihres sozialen Instinktes eine solche Beeinträchtigung einfach nicht gefallen lassen. Sie müßte denn in der „Vergeistigung" soweit fortschreiten, daß man von der Luft lebt und die Nachzucht von den Bäumen pflückt, schon ausgewachsen und erzogen, um weiter keine Mühe mehr mit ihr zu haben. Vorher ist gar nicht daran zu denken, wie denn bei der sozialdemokratischen Partei ein neuer bevorzugter Stand von Parteileitern sich im Widerspruch zu ihrer Theorie bereits gebildet hat und trotz aller Anfechtungen durch die zahlenden Genossen erhält.

Die vierfache Bedeutung der Ständebildung wurde in diesem Buche von allgemein giltigen Gesetzen abgeleitet. Wir haben aber gesehen, daß in den höheren Ständen die germanische längliche Kopfform zahlreicher vertreten ist als im Volke. Der Einwand, daß die betreffenden Messungen auf einem zu kleinen Gebiet (Baden) gemacht und daher nicht beweisend seien, ist mittlerweile hinfällig geworden, denn die von mir behaupteten Thatsachen haben sich bei Untersuchungen in anderen Ländern,

Oesterreich, Frankreich, Oberitalien, Nordamerika, als richtig herausgestellt.

Um den Ersatz für die fortwährend dezimierten Angehörigen der höheren Stände zu bekommen, muß die Gesellschaft eine hinreichende Zahl von Individuen in einfachen und gesunden Lebensverhältnissen haben, die eine überschüssige Kinderzahl erzeugen und ihre geistigen Fähigkeiten latent auf diese vererben. Also — Bauern. Ohne die Dazwischenkunft einer besonderen störenden Veranlassung können bäuerliche Familien ungezählte Generationen lang auf ihrer Scholle sitzen und ihren Geburtenüberschuß für allgemeine Gesellschaftszwecke abgeben. Die Verarbeitung und Zurechtmachung der in den Bevölkerungsstrom eintretenden Individuen erfolgt in den Städten, und zwar auf eine Weise, von der man sich schwer überreden kann, daß sie nicht eigens für diesen Zweck erdacht ist; und doch geschieht auch dieses alles ganz ohne Wissen der Nächstbeteiligten.

Die Zuwanderer werden bei ihrer Ankunft in der Stadt in untergeordneten Stellungen verwendet, erhalten aber eine Fülle neuer geistiger Anregungen und dazu eine reichlichere Ernährung. Beide Ursachen wirken in gleichem Sinne auf eine größere Lebhaftigkeit der physiologischen und psychologischen Prozesse bei den Individuen hin, und zwar so, daß bei manchen nun alle bisher latenten (verborgen ruhenden) guten Geistesanlagen zum Vorschein kommen, während bei anderen Erfreuliches und Schlimmes sich gerade das Gleichgewicht hält, und bei einer dritten Abteilung alle wilden Urtriebe hervorbrechen, ohne durch eine genügende Selbstbeherrschung gezügelt zu werden; die Grenzen dieser Abteilungen sind natürlich keine scharfen. Wie nun durchschnittlich innerhalb zweier bis dreier Generationen die Sonderung der verschiedenen Klassen vor sich geht, wie die emporgehobenen gutveranlagten Individuen stufenweise besser genährt und gehalten werden, wie sie dabei wiederholten Siebungen unterliegen und endlich die hervorragendsten Individuen für die leitenden Stellungen in Staat und Gesellschaft liefern, wie anderseits die Mißratenen tiefer und tiefer sinken und nach verzweifeltem Ringen in materiellem Elend und moralischem Schmutze der Zerstörung anheimfallen, das hört sich beinahe an, wie ein Phantasiestück, wie ein sozialer Roman, und es ist dennoch nüchterne Wirklichkeit. Aber das Leben selbst ist eben der unvergleichlichste Dichter.

In letzter Linie entsprechen einander also der Geburtenüberschuß der Bauern und das Aussterben der höheren Bil-

dungsklassen. Jene drängen mit ihrer Vermehrung an die äußerste Grenze der Existenzmöglichkeit, diese werden durch den Gegendruck von unten, d. h. durch den Kampf ums Dasein an die obere Grenze der Geistesbildung getrieben und durch diese Einseitigkeit allmählich vernichtet.

Die so überraschend an das Bedürfnis angepaßte Gesellschaftsordnung ist nicht die Schöpfung eines überlegenen Genies und auch nicht die einer erleuchteten gesetzgebenden Versammlung, sondern sie ist das allmählich entstandene und fortwährend verbesserte Werk vieler Generationen, welche unbewußt daran gearbeitet haben.

Unsere Bewunderung für dieses Werk, welches im großen und ganzen richtig funktioniert, darf uns nicht zu dem Irrglauben verleiten, daß dasselbe nun für alle Zeiten unverändert bleiben müsse. Dies hieße nichts anderes, als die Entwickelung der Menschheit überhaupt in Abrede stellen. So wie frühere Zeiten fortwährend verbessert haben, so müssen auch wir unsere Reformthätigkeit ausüben. Durch die ununterbrochen vor sich gehenden Wandlungen in den äußeren Lebensbedingungen geraten die Bestimmungen der Gesellschaftsordnung aus der Anpassung und müssen immer wieder geändert werden. Unsere Vorfahren gingen meist rein empirisch zu Werke und begnügten sich, Einrichtungen, die sich überlebt hatten, zu verbessern oder andere zu schaffen, von denen sie glaubten, daß sie den neuen Bedingungen entsprechen würden. In der Gegenwart wollen sich manche Sozialpolitiker damit nicht begnügen, sondern die Gesellschaft nach theoretischen Gesichtspunkten im großen neu gestalten. Das Bestreben ist sehr löblich, denn Flickwerk taugt nicht viel, vorausgesetzt, daß man nachweisbar imstande ist, eine neue, leistungsfähigere Maschine herzustellen. Jedenfalls muß man hierbei von richtigen Theorien ausgehen, sonst kann die Reformthätigkeit statt nützlich nachteilig wirken. Wir werden nunmehr im II. Teil die Reformbedürftigkeit der Gesellschaftsordnung und die Verbesserungsvorschläge einer Besprechung zu unterziehen und dabei mannigfache Nutzanwendungen unserer sozial-anthropologischen Theorie zu machen haben.

# II. Teil.

## Nutzanwendungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaftstheorie.

### 31. Die Reformbedürftigkeit der Gesellschaftsordnung.

Daß die Gesellschaftsordnung reformbedürftig ist, hat seinen Grund in der fortwährenden Aenderung der äußern Lebensbedingungen des Menschengeschlechtes. Fassen wir im besondern die Verhältnisse Deutschlands im letzten Menschenalter ins Auge, so begegnen wir Umgestaltungen der Lebensbedingungen aus politischen, wirtschaftlichen, technischen und anderen Ursachen. Die Entwickelung der politischen Machtverhältnisse der Nachbarstaaten zwang Preußen, die Lösung der deutschen Verfassungsfrage zu unternehmen; denn die zersplitterten Kräfte mußten endlich zu einer politischen Einheit zusammengefaßt werden, wenn das deutsche Volk nicht Gefahr laufen sollte, bei Gelegenheit das Schicksal Polens zu erleiden. Die Wiederherstellung des Reiches, die 1864 angebahnt, 1866 begonnen und 1870/71 vollendet wurde, schuf einen außerordentlichen Aufschwung, der tief in alle Lebensverhältnisse eingriff. Ohne die errungene politische Macht wäre es nicht denkbar, daß heute 15 Millionen Menschen mehr in Deutschland ihren Unterhalt finden, als vor 1870. Die Einheit brachte zugleich das allgemeine Stimmrecht zu den Reichstagswahlen und leitete dadurch eine Reihe weiterer Umbildungen ein.

Die Veränderung der Lebensbedingungen ist zum Teil auch von wirtschaftlichen Faktoren ausgegangen. Hierher gehört die Ausbreitung der kapitalistischen Großbetriebe, welche die sozialen Verhältnisse sehr stark beeinflußte, gehört ferner die

ausländische Konkurrenz für unsere Getreideproduktion mit ihrer Rückwirkung auf die Einkommensverhältnisse des Bauernstandes. Technische Fortschritte haben ebenfalls umgestaltend gewirkt, so die Vervollkommnung des Maschinenwesens, die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und die hierdurch ermöglichte Zunahme des Personen- und Güterverkehrs.

Ferner haben gesetzgeberische Maßregeln, die aus irgend einem Prinzip hervorgegangen sind, wie die Ehefreiheit, die Freizügigkeit, der Unterstützungswohnsitz, die Arbeiterfürsorge sehr wesentliche Einwirkungen ausgeübt.

Endlich entsteht schon durch die bloße Vermehrung der Menschen eine Umwälzung in den Gesellschaftsverhältnissen. Die Fortpflanzung geht unaufhaltsam vor sich und hat die Folge, daß die industrielle Bevölkerung nach und nach die Mehrheit über die landwirtschaftliche erhält, und daß der soziale Charakter Deutschlands gründlich geändert wird.

Solche und ähnliche Ursachen haben die Gesellschaftsordnung aus der Anpassung gebracht, und es bedarf daher einer ununterbrochenen Reformthätigkeit auf dem sozialen Gebiet, um die Anpassung wieder herzustellen. Die Reformen werden eingeleitet durch Vorschläge, welche die öffentliche Meinung aufgreift und erörtert, bis irgend einer derselben eine genügende Zahl von Köpfen für sich gewonnen hat, um durch die Gesetzgebung verwirklicht zu werden. Daß unsere Zeit besonders reich an solchen Projekten ist, hat augenscheinlich darin seinen Grund, daß vielleicht noch niemals die Veränderungen in den Lebensbedingungen mit solcher Beschleunigung vor sich gegangen sind, wie eben jetzt; alle vorhin genannten Ursachen haben gleichzeitig gewirkt und dadurch eine große Unruhe hervorgebracht. Aus Unkenntnis der natürlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung verwechseln die Sozialreformer oft die Wirkungen der einzelnen Ursachen und schreiben z. B. häufig dem „Kapitalismus" Mißstände zu, deren Grund viel richtiger in der übermäßigen Vermehrung der unteren Volksklassen zu suchen wäre.

Dieses Buch wäre unvollständig, wenn sein Inhalt sich nicht auch auf eine kritische Besprechung der wichtigsten, jüngst ins Leben getretenen und noch in der Erörterung befindlichen Reformen erstrecken würde. Indessen ist die Zahl dieser so groß, daß ihre erschöpfende Behandlung in dem gesteckten Rahmen nicht ausführbar erscheint. Wir können jedoch aus dem bisher Vorgetragenen einen Maßstab ableiten, mittels dessen die Vorschläge zu beurteilen sind, und es genügen daher

in vielen Fällen kurze Andeutungen, die den Leser in die Lage setzen, den Gegenstand selbst weiter zu verfolgen und die sich ergebenden Schlüsse zu ziehen.

## 32. Allgemeine Gesichtspunkte zur Beurteilung sozialer Reformen.

Auf Seite 29 ff. ist die idealste, weil nutzbringendste Gestaltung des Gesellschaftslebens gezeichnet und es ist gefordert worden, daß an jedem Platze der richtige Mann stehen soll, der vermöge seiner besonderen Fähigkeiten den Platz am besten auszufüllen vermag. Die Arbeitsteilung entspricht ihrem Zwecke am vollkommensten, wenn sie den höheren Klassen einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten sichert, ohne die unteren Klassen jenen gegenüber rechtlos zu machen. Auch sollen sich der Verbrauch von Menschen in den höheren Ständen und der Geburtenüberschuß der unteren (soweit dieser nicht durch den Betrag der regelmäßigen Auswanderung versorgt wird) möglichst nahe ausgleichen, damit nirgends eine Ueberfüllung oder ein Mangel entsteht.

Nach diesen einfachen und gewiß einleuchtenden Gesichtspunkten ist jede Reform zu beurteilen. Alles, was in dem Sinne wirkt, die Gesellschaftsordnung dem Ideal anzunähern, ist nützlich, alles was dem entgegenwirkt, ist schädlich.

Schädlich ist jede Einrichtung, die begabte Menschen in untergeordneter, ihrer unwürdiger Thätigkeit zu bleiben nötigt, bezw. sie an der Erlangung passenderer Stellungen hindert. Ich bitte wohl zu beachten, daß die Schädlichkeit von dem allgemeinen Gesellschaftsinteresse, nicht etwa bloß von der dem Subjekt widerfahrenden Ungerechtigkeit abgeleitet wird.

Schädlich ist ferner jede Maßregel, durch die einseitig (unharmonisch) Begabten das Emporkommen über die richtige Höhe erleichtert wird. Hierher gehört besonders das Eindringen von zwar gescheiten, aber der nötigen Charaktereigenschaften entbehrenden Individuen in höhere Berufsarten, und ebenso das Emporkommen von braven, aber mit Subalternansichten behafteten Leuten über das gebührende Niveau.

Schädlich ist jede Einrichtung, die den leitenden Klassen ein solches politisches Uebergewicht verleiht, daß sie mit Geringschätzung auf die Massen herabsehen und ihr eigenes Klasseninteresse mit dem Gesellschaftsinteresse verwechseln.

Schädlich ist aber auch die Verschiebung des politischen Schwerpunktes in die unteren Schichten hinein, die der er-

forderlichen Einsicht entbehren, um richtige Entscheidungen zu treffen. Schädlich ist die Vorstellung, als erschöpfe sich das ganze Gesellschaftsinteresse mit dem der Proletarierwelt, als dürfte es überhaupt nur proletarische Ideen, Neigungen, Wünsche und Bestrebungen geben, kurz, als sei das Proletariat das „eigentliche" Volk.

Schädlich ist jede Abschwächung der Vaterlandsliebe, schädlich alles, was die kräftige Bethätigung einer nationalen Politik herabsetzt, schädlich darum insbesondere die Fremdentümelei, das Wahngebilde des Weltbürgertums, die Idee internationaler Verbrüderung einzelner Klassen, der Hang nach ewigem Frieden unter Preisgabe nationaler Interessen.

Das Verzeichnis ließe sich noch lange fortsetzen, doch fürchte ich, dasselbe könnte ermüden. Es ist aber nur in einzelnen, nicht in allen Fällen leicht, eine bestimmte Maßregel oder Einrichtung als nützlich oder schädlich, als „sozial" oder „antisozial" zu bezeichnen. In einer großen Mehrzahl von Fällen sind Vor- und Nachteile so unzertrennbar miteinander verquickt, daß man sich auf einen Kompromiß oder Mittelweg angewiesen sieht. Meist ist nur durch den Versuch endgiltig festzustellen, ob die Vor- oder die Nachteile überwiegen.

Man hört oft den Ausdruck, daß eine Einrichtung „veraltet" sei oder sich überlebt habe. In der That wird eine lange bestehende Einrichtung der Gefahr ausgesetzt sein, daß sie auf veränderte Verhältnisse nicht mehr paßt und daher abgeschafft werden muß, weil ihr Fortbestand schädlich, antisozial wirken würde. Jedoch ist hier eine beachtenswerte Einschränkung zu machen. Einrichtungen, die vor hundert oder mehr Jahren getroffen wurden, können allerdings in der Neuzeit aus der Anpassung geraten; aber uralte Einrichtungen, die den Wechsel aller Verhältnisse überdauert und fortwährend ihre Nützlichkeit erprobt haben, sollte man doch nicht ohne nähere Prüfung preisgeben. Denn es spricht keine Wahrscheinlichkeit dafür, daß eine solche lange bewährte Einrichtung plötzlich nicht mehr passe; viel eher ist anzunehmen, die Schädlichkeit sei bloß eine vermeintliche, in mangelhafter Einsicht beruhende. Hierher gehören z. B. die Familie, die Ständebildung, die monarchische Verfassung und Aehnliches. Diese Einrichtungen scheinen bei gründlicher Untersuchung trotz ihres Alters vorwiegend günstig zu wirken und noch eine lange Zukunft zu besitzen. Sie gehören zu den natürlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung und sind durch viele Feuerproben gegangen, daher ihre dauerhafte Anpassung.

Hingegen sind die ganz neuen Einrichtungen selten in allen Teilen gelungen, weil die menschliche Unvollkommenheit nicht ermöglicht, bei einer gesetzgeberischen Reform gleich auf den ersten Wurf das Richtige zu treffen. Erst wenn eine Schöpfung ein paarmal die bessernde Hand erfahren hat, fängt sie an, dem Bedürfnis in befriedigender Weise zu entsprechen, und allmählich wird ein Höhepunkt der Anpassung erreicht. Dieser Zustand ist aber kein bleibender, weil die Aenderung der Bedürfnisse fortschreitet, nachdem die Einrichtung stehend geworden ist. Wir müssen also denjenigen neuen Einrichtungen, die „sich eingelebt haben", wie der gebräuchliche Ausdruck heißt, mit Achtung begegnen, bei den ganz neuen und bei den veralteten müssen wir jedoch die Punkte hervorheben, die einer Verbesserung zu bedürfen scheinen.

Es ergiebt sich aus dem Gesagten die Verschränkung, daß, kurz ausgedrückt, ganz alte und ziemlich neue Einrichtungen meistens „gut" sind, ziemlich alte und ganz neue aber meistens „nicht" gut.

## 33. Das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht.

Die Abstufung des Einflusses der verschiedenen Gesellschaftsklassen auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten gehört zu den schwierigsten Aufgaben der praktischen Politik. Daß die höheren Stände, die vorzugsweise Talent, Bildung und Besitz vertreten, zur Leitung der Gesellschaft verwendet werden sollen, versteht sich nach allem bisher Vorgetragenen von selbst. Aber ihre Macht darf keine unumschränkte sein, weil sonst der Egoismus, der allen Menschen offen oder latent angeboren ist, bei ihnen die Oberhand bekommen und sie verleiten würde, den Staat zu ihrem eigenen Klassenvorteil auszubeuten. Andererseits soll ihr Einfluß nicht zu sehr durch den der unteren Stände eingeengt werden, weil ihre Intelligenz und Sachkenntnis sonst lahm gelegt sind, und die dadurch entstehenden Nachteile die ganze Gesellschaft treffen. Ferner müssen die leitenden Klassen unbedingt die Vorzüge genießen, die wir im 23. und 24. Abschnitt erörtert haben.

Sind die Befugnisse der höheren und der unteren Klassen richtig begrenzt, dann wird es oft geschehen, daß bei einem Widerstreit der Interessen der bürgerliche Mittelstand den Ausschlag giebt, und dies ist äußerst zweckmäßig, da der Mittelstand beiden hinlänglich nahe steht, um deren Bestrebungen zu begreifen, und als Vertreter des schlichten ge-

sunden Sinnes zuweitgehende Pläne der einen oder anderen Seite zu vertagen, bezw. so zu beschneiden, daß sie einstweilen allen genehm sein können.

Zur Zeit scheint mir die Gefahr eines Uebergriffes der höheren Klassen so ferne zu liegen, daß man sich nicht zu beunruhigen braucht. Durch das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag ist Deutschland in eine Lage versetzt, bei der die unteren Klassen vermöge ihrer großen Kopfzahl fast alle Macht besitzen und es sich nur darum handeln kann, die infolgedessen drohenden Gefahren womöglich abzuwenden.

Die ersten Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg waren nicht dazu angethan, die Wirkung des allgemeinen Wahlrechts unverhüllt hervortreten zu lassen. Noch zitterte die patriotische Erregung nach, noch beherzigte man die Lehre, daß große Dinge groß aufgefaßt werden müssen, und noch hatten die Parteien nicht die Fertigkeit in der rücksichtslosen politischen Ausbeutung der Wahlkämpfe sich angeeignet.

Im Laufe der Zeit konnte man aber immer deutlicher wahrnehmen, daß die Gesetze des Völkerlebens sich nicht aufheben lassen, und daß es unmöglich ist, in idealistischer Wallung über dieselben hinwegzugehen.

Die Gewählten sind der mehr oder weniger getreue Ausdruck der Ansichten der Wählenden. Je weiter wir in unserer Galtonschen Kurve (S. 59) die untere Begrenzung des Wahlrechts hinabschieben, destomehr Schwachbegabte und Gesinnungsproletarier nehmen an demselben teil. Ihre große Zahl verhilft den an Urteilskraft zurückgebliebensten Wählern zur Mehrheit und macht die weiterblickenden Leute mundtot; das geistige Niveau der Gewählten sinkt mit dem der Wähler. Es giebt daher schwerlich eine Einrichtung, die in solchem Grade der idealen Gestaltung der Gesellschaft entgegenwirkt und im strengsten Wortsinne „antisozial“ ist, wie das allgemeine Wahlrecht. Denn nicht die Gescheitesten bestimmen mittels desselben das Schicksal der Gesamtheit, sondern die Unwissenden und Blinden, die dazu noch meist durch heftige Leidenschaften, namentlich durch ihren persönlichen und Klassenegoismus mißleitet werden.

Das allgemeine Stimmrecht zielt darauf ab, alle hervorragenden Persönlichkeiten möglichst auszumerzen. Die wenigen, die dermalen noch unsern Reichstag zieren, behaupten ihre Plätze meist nur durch den Irrtum der Wähler, jene seien ihresgleichen. Sobald die Massen zu der Ueberzeugung kommen, daß ein Mann einen viel weiteren Horizont hat, als sie

glaubten, und sich nicht zur Vertretung von Sonderinteressen hergiebt, sondern nur das allgemeine Wohl zur Richtschnur nimmt, fällt er ganz gewiß durch — ein wahrer Hohn auf die Phrasen, die bei den Agitationen zur Blendung der Wähler aufgewirbelt werden. Gerade die tüchtigsten und redlichsten Abgeordneten sind bei jeder Neuwahl gefährdet, weil diese Gelegenheit zur Aufklärung des Irrtums bietet [1]). Die gewöhnlichsten Schreier und Schwätzer sind die Bevorzugten des allgemeinen Stimmrechtes; ja, wir haben Radaubrüder mit dem Siegeslorbeer geschmückt aus der Urne hervorgehen sehen, deren Wahl man für eine moralische Unmöglichkeit hielt.

Derartiges ist übrigens in verschiedenen Ländern geschehen und liegt eben in der Natur der fraglichen Einrichtung. Wir Deutsche haben keine Berechtigung, den Franzosen ihre 104 Deputierten auf der Check-Liste der Panamagesellschaft vorzuwerfen, denn das allgemeine Stimmrecht treibt überall die nämlichen Blüten, und was uns bisher abgehalten hat, die letzte Stufe zu erreichen, waren wohl kaum bessere sittliche Grundsätze, sondern eher äußere Hindernisse; wir werden schon noch dahin gelangen, wenn diese beseitigt sind. Einstweilen fehlt nichts mehr, als die Bewilligung von Diäten, um die Volksvertretung auch noch zu einem „guten Geschäft" zu machen, damit diese ganz und gar in die Hände gewerbsmäßiger Agitatoren und Schwindler übergehe.

Ist doch so schon das Bild unerfreulich genug. Ohne eine feste Mehrheit, zerrissen in Fraktionen, die das Geschäft gegenseitiger Herabwürdigung, das schon bei den Wahlen beginnt, in den Sitzungen fortbetreiben, ist der Reichstag durch sich selbst zur Ohnmacht verurteilt. In dem Kampfgeschrei der Klassen- und Parteiinteressen manchmal die Stimme eines patriotischen Predigers in der Wüste — das ist nicht die Erfüllung der Erwartungen, die sich bei den Bessergesinnten an die Idee eines deutschen Reichstages geknüpft haben. Dieser sollte einig sein in allen die Machtstellung des Reiches be-

---

1) Sehr treffend hat W. H. Riehl die Verschiedenheit des aristokratischen und des demokratischen Gleichheitsbegriffes dargestellt. Ursprünglich stammt der Gleichheitsbegriff aus den Adelskreisen: keiner sollte weniger sein als der andere. Bei der Demokratie heißt es aber: keiner soll mehr sein! Wer aus der Menge hervorragt, soll heruntergezogen werden. Die Aristokratie schließt sich nach unten ab, um das Eindringen unharmonischer Elemente zu verhüten; die Demokratie zieht nach oben eine Schranke, die keiner überschreiten darf. — Die Gleichheit kann also sehr ungleich ausgelegt werden!

rührenden Fragen, eifersüchtig wachen über die Bewahrung des deutschen Ansehens, jeden Rückhalt der Regierung gewähren beim Schutze deutscher Interessen in allen Teilen der Welt, fremden Mächten imponieren durch seine Bereitwilligkeit zur rechtzeitigen Vermehrung unserer Verteidigungsmittel zu Wasser und zu Land, in den inneren Fragen freisinnig und duldsam sein gegen alle auf dem Boden des Vaterlandes stehenden Anschauungen, aber fest und unnachgiebig gegen Umstürzler und Hetzer, ein unabhängiger Beurteiler von Regierungsmaßregeln, aber zu vornehm, um den Tadel als Zeichen besondern Mutes und wahren Wohlwollens für das Volk agitatorisch auszubeuten — so sollte der Reichstag sein, doch so wird er unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts nie werden, weil die meisten Reden nicht zur Sache, sondern mit Rücksicht auf die künftige Wahlagitation zum Fenster hinaus gehalten werden.

Die ersten deutschen Landesvertretungen gingen aus indirekten oder Wahlmännerwahlen hervor, und diese Form besteht in mehreren deutschen Staaten noch jetzt. Die zu Grunde liegende Idee ist in hohem Grade sozial und hat sich zu ihrer Zeit ausgezeichnet bewährt. Die Urwähler sollten Vertrauensmänner aufstellen, die sie kennen und deren Befähigung und Gesinnung sie zu beurteilen vermögen; diese Vertrauensmänner, die schon etwas höher als die Wähler stehen, sollten alsdann eine an Geist und Charakter hervorragende, zum Volksvertreter geeignete Persönlichkeit aussuchen. So lange das Wahlsystem in diesem Sinne gehandhabt wurde, lieferte es Kammern, in denen Kapazitäten das Wort führten. Neben dem direkten allgemeinen Reichstagswahlrecht konnten sich aber diese Systeme nur schwer halten. Kompromisse traten fast überall ein. In Württemberg wurden direkte Wahlen eingeführt, in Baden allgemeine, aber indirekte Wahlen. Die Vermittelung der Wahlmänner ist hier nur noch eine leere Form, da die Landtagskandidaten vor der Wahlmännerwahl aufgestellt werden und dazu nur solche Persönlichkeiten genommen werden können, die aus irgend einem Grunde „populär" sind oder als Lokalgrößen für die „Interessen" des Bezirks einzutreten versprechen. So ist die badische Zweite Kammer, die ehemals viele bedeutende Namen aufzuweisen hatte, nach und nach auf ihrem gegenwärtigen Biedermannsniveau angelangt. Jetzt darf der Abgeordnete um keinen Preis eine Sache besser verstehen als seine Wähler: im Gegenteil, er muß sich von diesen „belehren" lassen!

Ich kann nicht umhin, auch die günstigen Ergebnisse anzuführen, welche die Dreiklassenwahl in den meisten deutschen

Städten gehabt hat, in denen sie besteht, wobei ich dem badischen Einteilungsmodus der Klassen nach bestimmten Bruchteilen der Wählerzahl den Vorzug vor dem preußischen nach gleichen oder annähernd gleichen Bruchteilen der Steuersumme einräume, desgleichen der Klassenbildung für die ganze Stadt vor der für die einzelnen Wahlbezirke.

Die Stadtverordnetenkollegien schließen eine nicht zu unterschätzende Menge von gesundem Menschenverstand und praktischer Lebenserfahrung in sich, wovon mittelst des allgemeinen Wahlrechtes kaum eine Spur an das Licht gefördert werden würde. Zu den lehrreichsten Vorgängen gehört das bedächtige Suchen der Städte nach den geeigneten Personen für die Stellen der Magistrate, Bürgermeister (Beigeordneten) und Oberbürgermeister; dank dieser Sorgfalt sind die meisten Stadthäupter ungewöhnlich tüchtige Männer, und daher kommt wesentlich die außerordentliche Blüte dieser Gemeinwesen, die allen fremden Beobachtern, namentlich solchen aus Amerika (A. Shaw), unverhohlene Bewunderung abnötigt. Nun vergleiche man damit, welche Persönlichkeiten das allgemeine Stimmrecht in die Höhe bringt, und wie wenig Verständnis bei diesem die Auswahl beherrscht. In den Vereinigten Staaten werden die großartigsten Betrügereien der Stadtverwaltungen durch die Wähler sanktioniert!

Es ist eine vielerörterte Streitfrage, ob offene oder geheime Stimmgebung besser sei. Von Gefühlswegen möchte ich mich für die offene Stimmgebung erklären: Wer so arm und abhängig ist, daß er nicht wagen darf, für seine Meinung einzustehen, der sollte überhaupt nicht zur Abstimmung zugelassen werden. Aber wir leben in einer sonderbaren Zeit. Der bedeckte Wahlzettel, welcher zum Schutze der unselbständigen Leute eingeführt wurde, wird bald eine ganz andere Bedeutung gewinnen: er wird zum Schutze der selbständigen Gewerbetreibenden unerläßlich sein, und zwar zum Schutze gegen wen? Gerade gegen die untere Klasse, die selbst durch ihn geschützt werden sollte. An Unduldsamkeit und Gehässigkeit wird diese Klasse von keiner anderen übertroffen, und die so beliebte Waffe der „Boykotts“ legt die Gefahr nahe, daß die Arbeiter die Abstimmung von Geschäftsleuten kontrollieren und sich an unwillfährigen rächen, bezw. sie durch dahin zielende Drohungen einschüchtern. Dadurch gewinnt aber die Sache ein anderes Gesicht, und wer nicht die Diktatur des Proletariats herbeiführen helfen will, der muß für die geheime Abstimmung sein.

Man mag das allgemeine Stimmrecht betrachten, wie man will, das Ende der Prüfung ist immer, daß man dasselbe als eine sehr bedenkliche Einrichtung erkennt, als eine „antisoziale", insofern als es die natürliche Gesellschaftsordnung auf den Kopf stellt.

## 34. Parlamentarismus und Konstitutionalismus.

Manche der Bedenken, die oben gegen das allgemeine Stimmrecht geäußert wurden, gelten dem Parlamentarismus überhaupt; sie machen sich jedoch am fühlbarsten, wenn jenes hinzukommt.

Es ist sehr bemerkenswert, daß man fast überall die Ergebnisse der Volkswahlen als einer Korrektur, eines Gegengewichtes bedürftig ansah, und das Zweikammersystem einführte. In allen größeren Ländern Deutschlands bestehen Erste Kammern, in denen Besitz und Bildung, sowie andere Minderheitsinteressen einigermaßen zum Worte kommen können. Nach der Verfassung des Deutschen Reiches bedürfen alle Beschlüsse des Reichstages zu ihrer Gültigkeit der Zustimmung des Bundesrates.

Die reine Herrschaft der Volksvertretung wird Parlamentarismus genannt. Dieser besteht zur Zeit in Europa nirgends; er hat nur kurze Zeit in Frankreich gegolten, ehe der Senat eingeführt war. In der Schweiz bedürfen die Beschlüsse des Nationalrates der Zustimmung des Ständerates; in Großbritannien, wo die monarchische Gewalt außerordentlich beschränkt ist, besitzt das Haus der Lords bedeutsame Rechte, die es oft genug zum Wohle des Reiches ausgeübt hat; es sei nur an die Verwerfung der irischen Home-Rule-Bill erinnert.

Unter Konstitutionalismus versteht man ebenso die verfassungsmäßig beschränkte Monarchie, wie den verfassungsmäßig beschränkten Parlamentarismus [1]). Die reine Parlamentsherrschaft wirkt antisozial und zerstörend, weil sie die Leidenschaft an die Stelle setzt, die nur der Weisheit gebührt, und weil sie die hochbegabten und weitsehenden Männer zu gunsten der Krakehler zurückschiebt.

Selbst in Großbritannien, wo das Unterhaus zu gewissen Zeiten der thatsächliche Herrscher war, blieb dies nur darum unschädlich, weil das Haus nicht aus Wahlen des ge-

1) Schäffle giebt folgende Begriffsbestimmung: „In der Monarchie wird parlamentarisch regiert, wenn die Mehrheit der Volksvertretung die Ministerien stellt und stürzt, konstitutionell, wenn die „Krone" ihre obersten „Räte" unabhängig wählt, beruft und entläßt."

samten Volkes hervorging, sondern eine aristokratische Zusammensetzung besaß, die auf alten Vorrechten beruhte. Die Zahl der Wahlberechtigten war gering und ungleich ausgeteilt; erst im Jahre 1832 wurde das Wahlrecht unter Beibehaltung eines hohen Census von 200 000 auf eine Million Briten ausgedehnt. Nach der Unterhausliste von 1855 waren Gneist zufolge durch Lords, Angehörige von Lordsfamilien und Baronets besetzt: von 159 Sitzen der 52 Grafschaften 100, von 132 Sitzen der 72 Städte über 20 000 Einwohner 61, von 200 Sitzen der 127 Flecken (boroughs) 124. Im Jahr 1867 wurde nach langem Zögern und nicht ohne große Bedenken das Haushaltungswahlrecht eingeführt, das enger ist als das allgemeine Wahlrecht, und die öffentliche Stimmabgabe blieb in Kraft bis 1872. Mit jenen Reformen, die Carlyle als eine tolle Fahrt den Niagara hinab erschienen, wurde das für Großbritannien so wichtige System des Bestehens von nur zwei parlamentarischen Parteien und ihrer Abwechslung in der Regierung untergraben. Das ist gar nicht anders denkbar; in so großen Wählermassen sind die Meinungen sehr mannigfaltig, und die Gewählten sind und sollen ja sein der Ausdruck der Gesinnungen und Anschauungen der Wähler. Bereits spricht man nicht mehr von Whigs und Tories, sondern von Liberalen und Konservativen, und die ersteren haben einen rechten unionistischen und einen linken radikalen Flügel. Die Gefahr weiterer Zersetzung bis zum Auseinanderfallen der alten Parteien in eine Anzahl ohnmächtiger und unverantwortlicher Fraktionen nach festländischem Muster wird in England selbst mehr und mehr gewürdigt, wie namentlich aus einer neueren Veröffentlichung Lecky's: „Democracy and Liberty" hervorgeht. Der Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl, der bei der Behandlung der südafrikanischen Angelegenheiten so grell hervorgetreten ist, sowohl in der Diplomatie, wie im Kriegswesen, könnte wohl dazu dienen, den Engländern die Augen darüber zu öffnen, daß ihre Regierung nicht mehr das ist, was sie einstmals war[1]).

1) Die Verhandlungen des Oberhauses über den südafrikanischen Krieg preßten dem Premier Lord Salisbury das Geständnis aus: „Ich glaube nicht, daß die britische Verfassung, wie sie jetzt angewendet wird, eine gute Maschine für den Kampf ist. Sie ist darin nicht zu übertreffen, in Zeiten des Friedens Glück und Segen zu schaffen, aber zu Zeiten des Krieges, wo die Großmächte uns nicht mit freundlichen Augen ansehen, tritt an uns die Notwendigkeit heran, darüber nachzudenken, ob wir nicht unsere Einrichtungen in gewissem Grade ändern müssen, um Gefahren zu begegnen, die jeden Augenblick entstehen können."

Auf dem Festland kommen unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts und des Fraktionswesens keine festen Mehrheiten zustande. Entweder werden die Kabinette durch wechselnde Partei-Koalitionen alle Augenblicke gestürzt, ohne daß man recht weiß warum, wie dies in Frankreich und Italien sehr zum Nachteil des regelmäßigen Ganges der Staatsmaschine zu geschehen pflegt, oder die Minister bleiben ruhig im Amte, auch wenn sie die Mehrheit der Volksvertretung nicht mehr besitzen, was wir in Preußen, Bayern, Baden und auch im Reiche erlebt haben; selbst Bismarck konnte nur durch Koalitionen Mehrheiten bilden, was ihm nicht immer gelang, ohne daß er deswegen hätte abdanken müssen. Wir leben „konstitutionell", nicht parlamentarisch.

In Deutschland ist neuerdings das Bestreben der Einzellandtage hervorgetreten, Einfluß auf die Abstimmung ihrer Regierungen im Bundesrat zu gewinnen, wodurch der „Staatsräson" noch weiterer Abbruch geschähe. Der Anspruch ist nicht überall mit der wünschenswerten Entschiedenheit zurückgewiesen worden; doch dürfte sich mindestens das von selbst verstehen, daß die Regierungen nur einen übereinstimmenden Willensausdruck beider Kammern zu beachten haben.

Die Lehre, die wir aus dem allem ziehen können, besteht darin, daß der Parlamentarismus keineswegs, wie man sich früher ausgemalt hat, die Weisheit der Staatsleitung und das Glück der Völker bedingt, daß also die verfassungsmäßige Beschränkung der Gewalt der Volksvertretung durch Mächte, die nicht von unten abhängig sind, sondern sich auf Bildung, Geist, Charakter, Lebenserfahrung, Geschäftskenntnis und Besitz stützen, eine wohlthätige, ja unentbehrliche Einrichtung ist. Mit Recht ruft E. von Hartmann der Bildungsaristokratie zu, daß sie sich als ehrenamtlichen Hüter und Mehrer der nationalen Güter zu betrachten und ihren Einfluß mit allen loyalen Kampfmitteln zu verteidigen hat. Sie darf sich in der Vollstreckung ihrer Mission nicht durch den Nebenumstand irre machen lassen, daß ihr Klasseninteresse mit dem allgemeinen parallel geht, denn „eine in der Verteidigung ihrer Stellung feige und lässig werdende Aristokratie ist stets das Anzeichen einer nationalen Erschlaffung und ein Vorbote des beginnenden nationalen „Verfalles".

## 35. Das Heer.

Wenn dem Vaterlande eine ernste Gefahr droht, wenn die Männer mit Waffen gerüstet nach den Grenzen strömen, um Haus und Herd zu verteidigen, wenn eine bange Stimmung

sich der Zurückgebliebenen bemächtigen will, dann ist es der Gedanke an die vortreffliche Organisation des Heeres, der alle Herzen mit Vertrauen und Siegeszuversicht erfüllt. Beim Heer weiß man nichts von allgemeinen Wahlen, von Reden und Gegenreden, von Mehrheiten, von Kommissionen und Unterkommissionen, in denen man sonst die Verkörperung der Weisheit zu erblicken glaubte: nein, hier stellt man auf jeden Posten nur einen einzigen Mann, der von seinen Untergebenen den unbedingtesten Gehorsam verlangt, der die Befehle seiner Oberen rücksichtslos ausführt, und der in unvorhergesehenen Lagen das thut, was er nach seinem Ermessen für das beste hält, der aber für sein Handeln auch verantwortlich ist und mit Ehre und Leben dafür haftet. Und unter dieser streng hierarchischen Organisation leisten die Völker das Größte und Höchste, was aus den altruistischen Anlagen bei völliger Hingabe an die Gesamtheit überhaupt hervorgehen kann. Die Beispiele von Mannszucht, von Entsagung, Selbstverleugnung, Treue, Todesverachtung, Vaterlands- und Nächstenliebe, die der Krieg hervorbringt, sind wohl geeignet, seine übeln Früchte, die von den „Friedensschwärmern" gewöhnlich vorangestellt werden, in den Augen mannhafter Naturen aufzuwiegen. Auch der nüchterne Forscher kann nicht leugnen, daß der Krieg die sozialen Anlagen des Menschen auf dem Punkte ihrer entwickeltsten Organisation und im Augenblicke ihrer energischsten Thätigkeit zum Ausdruck bringt. Ganz besonders die Deutschen sind wie für diese Organisation geschaffen, in der ihr Nationalcharakter von seinen herrlichsten Seiten zu Geltung kommt. Als Soldat ist der Deutsche wahrhaft erhaben und bewundernswert, weil er gehorchen muß und seiner Rechthaberei keinen Spielraum gewähren darf; sich selbst überlassen, macht er den Eindruck eines zänkischen, verbummelten Gesellen, dem man gar nicht zutraut, was in ihm steckt. Die Franzosen haben diesen Irrtum scharf büßen müssen.

Natürlich kommt hier noch mehr, als im bürgerlichen Leben, alles darauf an, daß der rechte Mann am rechten Platze steht. Die Auslese der Offiziere ist daher eine ungewöhnlich strenge. Zunächst wird nicht nur der Bewerber, sondern auch seine Familie angesehen, ob nicht irgend ein verdächtiger Punkt vorhanden ist. Es ist dies einer der wenigen Fälle, in denen unbewußt den Gesetzen der Vererbung Rechnung getragen wird. Das „Aufdienen" von Unteroffizieren hat man aus guten Gründen abgeschafft, weil die Erfahrung lehrte, daß es mehr Unzufriedenheit als Zufriedenheit stiftete; und diese

Lehre hätte mit sinngemäßer Anwendung auch für die Civilstaatsverwaltung ihren Wert.

Dann werden von dem Offiziersaspiranten Prüfungen verlangt, und wenn diese bestanden sind, werden die praktischen Leistungen einer unaufhörlichen Beurteilung unterzogen. Nur scheinbar erfolgt das Vorrücken nach der Anciennetät; in Wirklichkeit wird nur der befördert, der die nötige Qualifikation für einen höheren Posten hat, und der Uebergangene muß, wenigstens von der bekannten Ecke an, seinen Abschied nehmen. Er muß es nach den maßgebenden Grundsätzen schon deshalb, weil er im Ernstfalle seinen Vorgesetzten zu vertreten hat, und weil man nicht im Frieden Leute behalten will, die dazu nicht befähigt sind und bei einer Mobilmachung gleich pensioniert werden müßten. Nirgends fällt die Zahl der Opfer der Auslese dem Beobachter so ins Auge, wie beim Militär; während der Kampf ums Dasein auf anderen Gebieten in einen Nebel gehüllt ist, wird hier über alle Gescheiterten genau und öffentlich Buch geführt. Gewöhnlich knüpft sich daran die Frage, ob denn eine so starke Vermehrung der Pensionslast durch gesunde und kräftige Männer notwendig sei? Die Erörterung geschieht jedoch in der Regel äußerst oberflächlich. Man glaubt irgend etwas bewiesen zu haben, wenn man ausspricht, daß die Zahl der Zuruhesetzungen „eine auffallend hohe", die Last eine „unerträgliche" sei. Von den Prinzipien, nach denen die Auslese der Offiziere erfolgt, ist merkwürdigerweise fast nie die Rede. Und doch ist dies gerade die Hauptsache.

Wer freilich, wie Ihering, dem Problem auf den Grund geht, der kommt zu Ergebnissen, die sich mit dem Bestehenden nicht in so klaffendem Widerspruche befinden, wie die Auslassungen der Parteipresse. In seinem „Zweck im Recht" hat der berühmte Jurist die Grundlagen der Autorität des Offiziers bei seinen Mannschaften genau untersucht, und er spricht offen aus, daß jene in der Stunde der Gefahr nicht auf dem „Gesetz", das dann weit entfernt ist, sondern auf der Persönlichkeit des Offiziers beruht. Nicht im Interesse seiner selbst, sondern im Interesse der auf die stärksten Spannungen berechneten Mannszucht ist dem Offizier eine dienstliche und gesellschaftliche Stellung angewiesen, welche die Mannschaften beinahe wie zu einem höheren Wesen zu ihm aufblicken läßt, dessen Befehle Offenbarungen sind. Der Erfahrene weiß, daß es hauptsächlich von der Persönlichkeit und dem Ansehen der Offiziere abhängt, ob eine Truppe im Gefecht Stand hält oder

nicht. Geht der Offizier voran, dann gehen die Mannschaften mit, und der dreifach höhere Offiziersverlust des letzten Krieges im Vergleich zu den Mannschaftsverlusten spricht eine beredte Sprache.

Es mag sein, daß gegenüber einzelnen Gemeinen von höher entwickeltem Pflichtgefühl eine so stark bevorzugte Stellung der Offiziere nicht nötig wäre; allein es giebt auch andere, und selbst wenn es deren nur wenige sein sollten, so gebietet die Selbsterhaltung, daß in einem Kriege alle Hebel angestrengt, alle Kräfte nutzbar gemacht werden, weil ein kleiner Ausschlag den Sieg entscheiden kann. Das Ansehen des Offiziers könnte neben einer Uebergehung bei der Beförderung nicht bestehen. Ihering kommt sogar ungezwungen dazu, auch dem Offiziersduell eine Berechtigung in Hinsicht des Zweckes zuzugestehen; denn die Mannschaften würden es nicht begreifen, daß unter gegebenen Umständen der Offizier zum Advokaten läuft, um durch diesen seine gekränkte Ehre wiederherstellen zu lassen.

Bei der Auslese ist es aus früher angegebenen Gründen leicht verständlich, daß der begüterte Adel unverhältnismäßig zahlreich im Offizierstand vertreten ist. Dies kann jedoch nicht als ein Nachteil, sondern nur als ein großer Vorteil für das Heer angesehen werden. Man sollte froh sein, daß es im Vaterlande Familien giebt, die die Lust am Kriegshandwerk als ein Erbstück betrachten und sich angelegen sein lassen, dem Heere stramme und schneidige Offiziere zu liefern. Daß sie dabei nicht sowohl ihren Vorteil, als Pflicht und Ehre im Auge haben, beweisen die langen Listen von Gefallenen, welche die hervorragendsten Familien im Laufe der Geschichte verloren haben. Die feige Bequemlichkeit, die hinterm Ofen über die Schändlichkeit des Massenmordes jammert und das Profitmachen für die einzige menschenwürdige Beschäftigung ansieht, wäre ja niemals imstande, das Land in der Stunde der Gefahr zu verteidigen. Es ist daher nicht einmal zu wünschen, daß mit dem Offiziersersatz allzu tief in die dem Erwerbsleben obliegenden Stände hineingegriffen werde, da in diesen doch die herrschenden Anschauungen etwas verschieden sind, und der Offizier schlechterdings nur eine Richtschnur kennen darf. Wenn man zusieht, wie die „öffentliche Meinung“ bemüht ist, die Grundbedingungen eines ganz und gar seinen Berufsinteressen hingegebenen Offizierskorps zu untergraben, unbekümmert um die Gefahren, die im Falle der Not daraus entstehen können, dann muß man wirklich ausrufen: „Sie wissen nicht was sie thun!“ Vgl. hierzu S. 109.

Beim Vorrücken waltet die Auslese oft in einem nicht ganz entsprechenden Sinne, weil sie im Frieden geschehen muß und doch auf den Krieg berechnet ist. Die Anhaltspunkte, die sich zur Beurteilung der Tüchtigkeit darbieten, sind selbstverständlich dort andere als hier. Jeder Regimentskommandeur hat seine besonderen Ansprüche, nach deren Erfüllung er seine Untergebenen einschätzt. Selbst in höheren Kommandostellen ist der Offizier niemals sicher; ein Versehen bei den Manövern, das im Ernstfalle möglicherweise nicht passiert wäre, ja selbst ein Mißverständnis eines Untergebenen können einen Befehlshaber stürzen. In keinem andern Organisationszweige ist die Wahrscheinlichkeit so groß, daß die Auslese mitunter auch Individuen beseitigt, die ein besseres Los verdient hätten, aber gleichzeitig ist dem Heere der Vorzug eigen, daß die Auslese höchst unwahrscheinlich einen Mann durchkommen läßt, der auf seinen Posten nicht taugt; und wir erkennen daraus wieder, daß es eben das Gesamtheitsinteresse ist, das von der Auslese vorangestellt wird, während das Individualinteresse erst in zweiter Linie steht.

Das Endergebnis der militärischen Auslese ist zweifellos ein befriedigendes. Wir haben im Krieg 1870/71 die Erfahrung machen können, daß wir durchweg ausgezeichnete Persönlichkeiten in den entscheidenden Stellungen besaßen, Männer, die Fachkenntnis mit allen erforderlichen Charaktereigenschaften verbanden. Der nicht genug zu bewundernden Heeresleitung verdanken wir in erster Linie die Erfolge unserer Kriegsoperationen. Was nützt es angesichts solcher Thatsachen zu beklagen, daß vielleicht mehr Offiziere als nötig vor der Zeit pensioniert wurden? Man könnte mit größerem Recht darüber trauern, daß manchen Tüchtigen eine feindliche Kugel hinwegrafft. So will es nun einmal das Gesetz des Kampfes ums Dasein der Nationen; nach den Einzelnen kann da nicht lange gefragt werden. Wer den Offiziersberuf wählt, weiß dies vorher.

Gleich bei Beginn des Feldzuges zeigte sich, daß nur wenige Persönlichkeiten den Anforderungen nicht entsprachen, aber doch sind solche Ausnahmen vorgekommen, wie Fritz Hoenig durchblicken läßt. Die Betreffenden wurden natürlich entfernt. Wenn man aber bedenkt, wie gut im großen Ganzen die im Frieden vollzogene Auslese auf den Krieg gepaßt hat, so kann man der Organisation hohe Anerkennung nicht versagen. Kein Mensch wäre imstande, ein gleich gut wirkendes System zu ersinnen, wenn keine Ueberlieferung vorhanden wäre. Auch hier ist alles nicht geschaffen, sondern „geworden".

Von den Ueberlieferungen abzuweichen ist daher eine Sache, die nur nach reiflicher Prüfung beschlossen werden darf, weil man nur schwer beurteilen kann, wie die einzelnen Rädchen ineinandergreifen. Eine gewollte Aenderung kann viele ungewollte nach sich ziehen. Das Zögern der Heeresverwaltung theoretischen Neuerungsanträgen gegenüber ist daher nicht zu tadeln, sondern erscheint völlig gerechtfertigt.

Neben dem Schutze gegen den äußern Feind hat das Heer die Aufgabe, der inneren Ordnung eine Stütze zu sein. Diese Aufgabe wird schon dadurch teilweise erfüllt, daß das Heer für Hunderttausende eine Schule der Mannszucht und anderer sozialer Tugenden ist. Es können aber auch Zeiten eintreten, in denen diese Einwirkung nicht mehr genügt, um gewaltsamen Angriffen gegen die Gesellschaftsordnung vorzubeugen. Nur weil hinter dem Richter die Gensdarmerie, hinter dieser die bewaffnete Macht steht, sind die Urteile vollstreckbar. Das Heer bildet einen wunderbaren Mechanismus, durch den Verstand und Bildung, trotzdem sie in der Minderzahl sind, die kurzsichtigen und begehrlichen Massen beherrschen. Es ist jedoch nicht unbedenklich, daß die Sozialdemokratie mehr und mehr in das Heer eindringt; ist hier auch die eigentliche Propaganda ausgeschlossen, so ist es doch für die Offiziere eine starke Zumutung, mit unzuverlässigen Elementen zu operieren, die sich, ihrer Parteiparole getreu, als Soldaten möglichst gut aufführen, aber im gegebenen Augenblicke zu Verrätern werden können. Eine Minderheit wird im Rahmen der Organisation allerdings machtlos und muß sich gern oder ungern fügen, da ein Versuch der Meuterer im ersten Augenblicke unterdrückt würde. Auf diesem Punkte steht die Sache zur Zeit. Dafür ist das Zeugnis Bebels wertvoll, der auf einem internationalen sozialdemokratischen Parteitag den Antrag, die Genossen sollten im Falle eines Krieges den militärischen Gehorsam versagen, mit dem Einwand bekämpfte, daß dies ganz vergeblich wäre, da jene Genossen entwaffnet und erschossen würden. Daß es nicht weiter kommen möge, ist zwar wünschenswert, aber keineswegs gewiß. Wie die Dinge sich gestalten, wenn dereinst in manchen Truppenteilen die Mehrzahl der Mannschaften Sozialdemokraten sind, läßt sich nicht sagen. Aeußerlich wird zwar die Organisation noch fortbestehen und auch funktionieren, aber im Ernstfalle kann es große Ueberraschungen geben, wie sie auch schon erlebt worden sind. Die bürgerlichen Parteien sollten viel mehr die Gefahr würdigen, in denen die Staatsordnung schwebt, und sie sollten

sich versagen, durch Vertretung eines abstrakten „prinzipiellen" Standpunktes die Aufgabe der Heeresverwaltung noch schwerer zu machen, als sie schon ist.

Wenn wir einerseits die Armeeorganisation unbefangen würdigen, in der noch Sachkenntnis und Charakter ihren unangefochtenen Platz an der Spitze einnehmen, so wollen wir anderseits damit keineswegs aussprechen, daß es gut wäre, diese streng hierarchische Gliederung auf das bürgerliche Leben auszudehnen. Es sind Schattenseiten vorhanden, die beim Heer im Hinblick auf die Kriegsgefahr ertragen werden können, die aber in den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft nicht passen würden. Im Heere wird die Individualität höheren Zwecken untergeordnet, im bürgerlichen Leben soll und muß dieselbe entwickelt werden. Die Verschiedenheit des Zweckes bedingt auch eine verschiedene Organisation. Man kann jedoch immerhin aus militärischen Grundsätzen manche Lehren ziehen, die bei Beurteilung bürgerlicher Einrichtungen nützlich sein dürften. Nicht alles, was demokratisch ist, verdient schon deswegen Lob und Nachahmung: auch das aristokratische Element hat in jeglicher Organisation seine Berechtigung. Und wenn ein Heer ohne Führer wehrlos wäre, so wäre auch die bürgerliche Gesellschaft ohne tüchtige Leute an ihrer Spitze funktionsunfähig.

Die schlimmste Kehrseite der Subordination zeigt sich bei den Soldatenmißhandlungen, deren Abstellung trotz des guten Willens von oben niemals ganz gelingen wird. Die Uebelthaten sind nur selten von Offizieren ausgegangen, deren sie ganz und gar unwürdig wären, wogegen allerdings die Unteroffiziere etwas milder zu beurteilen sind. Wenn man die Unanstelligkeit mancher Rekruten beobachtet, die oft von Mangel an gutem Willem zu zeugen scheint, so muß man zugeben, daß zur Bewahrung der Selbstbeherrschung mehr Geduld nötig wäre, als dem Menschen in der Regel von der Natur verliehen ist.

Die allermeisten Leiden hat der Rekrut nicht von Vorgesetzten, sondern von Seinesgleichen, von Kameraden zu erdulden, worüber jedoch selten etwas verlautet. Das Benehmen der gedienten Mannschaften gegen die Rekruten bietet Gelegenheit zu sehr belehrenden Beobachtungen über die durchschnittliche seelische Veranlagung der Massen. Man kann sich da am besten überzeugen, daß die mittlere Höhe nicht bedeutend ist, und daß bei den meisten Menschen Selbstüberhebung, Bequemlichkeit und Mutwille nicht durch Gerechtigkeitsgefühl und

andere soziale Anlagen gezügelt werden. Dem Rekruten gegenüber fühlt sich der gediente Mann wie eine Art Vorgesetzter. Der Rekrut soll womöglich für ihn die Arbeit thun, ihn bedienen, ihm Bier spenden und wird nebenbei als Gegenstand des Zeitvertreibs benutzt. Pariert er nicht, so ergeht es ihm schlecht. Beinahe nie hört man Klagen hierüber, die auch wenig nützen würden. Der Rekrut läßt sich alles gefallen und rächt sich dadurch, daß er es im nächsten Jahre den neuen Rekruten ebenso macht, wie es ihm gemacht wurde.

Die dreijährige Dienstzeit, für die Kaiser Wilhelm I., Roon und Bismarck aufs äußerste gekämpft hatten, ist bei den Fußtruppen abgeschafft worden. Sie war für die Ausbildung des Mannes nicht mehr nötig — war es vielleicht nie! Aber sie war eine organisatorische Einrichtung ersten Ranges. Theoretisch machte bei der dreijährigen Dienstzeit der jährliche Ersatz $^1/_3$ des Friedensstandes aus, bei der zweijährigen beträgt er $^1/_2$; in Wirklichkeit wegen unvorhergesehener Abgänge in beiden Fällen etwas mehr. Der Geist einer Truppe ist unzweifelhaft ein anderer, wenn die Stammformation nicht einmal zur Hälfte aus gedienten Leuten besteht, als wenn diese zwei Drittel ausmachen. Die zweijährige Dienstzeit muß daher erst noch die Probe bestehen. Jedenfalls haben die Offiziere durch sie einen schwereren Stand bekommen.

Den meisten Dienenden kommt in ihrer weiteren Lebenszeit die Schule zu statten, die sie beim Heere durchgemacht haben. Nicht bloß in dem Institut der Militäranwärter findet dies seinen Ausdruck, sondern ganz allgemein für jedes Geschäft und jede Stellung wird der gediente Mann dem nichtgedienten vorgezogen; mit vollem Recht. Für die Handwerker und Fabrikarbeiter, die ihr Beruf zur Arbeit in geschlossenen Räumen zwingt, wie auch für unsere Studierenden, ist der Militärdienst noch außerdem von großem Werte zur Ausbildung des Körpers und zur Festigung der Gesundheit. Ohne eine solche Unterbrechung würden viele junge Männer überhaupt nicht zur vollen Brust- und Muskelentwickelung gelangen. Die Militärzeit darf keinen gereuen, denn die Jahre, die er in der Jugend opfert, gewinnt er in der Reife seines Mannesalters wieder durch die zweifellos eintretende Verlängerung des Lebens. Einige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Zunahme des Brustumfangs und der Stärke der Muskeln giebt meine Schrift: „Wiederholte Wägungen und Messungen von Soldaten."

Es ist zu hoffen, daß es der Militärverwaltung gelinge, unsere musterhafte Heeresorganisation gegen unbedachte Reform-

versuche zu verteidigen, aber auch den guten Geist vor Zersetzung von innen heraus zu bewahren. Unsere Offiziere waren nie bescheidener und geehrter, als nach den ruhmvollen Großthaten von 1870/71. In langer Friedenszeit drohen mancherlei Gefahren. Schon äußern sich Ansprüche, die über das berechtigte Maß der Ausnahmestellung der Offiziere hinausgehen, aber da dies meist bei jüngeren Herren geschieht, so darf man annehmen, daß mit den Jahren der Most ausgärt, oder auch daß die Auslese ihres Amtes waltet. In unserer ausgesetzten Lage sollte alles möglichst einfach und gediegen bleiben; fängt man an, den Dienst nur noch mechanisch zu thun, den Ruhm in Prunk, Luxus, Spiel und dergl. zu suchen, dann büßen wir einen Hauptfaktor unserer Ueberlegenheit ein. In dem kommenden Weltkriege werden moralische Waffen mehr als in allen früheren den Ausschlag geben. Wahrheit und Wirklichkeit werden den Sieg über Schein und Schwindel davontragen.

## 36. Die Arbeiterklasse und die nationale Verteidigung.

Im Anschlusse an das Vorhergehende soll noch ein bezeichnendes Beispiel dafür beigebracht werden, daß die Arbeiterklasse notwendigerweise höher gebildeter und weitsichtigerer Führer im Kampf ums Dasein bedarf, da sie nicht einmal ihr eigenes wichtigstes Interesse zu begreifen vermag.

In einer seiner Brandreden gegen den „Militarismus" erklärte Bebel: „Wenn der Feind ins Land kommt, so wird er hauptsächlich die Börsen der Reichen erleichtern, denn bei den Arbeitern findet er nichts!" Die Zuhörer waren über diese Bemerkung außer sich vor Entzücken, ohne zu merken, daß sie nur ihre Urteilslosigkeit kundgaben.

Die Auffassung der nationalen Verteidigung als einer Versicherungsanstalt für das Vermögen der reichen Leute ist ebenso falsch, als kindlich. Ein kleiner Augenblick des Ueberlegens genügt, um darzuthun, daß bei einem unglücklichen Kriege alle Klassen der Bevölkerung große Gefahr laufen, aber keine in höherem Grade, als gerade die Arbeiterklasse. Der Begüterte wird im schlimmsten Falle immer noch einen Teil seines Besitzes zu retten wissen, aber der Arbeiter büßt das einzige ein, wovon er lebt: seine Arbeitsgelegenheit. Die Friedensbedingungen, die ein besiegtes Deutschland annehmen müßte, würden jedenfalls Bestimmungen enthalten,

durch welche die Gegner sich den Weltmarkt sichern. Eine Schmälerung unserer Ausfuhr an Industrieprodukten bedeutet eine entsprechende Minderung unserer Einfuhr an Brotfrüchten und Fleischwaren. Was dies für die Arbeiterklasse heißt, bedarf keiner Ausmalung. Die Zunahme unserer Einwohnerzahl seit 1871 beträgt 15 Millionen, wovon der weitaus überwiegende Teil auf den Arbeiterstand entfällt. Das Anwachsen unserer Städte und Industriemittelpunkte, während das flache Land stillsteht, ist ein Beweis hierfür. Ein Rückgang in dem fraglichen Sinne wäre gleichbedeutend mit Hungersnot. „Der Stillstand ist dumpf, der Rückschritt traurig", sagt schon Adam Smith. Unsere Einwohnerzahl müßte um Millionen abnehmen; bei einem Volke mit so starker natürlicher Vermehrung, wie wir sie haben, wäre dies von den unbeschreiblichsten Schrecknissen begleitet. Wie weit muß es erst kommen, bis die Einzelnen sich ihrer Lage bewußt werden, bis sie voll Verzweiflung erkennen, daß sie ihre Familien schlechterdings nicht mehr zu erhalten vermögen? Der Rückgang des Wohlstandes würde anfangs eine vermehrte Auswanderung zur Folge haben; aber die Aermsten und Unbefähigtsten würden zurückbleiben und der Wohlthätigkeit und den Armenkassen zur Last fallen, solange die Besitzenden selbst noch etwas zu spenden haben.

Es ist darum eine der thörichtsten Unterstellungen, daß die Arbeiterklasse bei einem unglücklichen Kriege nichts zu verlieren habe. Der Landwehrmann aus dem Arbeiterstande kämpft genau ebenso für Weib und Kind, wie der aus der wohlhabenden Klasse. Das Heer hat die Aufgabe, die ganze Nation zu schützen, ohne Unterschied des Standes und des Besitzes. Leider hat die Presse der bürgerlichen Parteien vielfach der Meinung Vorschub geleistet, als gehe die nationale Verteidigung nur die Besitzenden an, indem die Verlegung der finanziellen Lasten der Heeresvermehrung auf die „leistungsfähigen Schultern", d. h. die höheren Stände, proklamiert wurde. Abgesehen von der wirtschaftlichen Unmöglichkeit, daß ein kleiner Bruchteil der Nation eine notwendige Steuerlast für die Gesamtheit übernehmen könne, ist die Vorstellung höchst bedenklich, als ob das Interesse an der nationalen Verteidigung nicht für alle Bevölkerungsschichten das nämliche sei. Denen, die so gerne die aufreizende Redensart von Bürgern erster und zweiter Klasse gebrauchen, steht eine solche Trennung besonders wohl an. Wir hätten dann die Wohlhabenden, die das Vaterland verteidigen, um ihren Besitz zu schützen, und die Arbeiter,

die an der Verteidigung bloß deswegen teilnehmen, weil sie dazu gezwungen werden. Und das will sich „sozial" nennen! Sozial richtig ist, daß die „kleinen Leute" mitinteressiert sind und darum auch mitzahlen müssen.

Was von dem Heer gesagt wurde, das gilt auch für die Seemacht. Nicht etwa bloß zum Schutze der reichen Leute brauchen wir unsere Kriegsschiffe, sondern vorzugsweise zur Erhaltung des Absatzmarktes unserer Industrieprodukte in fernen Weltteilen, d. h. zur Bewahrung des Einkommens unserer Arbeiter. Ein Rückgang der Ausfuhr macht sich am stärksten in den unteren Schichten bemerkbar. Deswegen trachten alle europäischen Nationen darnach, möglichst viel vom Weltmarkt an sich zu reißen, indem sie Handelsverträge mit überseeischen Staaten abschließen. Die Zugeständnisse hängen großenteils von der Machtfrage ab, und wenn wir nicht wie der Poet bei der Teilung der Erde dastehen wollen, so müssen wir die nötige Zahl von Kriegsschiffen haben. Die Arbeiter selbst sollten darauf dringen, daß wir zu Wasser und zu Land so mächtig ausgerüstet werden, als es mit Aufbietung aller Kräfte geschehen kann.

Und nun noch ein Wort über die finanzielle Belastung durch den „Militärmoloch". Der Aufwand des Deutschen Reiches von 800 Millionen für Heer und Flotte beträgt noch nicht den dritten Teil der Ausgaben des Volkes für die beiden Genußmittel Alkohol und Nicotin! Nach der Statistik wurden 1890 nicht weniger als 2500 Millionen Mark für Bier, Wein, Branntwein und Tabak verbraucht. Bei dem Lärm, der 1893 wegen der geplanten Erhöhung des Militäretats um 55 Millionen veranstaltet wurde, hätte man glauben können, unser Volk befinde sich am Rande des wirtschaftlichen Abgrundes. Aber selbst wenn unsere Lage eine so ernste wäre, daß wir uns Einschränkungen unserer Lebenshaltung auferlegen müßten, um wehrfähig zu bleiben: worin hätten diese Einschränkungen schlimmsten Falles bestanden? An Nahrung und Kleidung und anderen notwendigen Dingen hätten wir keinen Pfennig zu sparen brauchen. Wenn jeder statt 100 Cigarren nur 98 rauchte, statt 100 Glas Bier oder 100 Schnäpsen nur 98 vertilgte, war durch dieses Opfer das Vaterland schon gerettet, denn 55 Millionen machen auf 2500 Millionen ungefähr 2% aus. Man wird schwerlich behaupten wollen, daß deswegen jemand aus Mangel an Nikotin weniger leistungsfähig gewesen wäre oder gar, daß auch nur ein Mensch im Deutschen Reich hätte verdursten müssen!

Mittlerweile hat sich der Aufwand für Trinken und Rauchen auf jährlich 3000 Millionen Mark gesteigert, und nun erleben wir wieder eine ähnliche Hetze wegen der vorgeschlagenen Erhöhung des Flottenetats um etwa 220 Millionen Mark, verteilt auf 20 Jahre, also nur 11 Millionen jährlich, die durch die natürliche Steigeruug der Einnahmen um mehr als 40 Millionen jährlich hinreichend gedeckt sind. Aber der biedere Deutsche wird belehrt, daß er für seine Sicherheit und Wohlfahrt ein solches Opfer unmöglich bringen könne. Es ist besser, die Verteidigungsanstalten in einem ungenügenden Maß zu erhalten und sich dem völligen Niedergang auszusetzen, als rechtzeitig Vorkehrung zu treffen!

Seit Jahrzehnten wird die Verarmung des deutschen Volkes als notwendige Folge der „unproduktiven" Ausgaben für Heer und Flotte prophezeit, und trotz alledem ist der Wohlstand in so ungeahntem Maße gewachsen, daß wir andere Völker überholt haben! Ohne unsere gefürchtete Macht wären wir wahrscheinlich in dieser Zeit gründlich gebrandschatzt worden, wie dies in früheren Jahrhunderten üblich war. Niemals ist die Wohlfahrt so billig bezahlt worden, wie unter der Herrschaft des sog. „Militärmolochs".

## 37. Der Krieg und die natürliche Auslese.

Der Krieg wird von vielen Uebeln begleitet, aber man sollte die Schilderung derselben nicht übertreiben. In seiner Gesamtwirkung ist der Krieg eine Wohlthat für die Menschheit, da er das einzige Mittel bietet, um die Kräfte von Nation zu Nation zu messen und der tüchtigsten den Sieg zu verleihen. Der Krieg ist die höchste und majestätischste Form des Daseinskampfes und kann nicht entbehrt, daher auch nicht abgeschafft werden. Schon Darwin hat darauf hingewiesen, daß durch den Krieg eine Auslese der Völker sich vollzieht („Abstammung des Menschen" Kap. V) und daß hierdurch eine Vervollkommnung des Menschengeschlechtes herbeigeführt wird: „Ein Stamm, der viele Glieder umfaßt, die in einem hohen Grade den Geist der Vaterlandsliebe, der Treue, des Gehorsams, des Mutes und der Liebe zu den Stammesgenossen besitzen und die daher stets bereit sind, einander zu helfen und sich für das allgemeine Beste zu opfern, ein solcher Stamm wird in der Regel über die anderen Stämme den Sieg davontragen." (Vergl. dazu H. E. Ziegler: „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie", S. 164 ff.)

Man hebt auch von unserer Kriegsbereitschaft nur die unangenehm fühlbaren Seiten hervor, ohne zu bedenken, daß diese uns vor Verweichlichung bewahrt und der schrankenlosen Jagd nach Gewinn und Genuß ein ideales Element, die Vaterlandsliebe entgegenstellt. Ueber die Kriegsbereitschaft jammern und zugleich die Abnahme des Idealismus beklagen, das fertig zu bringen erfordert entweder einen eigentümlich konstruierten Denkapparat oder eine große Unwissenheit.

Der Krieg ist nicht bloß in dem Sinne ein Werkzeug der natürlichen Auslese, daß er der an Kraft und Geist stärkeren Nation die verdiente Oberherrschaft gewährt, sondern er kann auch auf die einzelnen Individuen in vorteilhaftem Sinne auslesend wirken. Dies allerdings nur bei kurzer Dauer und im ganzen mäßigen Verlusten. Langdauernde Kriege wie die Napoleonischen, welche Unmengen auserlesener, diensttauglicher Männer vernichten, drücken den Durchschnitt der Bevölkerung in körperlicher Hinsicht herab, jedoch nicht in geistiger, da die höheren Stände verhältnismäßig schwächer betroffen werden. Der 30jährige Krieg hatte, wie Seeck hervorhebt, einen außerordentlichen Aufschwung der Geister im Gefolge, obwohl er die Masse der Bevölkerung furchtbar mitnahm. Vgl. S. 129.

Man hat die Wirkung solcher Kriege mit Unrecht verallgemeinert. Unsere Verluste von 1870/71 waren groß und schmerzlich, trotzdem haben sie der allgemeinen Sterblichkeitsziffer nur einen winzigen Zuwachs gebracht, und von einer Entvölkerung konnte bei weitem nicht die Rede sein. Auf den Nachwuchs, abgesehen von den in den Jahren 1871 und 1872 Geborenen, hat der Krieg einen verbessernden Einfluß geübt. So paradox dies beim ersten Hören klingt, so selbstverständlich erscheint es bei näherer Ueberlegung und nach Ansehung der statistischen Ziffern.

Die Kugel des Feindes trifft nicht bloß den Mutigsten, der sich bei Vollbringung eines Wagestückes der Gefahr aussetzt, sondern viel häufiger den, der aus Leichtsinn oder aus Mangel an Geschicklichkeit die vorhandenen Deckungen unbenützt läßt. Kaum die Hälfte der Verluste geschieht durch Pulver und Blei; ebensoviele Leute werden von Krankheiten und Seuchen dahingerafft, und hierbei ist klar, daß die kräftiger veranlagten Individuen am besten widerstehen und schließlich aus dem Krieg heimkehren. Dies ist wieder ein Beispiel der S. 13 geschilderten Doppelsinnigkeit der natürlichen Auslese, wobei es auf die begleitenden Umstände ankommt, ob die günstige oder die ungünstige Wirkung überwiegt.

Man betrachte das Heer als einen großen Schwamm, der bei der Mobilmachung sämtliche waffenfähige Leute ansaugt und nach einem nicht allzulang währenden Kriege eine Auslese der Gewandtesten, Kräftigsten und Abgehärtetsten wieder von sich giebt.

Nach Schluß eines solchen Krieges hebt sich die Zahl der Eheschließungen und ein Jahr später die der Geburten außergewöhnlich. Aber nicht nur dies: die geborenen Kinder sind von besserer Körperbeschaffenheit, nachdem die durch den Krieg gestählten Männer zurückgekehrt sind. Deutschland hat nie zahlreichere und schönere Wehrpflichtige gehabt, als 1893, in dem Jahre, in welchem von einer gewissen Presse gelogen wurde, man müsse Krumme und Lahme für tauglich erklären, um die von der Regierung für das neue Militärgesetz verlangte Rekrutenziffer herauszubekommen. Schon im Frühling bei der Musterung fiel die Gesundheit und strotzende Kraft der Pflichtigen den Kommissionsmitgliedern auf, und beim Einrücken der Rekruten im Herbst waren die Vorgesetzten ebenso einig darüber, noch nie einen so vorzüglichen Ersatz gehabt zu haben.

Diese Erfahrung machte man nicht bloß in Deutschland. In Frankreich, wo durch das allgemeine Kriegselend die Auslese der Schwachen und Unzulänglichen die Civilbevölkerung in dem Gebiete nördlich der Loire mitbetraf, war die Wirkung eine noch schärfere. Der „Avenir militaire“ meldete aber mit sichtlicher Ueberraschung, daß das Kontingent von 1893 ein ungewöhnlich gutes und brauchbares gewesen sei, und der Oberstabsarzt Dr. Collignon bestätigt diese Angabe durch seine Wahrnehmungen in der Dordogne, mit dem Anfügen, daß alle Kommissionsmitglieder, die schon viele Jahre lang dem Geschäfte beiwohnen, den nämlichen Eindruck hatten, daß also die günstigen Tauglichkeitsziffern nicht von einer unbewußten Ermäßigung der Ansprüche herrührten.

Ganz ähnliche Beobachtungen verwertet Domenico Guerrini in einem Aufsatze der „Rivista militare italiana“. Nach dem Krimkriege ist die Tauglichkeitsziffer in Frankreich hinaufgegangen, und das nämliche that sie sowohl in Frankreich, als in Italien nach dem Kriege von 1859. Genug, um die landläufigen, auf Vorurteilen beruhenden Meinungen über die absolute Schädlichkeit des Krieges zu widerlegen.

Kurze Kriege wirken entschieden als reinigende Gewitter auf die Bevölkerung, indem sie vorzugsweise die verweichlichten und nicht mit genügender Lebenskraft ausgestatteten

Individuen beseitigen, zugleich aber der Bevölkerung einen neuen frischen Antrieb gewähren, der sich in der Abhärtung der Erwachsenen, in größerer Gesundheit der Geborenen und in einem bedeutenden Aufschwung des öffentlichen Geistes zu erkennen giebt. Durch den Krieg wird schließlich wieder eine klare politische Lage hergestellt, die den derzeitigen Machtverhältnissen entspricht und folglich Aussicht auf Dauer gewährt.

## 38. Das Beamtentum.

Das deutsche Beamtentum steht mit Recht in hohem Ansehen wegen seiner gründlichen Bildung, seiner Ehrenhaftigkeit und Unbestechlichkeit. Diese Vorzüge müssen besonders geschätzt werden, wenn man die Gepflogenheiten der Beamten in manchen anderen Staaten damit vergleicht. Die Ursache der geachteten Stellung des deutschen Beamtentums liegt in den Bestimmungen, die für die Auslese der geeigneten Persönlichkeiten getroffen sind und die sehr gut ihrem Zwecke entsprechen, in hohem Grade „sozial" wirken. „Ein tüchtiger, ehrlicher, über dem Egoismus der einzelnen Klassen stehender Beamtenstand", sagt G. Schmoller in seiner prächtigen Abhandlung über den deutschen Beamtenstaat vom 16. bis 18. Jahrhundert, „ist ein soziales und wirtschaftliches, wie ein psychologisch-sittliches Kunstwerk, das nur die Jahrhunderte unter besonders glücklichen Bedingungen schaffen konnten." Deutschland hat diese Gunst des Schicksals erfahren.

Eine höhere Beamtenstelle kann nur bekleiden, wer akademische Studien gemacht und mindestens ein Staatsexamen abgelegt hat. Die Fähigkeit allein entscheidet; Ansehen der Abstammung findet nicht statt. So erwuchs, um mit Schmoller zu reden, „der von den Staatsinteressen erfüllte Beamtenstand, der trotz allen verschiedenen Ursprungs in sich homogen war, in dem Talent und Charakter mehr als Geburt und Reichtum über die Karriere entschieden, in dem Schreiber und Amtleute neben dem Fürsten- und Grafensohn immer wieder bis zum Minister aufstiegen".

Die Bestimmungen über die Vorbildung haben im Lauf der Zeit ihre Wandlungen durchgemacht und immer erfüllten sie mehr oder weniger gut die doppelte Aufgabe, einerseits auslesend zu wirken, d. h. die ungeeigneten Individuen zurückzustoßen, anderseits die geeigneten mit Kenntnissen und allgemeiner Bildung zu versehen (S. 35 ff). Die Auslese offen-

bart sich darin, daß unter den Studierten die germanische Kopfform viel häufiger vorkommt, als unter der übrigen Bevölkerung, und nach allem, was wir über Vererbung wissen, darf man wohl annehmen, daß wir durch unsern Studiengang unwissentlich auch die germanischen Charaktereigenschaften der Wahrhaftigkeit, Ehrenhaftigkeit und treuen Hingabe an den Beruf ausgelesen haben.

Dafür, daß das System der Auslese nicht durchbrochen wird, sorgt die monarchische Spitze, die das allergrößte Interesse an dem Fortgang einer ehrlichen Staatsverwaltung besitzt. In diesem Punkte zeigt sich so recht, wie der Monarch ganz anders mit dem Staatswohle verwachsen ist als ein republikanischer Wahlpräsident. Der Unterschied ist ein ähnlicher wie zwischen einem Erbbesitzer und einem Pächter oder einem Geschäftsinhaber und einem Kommis. Die Erfahrung predigt es überlaut, daß die Präsidenten nicht die nötige Widerstandskraft besitzen, um die Einmischung der Abgeordneten in das Anstellungswesen auf die Dauer zurückzuweisen. Dies gebiert einen ganzen Rattenkönig von antisozialen Umtrieben. Der Streber unterstützt die Wahl eines Abgeordneten, um durch dessen Protektion vorwärts zu kommen. Der Abgeordnete ist von solchen Geschöpfen abhängig und darf die Berechnung nicht täuschen. Der Minister seinerseits braucht den Abgeordneten, um eine Mehrheit zu haben und kann dessen Bitte um Versorgung seiner Schützlinge in irgend welchen Staatsämtern nicht abschlagen, und der Präsident kann wiederum dem Minister keinen Strich durch die Rechnung machen. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Beamten sich am Börsenspiel und an Preßagitationen beteiligt, in der Hoffnung, ohne Mühe reich zu werden. Unsere guten Leute, welche es als den Gipfel der Fortschrittlichkeit ansehen, daß man wie Cincinnatus vom Pfluge weg zum Diktator, so aus der Redaktionsstube auf einen Ministersessel berufen werden kann, ahnen nicht, wie wenig das französische Gebahren mit republikanischer Einfachheit und Geradheit gemein hat[1]).

1) Die Schweiz bildet unter den Republiken eine Ausnahme, denn sie hat keinen Bundes-, sondern nur einen Bundesratspräsidenten, unter dessen Leitung die Exekutive durch ein auf dem Wege des Kompromisses zusammengesetztes Kollegium aus Angehörigen mehrerer Parteien vor sich geht. Aehnlich wirken auch die Bestimmungen der Kantonsverfassungen. War dieser Umstand schon günstig für die Hintanhaltung der Korruption, so kam dazu noch die geschichtliche Entwickelung der Eidgenossenschaft, die das Glück hatte, ganz allmählich aus einer Herrenrepublik in eine Volksrepublik überzugehen. Die Schweiz hat nie ganz

Unsere deutschen Verwaltungsbeamten haben einen sich mehr und mehr erweiternden Wirkungskreis; man stelle sich vor, was allein die gewerblichen und landwirtschaftlichen Verhältnisse in den letzten Jahren für Zuwachs gebracht haben. Kein Wunder, daß Geschick und Verständnis nicht überall gleichen Schritt hielten; aber der gute Wille war im allgemeinen da. Man sollte der Beamtenschaft — oder der „Bureaukratie", wie der Schmeichelname heißt — nicht allzusehr vorwerfen, daß sie häufig unpraktisch ist. Das hängt mit ihrer Stellung außerhalb des Erwerbslebens zusammen. Wären die Beamten geriebener und findiger in den Dingen, die sich auf das Geldverdienen beziehen, so würden sie wahrscheinlich bald ihres größten Vorzuges verlustig gehen. Das Ehrgefühl der Standesgenossen und die öffentliche Meinung vermögen sich aber bis jetzt nicht damit zu befreunden, daß ein Beamter an gewinnbringenden Nebengeschäften beteiligt sei. Die Abneigung beruht auf einem richtigen sozialen Instinkt.

Die meisten akademisch gebildeten Beamten könnten vermöge ihrer Intelligenz, wenn sie sich die nötige praktische Schulung aneigneten, sehr wohl einem industriellen oder kaufmännischen Unternehmen vorstehen und dort Geld genug verdienen, jedenfalls weit mehr, als der Staat ihnen bezahlt. Die Besoldungen der höheren Beamtenkategorien sind so bemessen, daß sie beim Abmangel von Privatvermögen nur eine ziemlich knappe Lebenshaltung ermöglichen. Daß die Betreffenden sich damit begnügen und nicht nach den goldenen Früchten des Erwerbslebens greifen, hat seinen Grund weniger in dem mit jeder Unternehmung verbundenen Risiko, als in der größeren innerlichen Befriedigung, die dem gemeinnützigen Wirken in öffentlicher Stellung entspringt. Es ist also ein

---

mit der Ueberlieferung gebrochen, und darum hat es ihr nie an tüchtigen Persönlichkeiten aus den gebildeten Ständen gefehlt, die sich für kärgliche Vergütungen aufopfernd der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten annahmen. Es berührt den Beobachter eigentümlich, zu sehen welche Rolle selbst in den demokratischsten Kantonen noch jetzt die Sprossen der alten Adels- und Patrizierfamilien spielen, deren Namen mit der Geschichte des Landes ruhmvoll verknüpft sind. Noch immer sind diese, persönliche Tüchtigkeit vorausgesetzt, die Vertrauensmänner weiter Volkskreise. Ob es freilich bis in alle Zukunft so gut weitergehen wird, ist wenigstens für die Kantone mit vorwiegender Industriebevölkerung nicht verbürgt; für den Bund jedoch liegt eine Gewähr auf lange Zeit hinaus in der großen Verschiedenheit der einzelnen Landesteile, ihrer Bevölkerung, Beschäftigung, Denk- und Gefühlsweise. Dadurch ist es beinahe unmöglich gemacht, daß irgend eine einseitige Richtung in Bundesangelegenheiten die Oberhand gewinnt.

idealistischer Zug, der keineswegs verdient, als „Beamtenhochmut“ oder „Dünkel“ gebrandmarkt zu werden. Das Wirken für die Gesamtheit erfordert mehr altruistische Gesinnung, das Wirken für das eigene Interesse mehr egoistische; solange wir jene höher stellen als diese, werden wir auch dem hingebungsvollen Beamten eine besondere Hochachtung nicht versagen können. Auf dem idealistischen Grundzuge beruht die größte Stärke unseres Beamtentums. Ohne ihn wäre kein Staat reich genug, um so hohe Besoldungen zu bezahlen, als nötig wären, um Persönlichkeiten von diesem geistigen Range anzuziehen; Beweis dafür ist, daß in Privatdiensten weit höhere Gehalte gewährt werden müssen als im Staatsdienst. Das deutsche Volk sollte darum auf sein Beamtentum stolz sein und dasselbe nicht „gemeiner“ haben wollen!

In geringerem Maße herrscht jener Grundzug bei den Unterbeamten. Es soll nicht übersehen werden, daß auch bei ihnen die ehrenvolle Stellung im Staatsamte anziehend wirkt, aber weit mehr noch thut dies die gesicherte Existenz, die mit weniger Anstrengung zu behaupten ist, als im Privatdienst bezw. im freien Erwerbsleben gefordert wird. Der Zudrang zu den untersten Staatsstellen ist auffallend stark; es kommt vor, daß auf der Wartliste einer Eisenbahndirektion 300 Personen stehen, deren höchstes Streben dahin geht, Wagenwärter zu werden. Zweifellos bietet der Staat dieser Art von Beamten eine angenehmere Stellung, als der freie Wettbewerb ihnen nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten in Aussicht stellen würde. Bis zu einem gewissen Grade muß dies auch der Fall sein, denn wie früher ausgeführt wurde (S. 87 f.), liegt es im öffentlichen Interesse, daß ein Mann, der seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf eine berufsmäßige Thätigkeit im Dienste der Gesellschaft richten soll, sorgenfrei ist. Außerdem gewinnt der Staat dadurch, daß er die Leute etwas besser stellt, die Auswahl unter den tauglichen Individuen für seine Zwecke. Aber man kann mit den Gehaltserhöhungen auch zu weit gehen. Es ist jetzt Mode, für die Aufbesserung der Unterbeamten einzutreten und die Besoldungen der höheren Beamten hoch genug zu finden; diese Strömung gehört zu den antisozialen, die aus unrichtigen Abstraktionen entspringen. Beinahe jeder fühlt, daß irgend etwas an dieser Strömung unrichtig sein muß, aber die wenigsten haben die klare Erkenntnis und den Mut, diese auszusprechen. Gerade auf demokratischer Seite sollte man nicht blind sein für die Bedrohung des Staatswohles, die daraus entspringt, wenn die

Besoldungen der höheren Beamten nicht rechtzeitig mit dem Steigen der standesgemäßen Lebenshaltung aufgebessert werden. Ich will die mancherlei Versuchungen nicht ausmalen, die sich ergeben können: der Hauptfehler scheint mir der zu sein, daß nur noch Leute mit Privatvermögen um bessere Stellen sich bewerben können. Die Besetzung solcher mit Abkömmlingen von Geldaristokraten bietet aber keine Gewähr für die Aufrechterhaltung eines soliden Beamtengeistes, das versteht sich von selbst.

Der entscheidende Punkt ist der, daß der Staat thatsächlich den höheren Beamten weniger bezahlt, als sie kraft ihres geistigen Ranges erwerben könnten, wenn sie nicht vorzögen, dem Staat um die Ehre zu dienen, daß aber bei den Unterbeamten die Gehalte höher sind, als das Einkommen, das ihnen der freie Wettbewerb bieten würde. Als Bittende sind die Leute meist sehr froh, eine Unterbeamtenstelle zu erhalten; aber kaum haben sie dieselbe, so erscheint ihnen die Besoldung durchaus ungenügend, und sie werden von „Unzufriedenheit" ergriffen. Daraus entstehen dann mancherlei Agitationen unter den Beamten.

Eine sehr bedeutsame Maßregel war die Erlassung von Beamtengesetzen mit festen Gehaltstarifen und bestimmten Zulagen. Man wollte die Beamten von dem Wohl- oder Uebelwollen ihrer Vorgesetzten unabhängig stellen, ein Zweck, der etwas Bestechendes hat. Aber die andre Seite ist die, daß durch dieses sozialdemokratische Prinzip der Gleichmacherei die Beförderung keine höhere Leistung mehr erfordert. Man muß schon sehr nachlässig sein, bis man durch ein in allen Formen Rechtens verlaufendes Verfahren um seinen Dienst kommen kann! Der eifrige und arbeitsame Beamte ist dem, der nur das Notwendigste thut, völlig gleich gestellt; mehr als dieser erreicht er auch nicht. Und da hat man noch den Mut, von sozialer Gerechtigkeit zu sprechen! Wer Umfrage hielte, der würde vielleicht erfahren, daß in den besten Beamtenkreisen nicht Jedermann von der „Reform" erbaut ist.

Was aber noch bedenklicher erscheint, als die Zurücksetzung der Einzelnen, das ist die Schädigung des Staatsinteresses. Wenn man einen intelligenten und emsigen Beamtenstand als einen wichtigen Hebel der gesellschaftlichen Wohlfahrt ansieht, kann man die Gesetzesänderungen nur bedauern, durch die das Durchschnittsniveau von der eifrigen Pflichterfüllung auf die eben noch hinreichende herabgedrückt wird. Zugegeben, daß das frühere System Nachteile hatte, so trafen diese nur Wenige; die Nachteile des jetzigen Gesetzes treffen

aber den Staat, die Allgemeinheit, und das ist in den Augen des „sozial“ Gesinnten ein weit größeres Uebel. Es ist bezeichnend für das geistige Vermögen unserer gegenwärtigen Volksvertretungen, daß in den langen Beratungen über die Regelung der Rechts- und Gehaltsverhältnisse der Beamten von dem Staatsinteresse nur in dem allgemeinen Sinne die Rede war, dem Staate müsse daran gelegen sein, daß seine Beamten zufrieden sind. Ob aber der Staatswagen richtig vorwärts kommen kann, wenn viele Beamte sich einfach daran hängen und mitschleppen lassen, anstatt mitzuschieben, daran hat man gar nicht gedacht, und doch sollte dies bei einem Beamtengesetz die allererste Hauptfrage sein!

In einzelnen besonderen Fällen geschieht andererseits zu wenig für die Beamten, und bezeichnenderweise gerade da, wo die Staatsräson das nachdrücklichste Eintreten für sie fordert. Es kommt vor, daß ein treuer Beamter unter außerordentlichen Umständen freiwillig sein Leben opfert, um seine Pflicht zu erfüllen. Ein Lokomotivführer, der bei einem Unglück, statt an seine Rettung zu denken, auf dem Posten bleibt und sich zermalmen läßt, ein Schutzmann, der gefährlichem Gesindel mutig zu Leibe geht und einem tückischen Messerstich erliegt, während er sich ganz gut hätte um die Ecke drücken können, das sind in unserer Beamtenwelt noch keine unerhörten Erscheinungen. Aber ein seltsames Zeugnis für unsere Staatsmänner ist es, daß in den Beamtengesetzen mit keiner Silbe derartige Fälle vorgesehen sind. Die Hinterbliebenen eines solchen Mannes erhalten gesetzlich keinen Pfennig mehr, als wenn ihr Ernährer in seinem Bette verblichen wäre, und war er noch nicht viele Jahre im Dienst, so bemißt sich Witwen- und Waisengehalt nach einem sehr niederen Maßstab. Auch daß man daran denken konnte, derartige Ereignisse als „Unfälle“ zu behandeln, oder sie durch gnädige „Unterstützungen“ zu erledigen, den Pflichteifrigen also einem Ungeschickten oder Dürftigen gleichzustellen, klingt wie ein Hohn auf das menschliche Unterscheidungsvermögen. Das charakteristische Merkmal liegt darin, daß der betreffende Beamte trotz der ihm bekannten Gefahr bei einem besonderen Vorfalle seine Pflicht bis zum äußersten gethan hat, und die Staatsklugheit verlangt, daß jedem Beamten die Ueberzeugung beigebracht werde, wenn er unter solchen Umständen verunglücke, so werde seine Familie durch die Fortbezahlung des ganzen Gehaltes entschädigt werden. Ist der Beamte dessen nicht ganz sicher, so setzt man ihn in ernsten Fällen einem Widerspruch zwischen seinem Pflicht-

gefühl und seinen Familientrieben aus, und diese gehören doch zu den schönsten und berechtigtsten, die der Mensch hat. Eine der Willkür unterliegende nachträgliche Anerkennung und Staatsentschädigung kann den Mangel nicht ersetzen, denn der Mann muß vorher wissen, daß das Los der Seinigen gesichert ist, sonst wird der Zweck der Beruhigung und Ermutigung verfehlt. Das 1896 in Baden verabschiedete Spezialgesetz bringt zwar eine Besserung, giebt aber dem Grundgedanken nicht den wünschenswerten präzisen Ausdruck.

Alles in allem: Es ist unvermeidlich, daß das Beamtentum dem die Kräfte schärfenden Wettkampf des Lebens entzogen wird, aber man sollte die Ausnahmestellung auf diejenigen beschränken, bei denen sie durch das öffentliche Interesse gefordert wird. Pflichttreue, Eifer und Hingebung im Beamtenstande sollte man anzufeuern suchen und nicht diese Eigenschaften der an der Grenze der Minimalleistung sich bewegenden Lahmheit gleichstellen. Denn inmitten so vieler unerfreulicher sozialer und politischer Gestaltungen bildet unser tüchtiger und zuverlässiger Beamtenstand eine der festesten und tragfähigsten Säulen des Staatsgebäudes, eine Säule, die noch aufrecht steht, bei der es der antisozialen Doktrin bis jetzt nicht gelungen ist, das unterste zu oberst zu kehren.

## 39. Karl Marx und der „Kapitalismus".

Wir kommen jetzt zu dem „Kapital", dem „schwarzen Tier", dem Karl Marx und seine Schule alles Schlimme nachsagen, was auf der Welt geschieht. In seinem berühmten, 1867 herausgegebenen Werke sieht Karl Marx, wie er ausdrücklich erklärt, von den Personen der „Kapitalisten" ab; er will die Erscheinungen des Gesellschaftslebens gleichsam wie einen Naturprozeß betrachten und glaubt in dem „Kapital" den bestimmenden Faktor erkannt zu haben, der den Prozeß regelt. Der Prozeß sei von dem Willen und Bewußtsein der Menschen unabhängig; im Gegenteil: er bestimme das Wollen und die Absichten der Menschen, ohne daß diese sich dessen bewußt werden. Mit blendender advokatischer Beredtsamkeit und unter Anführung eines statistischen Materiales, dessen Fülle den Leser gar nicht zu eigenem Nachdenken kommen läßt, legt Marx dar, wie das Kapital darauf hinarbeite, sich selbst immer mehr zu „akkumulieren", d. h. in den Händen Weniger anzusammeln, und die Arbeiter immer mehr und mehr auszusaugen. Ohne Gefühl und ohne Gewissen stürme das schwarze Tier

blindwütend seinen Weg dahin, die Besitzenden widerstandslos mit sich reißend und die Enterbten zermalmend. Keine Macht der Erde könne es aufhalten außer der Macht des Proletariats, die sich dem Kapital entgegenstellen und ihm schließlich die Herrschaft abnehmen werde.

Nirgends so deutlich wie bei Marx bestätigt sich meine eingangs gemachte Bemerkung, daß man zum Verständnis der Gesellschaftsordnung nicht gelangen kann, wenn man von den Bedingungen der wirtschaftlichen Produktion allein ausgeht. Marx hat nur Sinn für die mit dieser zusammenhängenden Erscheinungen. Jeder Gesellschaftszweck anderer Art wird von ihm als nebensächlich entweder mit Stillschweigen übergangen, oder, wenn derselbe erwähnt werden muß, als Ausfluß der Genußsucht, der Habgier, der Heuchelei der höheren Klassen mit Spott und Hohn überschüttet. Und diese Einseitigkeit hat vielen unserer Volkswirtschafter imponiert; sie wird von ihnen mit kaum verhüllter Bewunderung als eine Glanzleistung anerkannt, wofür die Sozialdemokratie mit der Behauptung quittiert, die Marxsche „Arbeiterbibel" sei noch von niemand widerlegt worden und könne von niemand widerlegt werden!

Der Naturforscher, der gewohnt ist, bei jedem in Bewegung befindlichen Mechanismus die treibende Kraft zu suchen, wird die Sache mit anderen Augen ansehen. Er wird sich von vornherein sagen: Das Kapital ist doch ein totes Ding, dem erst die Thätigkeit der Menschen Bewegung verleiht, es kann also unmöglich die treibende Kraft sein. Es ist eine Hilfseinrichtung der Güterproduktion und Güterverteilung, ein Mechanismus, der von den Menschen zu bestimmten Gesellschaftszwecken in Gang gesetzt wird, aber die treibenden Kräfte müssen von den Menschen selbst, von ihren egoistischen und sozialen Trieben ausgehen, und mit diesen also haben wir es in der Gesellschaftswissenschaft in letzter Linie zu thun, — gerade umgekehrt, wie Marx meint. Die Marxsche Schule betont selbst gelegentlich, der Mensch lerne immer besser die Naturkräfte beherrschen, und derselbe Mensch, der Wasserfälle für sich arbeiten läßt, den Dampf in seine Gewalt beugt und die Macht der Elektrizität nach seinem Willen lenkt — er sollte ein willenloses Werkzeug in der Hand einer wirtschaftlichen Hilfseinrichtung sein, des Kapitals, das doch ein selbständiges Leben gar nicht besitzt? Und das Proletariat, die am wenigsten mit Einsicht und Charakter ausgestattete Klasse, gerade diese sollte den Beruf haben, die Menschheit zu erlösen?

Dem Naturforscher wird also das Marxsche Werk durchaus nicht als ein Gefäß tiefer Weisheit erscheinen, sondern als die Umhüllung eines Irrtums, der darin besteht, daß ein Mechanismus mit der ihn treibenden Kraft verwechselt wurde. Jeder verwickeltere Mechanismus besitzt übrigens seine besonderen Eigenschaften, die studiert sein wollen, und bei kritischer Auffassung kann man durch Marx manche Eigentümlichkeiten der kapitalistischen Produktionseinrichtung näher kennen lernen; dies ist immerhin ein Verdienst, wenn es auch hinter dem, welches Marx sich selbst zuschreibt, bedeutend zurückbleibt und außerdem durch viele absichtsvolle Verzerrungen des Gegenstandes geschmälert wird.

Gehen wir auf die Vorstellungen näher ein, die dem Sozialismus der Marxschen Richtung zu Grunde liegen, so finden wir, daß die Anklagen gegen das Kapital sich eigentlich nicht gegen dieses selbst richten, welches zur Produktion unentbehrlich ist und auch im sozialistischen Zukunftsstaat eine Rolle spielen würde, sondern nur gegen das nicht im Gesellschaftsbesitz befindliche Kapital, das die Güterproduktion angeblich zum Nutzen Einzelner und zum Schaden der Gesamtheit ausbeutet und den Gewinn monopolisiert. Die „Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln" soll schuld daran sein, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden und der Mittelstand verschwindet, oder, wie der Kunstausdruck heißt, „die Brücke zwischen arm und reich immer schmäler wird."

Streng genommen, handelt es sich aber in der Theorie nicht um eine Gegenüberstellung von „kapitalistischer" und „sozialistischer", sondern von „individualistischer" und „sozialistischer" Produktionsweise, was ja schon sprachlich richtiger ist. Ehe wir uns in tiefsinnige Philosophien über die Ursachen der behaupteten Gestaltung der Gesellschaft durch die individualistische Produktionsweise einlassen, wollen wir untersuchen, ob die Behauptung, daß die „Brücke immer schmäler wird", richtig ist oder nicht.

Da stoßen wir nun auf die merkwürdige Thatsache, daß Karl Marx gerade diesen Hauptpunkt äußerst stiefmütterlich behandelt hat. Während sein Buch sonst mit statistischen Ziffern gespickt ist, wird in dem Abschnitt zur „Illustration des allgemeinen Gesetzes der kapitalistischen Akkumulation" (S. 667 ff. der 3. Aufl.) nur weniges und dies ohne durchschlagende Beweiskraft angeführt. Da sind Ziffern über die Zunahme der Bevölkerung Englands, über die Einkommen-

steueranschläge von 1864 und 1865, über die Vermehrung der Eisenbahnen, düstere Schilderungen der sozialen Lage der Arbeiter und Gutspächter — aber wie es im Vergleich damit früher war, erfährt man nicht, und darum liefert all dies keinen Beweis, daß die Reichen reicher, die Armer ärmer geworden seien. Mit Recht ist von anderer Seite gerügt worden, daß Marx bei seinem fundamentalsten Satz sich sozusagen um den Beweis herumdrückte; er scheint von der Richtigkeit dermaßen überzeugt gewesen zu sein, daß er hier weitere Anstrengungen gar nicht für nötig hielt.

Dem Mangel, den man im sozialistischen Lager nicht übersehen konnte, versuchte Max Schippel in seiner 1883 erschienenen Schrift: „Das moderne Elend und die Uebervölkerung" durch eine eingehendere Begründung abzuhelfen, leider nach keiner besseren Methode. Er stützt sich ebenfalls auf englische Verhältnisse und zeigt durch die Statistik, wie einerseits die Produktion sich auf allen Gebieten vermehrt hat, anderseits die Lage der arbeitenden Klasse immer noch eine unbefriedigende ist; einen eigentlichen Beweis für die zunehmende Verarmung der Arbeiter führt aber Schippel auch nicht, da hierzu eine Vergleichung von sonst und jetzt erforderlich wäre. Wir erkennen nicht, ob Fortschritt oder Rückschritt stattgefunden hat, wenn wir nur die Gegenwart betrachten, denn zur Bestimmung einer Richtungslinie sind mindestens zwei Punkte erforderlich; ein Punkt bestimmt keine Linie, was Schippel offenbar so wenig weiß, wie Marx. Selbst da, wo jener den richtigen Weg einzuschlagen scheint, bei der Heranziehung der Einkommensverhältnisse von 1867, thut er nur dar, daß die reichen Leute mehr Einkommen haben, als die armen, was eine Binsenwahrheit ist. In der zweiten Auflage von 1889 hat Schippel nichts Wesentliches hieran verbessert. Eine Vergleichung der Einkommensklassen zweier etwas auseinander liegender Jahre sucht man vergebens.

Dagegen haben nichtsozialistische Schriftsteller und Statistiker auf diesem Wege den Beweis zu erbringen versucht, daß die Zahl der mittleren Einkommen abnehme, während die der kleinen und großen wachse. Die falsche Methode, nach der verfahren wurde, ist in mancher Hinsicht so belehrend, daß es mir zweckmäßig scheint, diese zuerst vorzuführen und dann den Finger auf die Stelle zu legen, wo der logische Schnitzer begangen wurde. Ich wähle jedoch als Beispiel nicht die englische, sondern eine deutsche Statistik, die uns mehr Interesse einflößt. Wenn wir die sächsischen Einkommensverhältnisse

der Jahre 1879 und 1890[1]) miteinander vergleichen, müssen wir jedenfalls herausfinden, ob in diesem Zeitraum „die Brücke schmäler geworden ist“ oder nicht.

Nach den Veröffentlichungen des Königl. Statistischen Bureaus waren in den genannten Jahren in Sachsen physische und juristische Personen zur Einkommensteuer eingeschätzt (vgl. S. 99):

| | | | | | 1879 | 1890 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | bis | 500 | Mark | 560210 | 546138 |
| von | 500 | „ | 800 | „ | 270246 | 401439 |
| „ | 800 | „ | 1600 | „ | 165699 | 318125 |
| „ | 1600 | „ | 3300 | „ | 62140 | 91124 |
| „ | 3300 | „ | 9600 | „ | 24414 | 36841 |
| | | über | 9600 | „ | 5293 | 10402 |

Aus diesem amtlichen Material wird nun von jener Seite die Vermehrung einer jeden Einkommensklasse berechnet und der Zuwachs wird in Prozent des Standes von 1879 ausgedrückt, wie dies in nachfolgender Tabelle zu ersehen:

| | | | | | 1879 | 1890 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | Zunahme | Prozent |
| von | 500 | bis | 800 | Mark | 270246 | 131193 | 48,5 |
| „ | 800 | „ | 1600 | „ | 165699 | 152426 | 91,8 |
| „ | 1600 | „ | 3300 | „ | 62140 | 28984 | 46,6 |
| „ | 3300 | „ | 9600 | „ | 24414 | 12427 | 50,9 |
| | | über | 9600 | „ | 5293 | 5109 | 96,5 |

Der angebliche Beweis für die Behauptung soll nun daraus folgen, daß die Klasse von 500 bis 800 M. Einkommen wenig zugenommen hat, die von 800 bis 1600 M. sehr stark, um 91,8%, die oberste Klasse über 9600 M. ebenfalls sehr stark, um 96,5%, wogegen die mittleren Einkommen nur um 46,6 bezw. 50,9% zugenommen haben, also kaum halbsoviel. Die 91,8% und die 96,5% bei den armen und den reichen Leuten sind die beiden „Brückenköpfe“, die dazwischen liegenden 46,6 und 50,9% sind die Brücke, die, wenn es so fort geht, „immer schmäler wird“ und zuletzt „abreißt“, wonach es nur noch „Protzen“ und „Proleten“ giebt.

So wurde das Schwinden des Mittelstandes, die Anhäufung des Reichtums und die Verelendung des Proletariats „nachgewiesen“. Bücher, Herkner, Mithoff, Edith Simcox und andere sind für die Schweiz, Baden, Preußen, England ꝛc. zu Ergebnissen gelangt, die sich in Kürze dahin ausdrücken

1) Aus den früheren Auflagen behalte ich die Ziffern für 1890 hier bei, werde aber nachher diejenigen für 1898 nachtragen.

lassen, daß die „Brücke immer schmäler wird, die arm und reich verbindet". Bis auf Julius Wolf (1892) scheint niemand eine Ahnung davon gehabt zu haben, daß die Methode falsch ist, weil sie die absolute Zunahme der Steuerpflichtigen und die relative Zunahme derselben in einer Weise durcheinanderwirft, die das Ergebnis in verschobener Gestalt erscheinen läßt.

Es würde zu weit führen, wenn wir auf die Irrtümer näher eingehen wollten, die Wolf seinerseits begangen hat, die ihn übrigens nicht verhindert haben, zu richtigen Ergebnissen zu gelangen. Nachdem die sozialdemokratische Partei das Dogma der „fortschreitenden Verelendung der Massen" selbst über Bord geworfen hat, können wir uns bei der Darstellung der Thatsachen etwas kürzer fassen als es in den vorausgehenden Auflagen gestattet war.

Um ein klares, unanfechtbares Bild von der Aenderung der Gesellschaftspyramide zu bekommen, verfahren wir wie folgt. Die Gesamtzahl der Einkommensteuerpflichtigen in unserem Beispiel betrug 1879: 1 088 002, 1890: 1 404 069. Die Zunahme um 316 067 Personen entspricht 29,04 % des Standes von 1879, und diese Zahl ist schon sehr bezeichnend, da die Bevölkerung nur um 19,5 % zugenommen hat, somit jetzt viel mehr erwerbende Personen im Verhältnis zu den verzehrenden vorhanden sind; hierüber später noch weiteres. Wenn wir die Zahl der Eingeschätzten in jeder Klasse um obige 29,04 % vermehren, so erhalten wir den Soll-Stand von 1890, der eingetreten wäre, wenn alle Klassen gleichmäßig zugenommen hätten, die Gestalt der Einkommenspyramide also die nämliche geblieben wäre. Vergleichen wir mit diesem Soll-Stand den wirklichen oder Hat-Stand, so läßt sich aus den Abweichungen leicht erkennen, ob eine Klasse mehr zugenommen hat, als sie hätte sollen, oder ob sie hinter den berechtigten Erwartungen zurückgeblieben ist.

| | | 1879 | 1890 | |
|---|---|---|---|---|
| | | | Soll-Stand bei 29,04 % Zunahme | Hat-Stand in Wirklichkeit |
| bis 500 Mark | | 560 210[1]) | 722 952 | 536 138 |
| von 500 „ 800 „ | | 270 246 | 348 752 | 401 439 |
| „ 800 „ 1600 „ | | 165 699 | 213 835 | 318 125 |
| „ 1600 „ 3300 „ | | 62 140 | 80 192 | 91 124 |
| „ 3300 „ 9600 „ | | 24 414 | 31 507 | 36 841 |
| über 9600 „ | | 5 293 | 6831 | 10 402 |
| Summa | | 1 088 002 | 1 404 069 | 1 404 069 |

1) Hierunter befanden sich 76 697 Personen mit weniger als 300 M. Einkommen, die steuerfrei sind. Ihre Zahl hätte bei gleich-

Soll-Stand und Hat-Stand von 1890 müssen natürlich, wenn richtig gerechnet wurde, die gleiche Summe ergeben; die einzelnen Klassen sind jedoch verschieden. Auf den ersten Blick sieht man, daß die Klasse der niedersten Einkommen gegen den Soll-Stand ungemein viel abgenommen hat, während die übrigen Klassen ohne Ausnahme zugenommen haben. Um uns über das Mehr oder Weniger Rechenschaft zu geben, bilden wir die Unterschiede und drücken in Prozent aus, wieviel im Verhältnis zu dem Soll-Stand der Hat-Stand größer oder kleiner ist, wonach sich Zu- oder Abnahme des Wohlstandes beurteilen läßt:

| | | | | Hat mehr als Soll. | Prozent des Soll-Standes. |
|---|---|---|---|---|---|
| | bis 500 | Mark | — | 176814 | — 24,5 |
| von 500 | „ 800 | „ | + | 52687 | + 15,1 |
| „ 800 | „ 1600 | „ | + | 104290 | + 48,7 |
| „ 1600 | „ 3300 | „ | + | 10932 | + 13,6 |
| „ 3300 | „ 9600 | „ | + | 5334 | + 16,9 |
| über 9600 | | „ | + | 3571 | + 52,3 |

Diese Tabelle führt eine deutliche Sprache: die Brücke wird in der Mitte immer breiter! Abgenommen im Verhältnis zu früher hat nur die unterste Einkommensklasse mit den dürftigen Einkommen von weniger als 500 M., und das ist erfreulich. Die größte absolute Zunahme um 104290 Eingeschätzte fällt aber nicht auf die zweitunterste Stufe, sondern auf die drittunterste mit 800 bis 1600 M. Einkommen, die man unmöglich als „arm" bezeichnen kann. Auch alle höheren Klassen weisen Zunahmen über das Soll um 13,6% bis 52,3%. Wo bleibt da die steigende Verarmung? Gewiß niemals, seit die Welt steht, haben sich im Zeitraum von 11 Jahren die Einkommensverhältnisse großer Volksmassen in solchem Maße gehoben! Und dabei werden, wie allgemein bekannt, die 80er Jahre in der Industrie zu den weniger günstigen gerechnet.

In der falschen Berechnung von vorhin hatte man die unterste Steuerklasse einfach weggelassen und dadurch den „Brückenkopf" von 91,8% scheinbar weit nach unten verlegt. Jetzt sieht man, daß derselbe auf 48,7% herabgegangen ist und sich näher an der Mitte befindet, also kein „Brückenkopf" mehr ist. Die Klasse von 800 bis 1600 Mark Einkommen hat stärker zugenommen, als die beiden darauf folgenden Klassen.

---

mäßiger Zunahme um 29,04% im Jahre 1890 98970 betragen müssen, während sie auf 74918, also um 24,3% des Soll-Standes zurückging. Vgl. die Anmerkung S. 83.

Dies kann verschiedene Ursachen haben[1]). Eine Zunahme der „Verelendung" kann keinesfalls die Ursache sein, denn, wie schon bemerkt, mit diesem Einkommen zählt man nicht zu den Armen. Es wäre jedoch möglich, daß das weitere Aufsteigen aus dieser Klasse in eine höhere durch die unrichtige Organisation der Gesellschaft allzusehr erschwert ist. Doch braucht dies nicht ohne weiteres angenommen zu werden, denn der nämliche Effekt wird eintreten, wenn die geistige Begabung vieler Individuen in der Klasse von 800 bis 1600 M. nicht ausreichend ist, um ihnen das Weiterkommen zu ermöglichen; auch in diesem Falle wird sich eine Stauung in unserer Klasse herausstellen, ohne daß die Gesellschaft dem Aufsteigen organisatorische Hindernisse bereitet. Es könnte aber auch geschehen, und diese Ursache scheint mir die bedeutsamste zu sein, daß die unteren Volksklassen sich in dem letzten Jahrzehnt unverhältnismäßig rasch vermehrt haben. Das Mehrangebot von Arbeitskräften ist ein Hindernis für die soziale Besserstellung ganzer Volksklassen, und da die Thatsache der hohen Kinderzahl der unteren Schichten nicht zu leugnen ist, so kann man die 48,7 % Zunahme bei der Einkommensklasse von 800 bis 1600 M. einfach als einen statistischen Ausdruck derselben betrachten, aus dem sich für die Organisation der Gesellschaft und für die Durchschnittsbegabung jener Klasse weiter nichts ableiten läßt. Würde die Vermehrung der unteren Schichten einmal weniger rasch erfolgen, dann würden wohl viele von den 48,7 % Zeit gewinnen, in höhere Einkommenstufen zu gelangen; aber die stürmische Vermehrung schiebt immer neue Individuen nach und läßt die Anschwellung in dieser Klasse nicht zur Abnahme kommen[2]).

1) Zum Teil mag es daher rühren, daß man das Einkommen der Censiten in den Klassen unter 1600 M. meist genau ermitteln kann, z. B. das der Arbeiter aus den Lohnlisten, wogegen in den Klassen aufwärts von 1600 manche selbständige Meister absichtlich oder unabsichtlich (wegen mangelhafter Buchführung) ihr Einkommen zu nieder ansetzen. Es giebt jedoch auch in diesen Klassen Personen genug, die ihr Einkommen nicht verheimlichen können, z. B. Beamte, kleine Rentner u. s. w., so daß der Fehler nicht allzugroß sein wird. Jede Steuerveranlagung nähert sich im Laufe der Zeit mehr und mehr der Wahrheit, indem man die Einzelnen solange höher einschätzt, bis sie sich zu einem Nachweis ihres Einkommens verstehen, wenn nämlich die Grenze überschritten ist. Die sächsische Einkommensteuer wurde 1875 eingeführt; da wir die Ergebnisse erst vom Jahr 1879 an benutzen, dürfen wir ihnen schon einen ziemlichen Grad von Richtigkeit zutrauen.

2) Die Stauung in der Klasse von 800 bis 1600 M. beweist, daß die ersten Einkommenstufen verhältnismäßig leicht zu übersteigen sind; dazu gehört nicht viel Begabung und auch nicht viel Schulbildung. Dann

Man muß sich erinnern, daß die Klasse von 1600 bis 3300 und die von 3300 bis 9600 M. ebenfalls Zunahmen von 13,6% und 16,9% über die regelmäßige Vermehrung hinaus aufweisen. Bei der obersten Klasse mit mehr als 9600 M. Einkommen besteht noch eine Art von „Brückenkopf", nur ist derselbe von 96,5% auf 52,3% vermindert. Daran können sich aber die Theoretiker auch nicht halten. Diese Klasse ist nach oben unbegrenzt und nimmt alles auf, was von unten emporkommt, ohne etwas weiterzugeben. Was heißt denn unter diesen Umständen eine Zunahme der oberen Klasse um 52,3%? Heißt das wirklich, daß „die Reichen immer reicher" werden? Mit nichten! Wenn die Reichen immer reicher würden, das Kapital sich immer mehr in wenigen Händen konzentrierte, dann müßten die Eingeschätzten in der oberen Klasse an Zahl abnehmen und das Durchschnittseinkommen derselben müßte zunehmen. Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Die Zahl der reichen Leute ist von 5293 auf 10402, also um 52,3% gestiegen, aber das Durchschnittseinkommen eines Eingeschätzten dieser Klasse hat sich in dem nämlichen Zeitraume nur um etwa 13,6% vermehrt[1]).

---

aber wird das weitere Vordringen schwerer. Der kritische Punkt ist aus der Figur der Einkommenspyramide (S. 100) leicht zu ermitteln: die Stauungslinie befindet sich da, wo die Tangente der Kurve sich wieder mehr nach oben wendet, also für 1890 ungefähr bei 1200 M. Einkommen; hier werden die meisten untauglichen Individuen ausgeschieden. Ist aber diese strenge Siebung vollzogen, dann bessern sich für den Einzelnen die Aussichten auf weiteres Steigen, und je höher ein Individuum sich aufgeschwungen hat, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß dasselbe zu noch höheren Einkommenstufen gelangt, denn die Tangente der Kurve wird nach oben immer steiler und zuletzt fast senkrecht, die Prozent der Aufsteigenden nehmen wieder zu. Der Volksmund drückt dies so aus, daß die zweite Million leichter zu verdienen sei als die erste.

Mit der Zeit hebt sich die Stauungslinie infolge der Veränderung der ganzen Kurve. Letzteres wird durch die neueren Veröffentlichungen des Sächsischen Statistischen Bureaus bestätigt, wie auch Jul. Wolf in seiner Besprechung der ersten Auflage dieses Buches in Conrads Jahrbuch hervorhebt. Er ist mit Viktor Böhmert der Ansicht, daß die Stauungslinie thatsächlich in die Höhe wandert, d. h. daß der Arbeiterstand mehr und mehr in den Mittelstand einrückt, wenigstens was das Einkommen betrifft. Ueber die soziale Wirkung der fraglichen Verschiebung ist durch die Einkommenstatistik natürlich vorerst nichts ausgesagt. Wir wissen nicht, ob der Mittelstand dadurch gewinnt, daß unselbständige Arbeiter ein bürgerliches Einkommen erlangen; das eine nur dürfte sicher sein: daß der Mittelstand um so besser an Qualität wird, je schwieriger das Aufsteigen, und um so geringer, je leichter das Aufsteigen in denselben ist. Vergl. den 42. Abschnitt.

1) Die Zunahme der Einkommen der physischen Personen der obersten Klasse zwischen 1879 und 1890 ist nicht direkt zu ermitteln, da

In den 11 Jahren von 1879 bis 1890 ist das Gesamteinkommen der sächsischen Bevölkerung von 959 442 075 M. auf 1 444 962 117 M. gleich 50,6 % gestiegen, der Durchschnitt auf sämliche Eingeschätzte berechnet von 882 M. auf 1033 M. oder um 17,1 %, auf den Kopf der Bevölkerung hingegen von 327 M. auf 430 M. oder um 31,7 %. Die prozentuale Zunahme des Durchschnittseinkommens bei der obersten Klasse mit 13,6 % ist also viel geringer, als die bei sämtlichen Censiten oder auch bei der ganzen Bevölkerung. Mit anderen Worten: der Gesamtwohlstand hat sich gehoben, die Zahl der reichen Leute ist bedeutend gewachsen, aber die Behauptung, daß die Reichen immer reicher würden, ist vollkommen unstichhaltig. Und was von Sachsen gilt, das kann mehr oder weniger von jedem der deutschen Bundesländer angenommen werden.

Die Ansammlung in der obersten Klasse beweist also nur, daß es unter den heutigen Verhältnissen einer größeren Zahl von Gewerbetreibenden ꝛc. möglich ist, durch Hebung ihres Geschäftes und durch Kapitalerübrigungen sich ein sorgenfreies Alter zu sichern, und dies ist sozial günstig, ja notwendig, denn dem Meister garantiert niemand eine Altersrente, er muß für sich selbst sorgen. Wenn er dies nicht könnte, so wäre er dereinst als Invalide schlechter gestellt als der gewöhnliche Arbeiter.

Ja, wird man mir vielleicht entgegnen: Das alles kann richtig sein, aber dabei ist nicht berücksichtigt, daß wahrscheinlich 1890 viele Menschen ganz ohne Verdienst waren, daß die Zahl der Arbeitslosen, die im größten Elend schmachten, jedenfalls enorm gewachsen ist!

Dieser Einwand käme mir gerade recht. Denn die Statistik des Königreichs Sachsen ist besonders belehrend, weil sie einen außerordentlich großen Bruchteil der Bevölkerung umfaßt, namentlich auch die Klasse mit weniger als 500 M. Einkommen, die in anderen Ländern gar nicht erhoben wird. Wir

---

in der Statistik bis 1882 die physischen und juristischen Personen nicht getrennt wurden; letztere müssen aber selbstverständlich bei unserer Berechnung wegbleiben, da die hohen Einkommen der großen Aktiengesellschaften sich auf viele einzelne Personen verteilen. Von 1882 bis 1892, also in 10 Jahren, stieg das durchschnittliche Einkommen der physischen Personen der Klasse mit mehr als 9600 M. von 21 967 auf 24 089 M., das sind 12,4 %, und dies würde in 11 Jahren obige 13,6 % ausmachen. Man begeht keinen großen Fehler mit der Annahme, daß die prozentuale jährliche Steigerung von 1879 bis 1890 ungefähr die gleiche gewesen sei, wie von 1882 bis 1892.

sind infolgedessen in der Lage, die Zahl derer, welche kein Einkommen beziehen, also von den erwerbenden Personen erhalten werden müssen, einschließlich aller Weiber und Kinder, sicher ermitteln zu können.

Die Einwohnerzahl Sachsens betrug nach der Volkszählung 1875: 2760586, 1880: 2972805, 1890: 3502684. Hieraus ergiebt sich die Einwohnerzahl von 1879 durch Interpolation gleich 2930361. Die Zunahme von 1879 bis 1890 beträgt 572323 oder 19,5 % in 11 Jahren, was ganz außerordentlich ist. Es wäre kaum zu verwundern, wenn bei einer so schnellen Zunahme die Arbeitsgelegenheit nicht vollständig Schritt gehalten hätte; aber das Gegenteil ist eingetroffen. Wir hatten oben 1879: 1088002 Einkommensteuerpflichtige, 1890: 1404069; durch Abziehen von der jeweiligen Gesamtbevölkerung erhält man die Zahl derer, die bloß zehrten ohne eigenes Einkommen zu besitzen (einschließlich der Frauen und Kinder) 1879: 1842359 und 1890: 2098615. Scheinbar sind es deren jetzt mehr als 1879; berücksichtigt man aber die durchschnittliche Vermehrung um 19,5 %, so kommt etwas anderes heraus. Es hätten bei gleichbleibendem Verhältnis im Jahr 1890 sein müssen 2202187, und die Zahl der keinen eigenen Erwerb besitzenden Personen hat sich daher in den 11 Jahren gegenüber dem Soll um 103572 vermindert! Berechnen wir wiederum alle Klassen der Einkommensteuerpflichtigen unter Befügung der Einkommenslosen und in der Voraussetzung der gleichmäßigen Vermehrung um 19,5 %, so treten die vorhin gemachten Beobachtungen nur um so schärfer hervor:

| | 1879 | 1890 | |
|---|---|---|---|
| | | Soll-Stand bei 19,5 % Zunahme | Hat-Stand in Wirklichkeit |
| Ohne eigenes Einkommen | 1842359 | 2202187 | 2098615 |
| bis 500 Mark | 560210 | 669624 | 546138 |
| von 500 „ 800 „ | 270246 | 323027 | 401439 |
| „ 800 „ 1600 „ | 165699 | 198061 | 318125 |
| „ 1600 „ 3300 „ | 62140 | 74276 | 91124 |
| „ 3300 „ 9600 „ | 24414 | 29182 | 36841 |
| über 9600 „ | 5293 | 6327 | 10402 |
| Sa. (Gesamtbevölkerung) | 2930361 | 3502684 | 3502684 |

Die Summen des Soll- und Hat-Standes 1890 müssen wieder gleich sein, nur die einzelnen Klassen sind verschieden. Die Ab- und Zunahmen der einzelnen Klassen gestalten sich wie folgt:

| | Hat mehr als Soll. | Prozent des Soll-Standes. |
|---|---|---|
| Ohne eigenes Einkommen | — 103592 | — 4,7 |
| bis 500 Mark | — 123486 | — 18,4 |
| von 500 „ 800 „ | + 78412 | + 24,3 |
| „ 800 „ 1600 „ | + 120064 | + 60,6 |
| „ 1600 „ 3300 „ | + 16848 | + 22,7 |
| „ 3300 „ 9600 „ | + 7659 | + 26,2 |
| über 9600 „ | + 4075 | + 64,7 |

Das heißt also mit Worten: In der Zeit von 11 Jahren hat die Gesamtbevölkerung Sachsens um 527323 Köpfe zugenommen. Trotz eines enormen Mehrangebots von Arbeitskraft haben sich die Einkommensverhältnisse verbessert. Die Zahl der Personen ohne eigenes Einkommen betrug 1890 um volle 103572 weniger, als sie bei gleichmäßigem Wachstum sämtlicher Klassen hätte betragen müssen. Ebenso enthielt die Klasse der geringen Einkommen um 123486 Personen weniger als das Soll. Das sind in ungünstiger Lebenshaltung 227058 Personen weniger, als dem Verhältnisse von 1879 entspricht. Um ebensoviel haben die Personen mit besseren Einkommen zugenommen. Die Klasse mit Einkommen von 500 bis 800 M. enthielt 78412 Personen mehr, die von 800 bis 1600 M. sogar 120064 Personen mehr, als nach dem Verhältnisse von 1879. In Prozent ausgedrückt, hat sich diese Klasse um 60,6 % verstärkt, die folgende um 22,7 %, die nächste um 26,2 % und die nach oben nicht geschlossene Sammelklasse der Leute mit mehr als 9600 M. um 64,7 %.

Zieht man noch die vergleichende Verbrauchsstatistik heran, namentlich die der Nahrungs- und Genußmittel, worüber in allen Lehrbüchern der Sozialwissenschaft Material genug zu finden ist, so enthüllt sich ein Gesamtbild fortwährenden Steigens der Lebenshaltung in allen Ständen und besonders in den unteren, welche die Massenartikel verbrauchen[1]).

1) Nach einem Aufsatz von Rudolf Martin in der Frankensteinschen Vierteljahrsschrift betrug der Fleischverbrauch im Königreich Sachsen pro Kopf 1835: 29,5 kg, 1856: 50,0 kg, 1873: 69,2 kg und 1894: 71,0 kg. In dieser Zeit stieg der Preis des Rindfleisches von 28 auf 65 Pf., des Schweinefleisches von 33 auf 73 Pf., des Schöpfenfleisches von 27 auf 72 Pf. und des Kalbfleisches von 17 auf 73 Pf. Die außerordentliche Preissteigerung hat nicht verhindert, daß der Verbrauch um mehr als 100 % zunahm. Martin erblickt in dieser Thatsache einen Beweis, daß der Sachlohn gestiegen sein muß, obwohl der Geldwert gesunken ist. Das Fleisch wird auch in Arbeiterkreisen über den Bedarf als notwendiges Nahrungsmittel hinaus verzehrt, ist also ein Genußmittel geworden. — Eine noch ausgedehntere statistische Untersuchung dieses Gegenstandes von demselben Verfasser in der Zeitschrift des Königl. Sächs. Statist. Bureaus von 1895 führt zu ähnlichen Ergebnissen.

Das Bild wird vervollständigt durch die Statistik der Sparkassen, aus der hervorgeht, daß die bessere Lebensweise nicht auf Kosten der Kapitalbildung geschehen, sondern neben derselben hergegangen ist. So zählte man in Sachsen 1892 in 233 Sparkassen 1 716 726 Einleger mit einem Gesamtguthaben von 629 291 000 M., was durchschnittlich 366 M. ausmacht. Und diese Sparsamkeit äußerte sich, obschon sie von der Sozialdemokratie offiziell in Acht und Bann erklärt wurde; auch in diesen Kreisen ist der Instinkt mächtiger als die Doktrin. Da schon auf 2,1 Einwohner ein Sparkassenbuch kommt, also nahezu die Hälfte der Einwohner, Weiber und Kinder bis zum Säugling herunter mitgerechnet, ein solches Buch besitzt, so wird auch der beliebte Einwand hinfällig, die Einleger gehörten den besitzenden Ständen an. Sollte Sachsen fast $1^3/_4$ Millionen kleine und größere Kapitalisten zählen? Wenn ja, so wäre dies sogar die allerstärkste Widerlegung des Marx-Schippelschen Schauergemäldes![1])

In einem Moment, in dem Marx ein wenig einnickte — oder war es ein lichter Augenblick in seinen Phantasien? — läßt er sich folgende Aeußerung über die moderne Produktionsweise in England entschlüpfen (S. 290 der 3. Aufl.): „Ihre wundervolle Entwickelung von 1853—1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge." Wirklich? Das widerspricht aber doch völlig der Lehre von der „fortschreitenden Verelendung" der Massen, und es paßt so gut auf Sachsen oder ein anderes deutsches Land, wie auf England.

Ehe wir zu weiteren Schlußfolgerungen übergehen, betrachten wir den Verlauf der Entwickelung in den späteren Jahren von 1890 bis 1898. Die Bevölkerung Sachsens stieg in dieser Zeit auf 3 959 840 Köpfe (1890: 3 502 684), hat sich also abermals um 457 146 Köpfe oder 13,05 % vermehrt. Die Zahl der eingeschätzten Einkommen hob sich in dieser Zeit (von 1 404 069) auf 1 666 770, also um 262 701 oder um 18,7 %. Das Gesamteinkommen stieg (von 1 444 962 117 M.) auf 2 002 362 746 M. oder um 557 400 629 M. gleich 38,5 %. Das durchschnittliche Einkommen eines Eingeschätzten betrug 1879 882 M., 1890 1033 M. und 1898 1201 M. In dem letzteren Zeitabbschnitt hat es sich um 168 M. oder 15,3 % gesteigert.

1) In der Zeit von 1884 bis 1897 stiegen im Königreich Preußen die Sparkasseneinlagen von 2 115 Mill. auf 4 968 Mill. Im letzteren Jahre zählte man 8 049 324 Einleger.

Diese Ergebnisse erscheinen noch bedeutungsvoller, wenn wir die Verteilung der Einkommen in die obigen Klassen ansehen.

Vom Königlichen Statistischen Amt in Dresden wurden folgende Zahlen bekannt gemacht:

Es betrug die Zahl der Eingeschätzten mit Einkommen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | bis | 500 | Mark | 519543 |
| von | 500 | „ | 800 | „ | 476994 |
| „ | 800 | „ | 1600 | „ | 476099 |
| „ | 1600 | „ | 3400 | „ | 131777 |
| „ | 3400 | „ | 9400 | „ | 47322 |
| | | über | 9400 | „ | 15035 |
| | | | | Zusammen | 1666770 |

Diese Zahlen sind mit denen von 1890 und 1879 nicht unmittelbar zu vergleichen, weil die Klassengrenzen durch das neue Einkommensteuergesetz vom 10. März 1894 etwas verschoben wurden. Statt 3300 M. heißt es jetzt 3400 M., statt 9600 jetzt 9400 M. Wir können uns aber durch eine Interpolation helfen, welche hinreichend genau wird. Nach der gedruckten Uebersicht fallen zwischen 3100 und 3400 M. 8465 Eingeschätzte; ein Unterschied von 100 M. macht also den dritten Theil von 8465 oder 2822 Eingeschätzten aus, die wir von der Zahl in der Klasse 1600 bis 3400 M. abziehen und der folgenden Klasse zuzählen müssen. Zwischen 9400 und 10000 M. fallen 1385 Eingeschätzte; für 200 M. haben wir also 462 Eingeschätzte der einen Klasse zu- und der anderen abzuziehen. Dadurch erhalten wir berichtigte Zahlen, die wir mit denen der früheren Jahre vergleichen können. Der Fehler kann höchstens ein paar Personen betragen, was für unseren Zweck nichts ausmacht.

Mit Ausdehnung der Statistik auf die Personen ohne Einkommen erhalten wir folgende Vergleichung, in der wir wieder eine der Bevölkerungszunahme von 13,05 % entsprechende Vermehrung jeder Einkommensklasse berechnet haben, um den Soll-Stand für 1898 zu ermitteln:

| | | | | | 1890 | 1898 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | Soll-Stand bei 13,05 % Zunahme | Hat-Stand in Wirklichkeit |
| Ohne eigenes Einkommen | | | | | 2098615 | 2372518 | 2293070 |
| | | bis | 500 | Mark | 546138 | 617418 | 519543 |
| von | 500 | „ | 800 | „ | 401439 | 453833 | 476994 |
| „ | 800 | „ | 1600 | „ | 318125 | 359645 | 476099 |
| „ | 1600 | „ | 3300 | „ | 91124 | 103017 | 128955 |
| „ | 3300 | „ | 9600 | „ | 36841 | 41649 | 50606 |
| | | über | 9600 | „ | 10402 | 11760 | 14573 |
| Sa. (Gesamtbevölkerung) | | | | | 3502684 | 3959840 | 3959840 |

Die Summe muß natürlich beim Soll-Stand und beim Hat-Stand von 1898 wieder die nämliche sein. Man sieht auf den ersten Blick, daß die niederen Einkommen abermals abgenommen, die mittleren und höheren zugenommen haben. Die einkommenslose Klasse zählt 79448 Köpfe weniger, als dem Wachstum der Bevölkerung entspräche, die unterste Einkommensklasse 97875 Köpfe weniger. Beide Klassen zusammen haben 177323 Köpfe weniger, und ebensoviele Personen haben sich in die höheren Einkommensklassen emporgeschwungen. Die nachstehende Tabelle zeigt die im Lauf von 8 Jahren eingetretenen Verschiebungen:

| | Hat mehr als Soll. | Prozent des Soll-Standes. |
|---|---|---|
| Ohne eigenes Einkommen | — 79448 | — 3,3 |
| bis 500 Mark | — 97875 | — 15,8 |
| von 500 „ 800 „ | + 23161 | + 5,1 |
| „ 800 „ 1600 „ | + 116454 | + 32,4 |
| „ 1600 „ 3300 „ | + 25938 | + 25,2 |
| „ 3300 „ 9600 „ | + 8957 | + 21,5 |
| über 9600 „ | + 2813 | + 23,9 |

Am stärksten vermehrt haben sich die Einkommen von 800 bis 1600 M. um 32,4 % oder jährlich 4,0 %, aber doch nicht so stark wie in der Zeit von 1879 bis 1890, wo die Vermehrung 60,6 oder 5,5 % jährlich betrug. Diese Klasse enthält wohl die meisten Arbeiter, und es ist sehr bezeichnend, daß die nächstfolgende Klasse, die von 1600 bis 3300 M. geht, jetzt die zweitstärkste Vermehrung aufzeigt, nämlich 25,2 % oder jährlich 3,4 %, gegen 22,7 % oder jährlich 2,1 % in der Vorperiode. Somit sind jetzt weit mehr Leute in den bürgerlichen Wohlstand eingerückt, und das scheint mir eine folgerichtige Weiterentwickelung unserer sozialen Zustände zu bedeuten. In den obersten drei Klassen war die Vermehrung nahezu gleich groß; das Weiterkommen ist also nicht erschwert gewesen. In die oberste Klasse traten 23,9 % mehr als dem Bevölkerungszuwachs entspricht, oder etwa 3,0 % jährlich, gegen 64,7 % oder 5,9 % in der Vorperiode. Das ist kaum halb so viel und will sagen, daß man trotz der leichten Erlangbarkeit des Wohlstandes doch nicht so schnell reich werden konnte wie früher. Dem höheren Lohn der Arbeiter entspricht eine langsamere Anhäufung des Kapitals in den obersten Schichten, was ganz natürlich ist.

Das Bild, das uns Sachsen in den Jahren 1890 bis 1898 darbietet, ist daher ein sehr erfreuliches: Abnahme der kleinen Einkommen und Zunahme der mittleren und großen,

und zwar der bürgerlichen Einkommen nahezu in gleichem Maße wie der Arbeitereinkommen. Dies ist gerade das, was wir im Interesse der Erhaltung unserer Gesellschaftsordnung wünschen mußten[1]).

Um auch dem mathematisch weniger geübten Leser eine Vorstellung der Verschiebungen zu geben, berechnen wir die Zahl der Personen in jeder Einkommensklasse auf 1000 Eingeschätzte:

| | 1879 | 1890 | Zunahme | 1898 | Zunahme |
|---|---|---|---|---|---|
| unter 500 Mark | 515 | 389 | — 126 | 312 | — 77 |
| von 500 bis 800 „ | 248 | 286 | + 38 | 286 | + 0 |
| „ 800 „ 1600 „ | 152 | 227 | + 75 | 286 | + 59 |
| „ 1600 „ 3300 „ | 57 | 65 | + 8 | 77 | + 12 |
| „ 3300 „ 9600 „ | 23 | 26 | + 3 | 30 | + 4 |
| über 9600 „ | 5 | 7 | + 2 | 9 | + 2 |
| Zusammen | 1000 | 1000 | | 1000 | |

Diesen Verhältniszahlen entsprechen die drei Kurven für 1879, 1890 und 1898 in Figur 4:

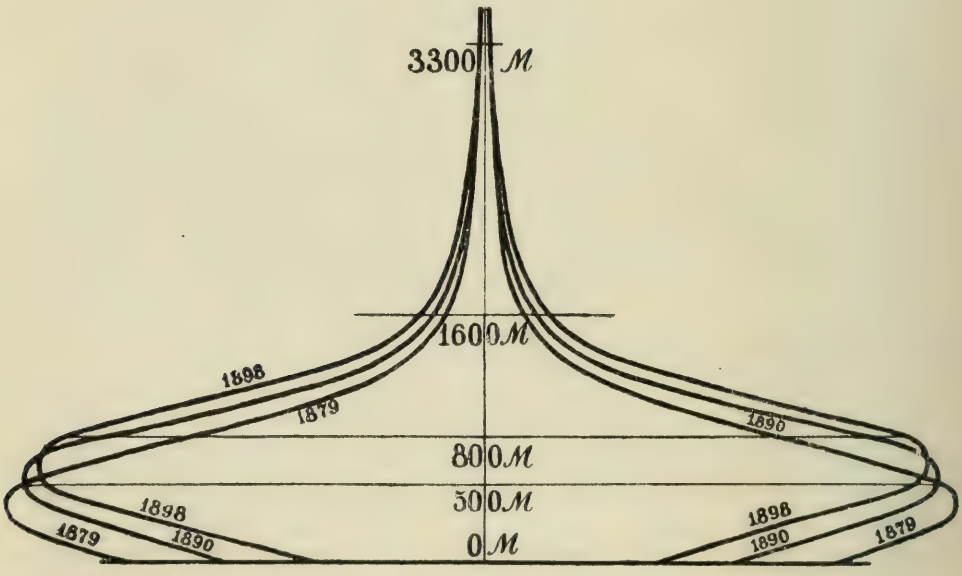


Fig. 4. Vergleichung der Einkommen im Königreich Sachsen von 1879, 1890 und 1898.

1) Es sei noch angeführt, daß sich unter den Eingeschätzten 6699 juristische und 1660071 physische Personen befanden. Das Einkommen der ersteren betrug 76822316 M. oder im Durchschnitt 11468 M., das der letzteren 1925540430 M. oder im Durchschnitt 1160 M. Die juristischen Personen nehmen also vom Gesamtdurchschnitt (1201 M.) nur 41 M.

Aus der Tabelle erkennt man die Zusammensetzung der Einkommenspyramide ganz deutlich. Unter 1000 Eingeschätzten werden die armen Leute immer weniger, die wohlhabenden immer mehr. Die Zahlen werden durch die vorstehende Figur 4 noch besser versinnlicht.

Hier sind die Veränderungen augenfällig. Die Kurven der Jahre 1890 und 1898 erscheinen im Vergleich mit der von 1879 wie hinaufgeschoben. Zwischen 1879 und 1890 macht sich namentlich die Abnahme der Leute mit geringen Einkommen bemerklich, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß der erstere Zeitraum 11 Jahre, der letztere nur 8 Jahre beträgt. Trotzdem ist aber zwischen 1890 und 1898 die Zunahme der Einkommen von 1600 M. an bedeutend größer als in der längeren Vorperiode [1]).

Das Gerechtigkeitsgefühl nötigt uns, der vielverleumdeten Unternehmerklasse unsere Anerkennung auszusprechen. Obwohl die 80er Jahre nicht zu den günstigsten für die Industrie zählten, haben es die sächsischen Unternehmer schon damals fertig gebracht, daß nicht bloß viel mehr Menschen innerhalb der Landesgrenzen leben konnten, sondern auch sich eines steigenden Wohlstandes erfreuten, während die Zahl der armen Leute beständig abnahm. Fassen wir beide Zeiträume zusammen, so finden wir, daß in den 19 Jahren von 1879 bis 1898 die Bevölkerung um 1029499 Köpfe (35 %) zugenommen hat und daß 404389 Personen aus den Klassen ohne oder mit geringem Einkommen in höhere Klassen aufgestiegen sind. In den mit 1600 M. beginnenden Klassen der Wohlhabenden sind im ganzen 66290 Personen mehr enthalten, und endlich werden in der Klasse der Reichen mit 9600 M. und darüber 6888 Personen mehr gezählt, als der Zunahme der Bevölkerung entsprechen würde! [2])

---

1) Die Stauungslinie, die am schwersten zu erreichen ist und von der an das weitere Vorrücken wieder leichter wird, befand sich 1890 bei 1200 M. Einkommen. Denkt man sich in Fig. 4 die Tangenten an die drei Kurven gezogen, so befand sich die Stauungslinie 1879 etwa bei 1100 M. und ist 1890 nach 1300 M. hinaufgerückt. Vergleiche das in der Fußnote S. 181 über das Hinaufrücken der Stauungslinie Gesagte.

2) Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß auch unsere Methode nicht fehlerlos ist. Abgesehen von den S. 102 berührten Widersprüchen, die jeglicher Einkommenstatistik anhaften, bleibt ungewiß, wieviel von der Zunahme der Einkommen wirkliche Vermehrung bedeutet, und wieviel auf eine schärfere Einschätzung zurückzuführen ist. Außerdem haben wir die verschiedene Kaufkraft des Geldes von 1879 und 1898 nicht berücksichtigt. Diese Mängel sind jedoch nicht so erheblich, daß sie

Alle Hochachtung vor dem Talent der Männer, die eine soziale Verbesserung von solchem Umfang herbeigeführt haben! Das unpersönliche „Kapital" hat es nicht gethan; wir dürfen ihm so wenig das Gute, wie das Schlimme zuschreiben, denn, wie gezeigt wurde, ist es ein bloßes Werkzeug in der Hand der Menschen, die es richtig zu gebrauchen verstehen. Das thaten im vorliegenden Fall hauptsächlich die industriellen Unternehmer. Die Landwirte sind — ohne eigene Schuld — nur wenig dabei beteiligt, und die Arbeiter selbst noch weniger: letztere gaben sich sogar Mühe, den „Blutsaugern" das Geschäft zu erschweren. Der Ruhm der Unternehmer leuchtet deswegen um so heller. Auch die Mitwirkung egoistischer Triebe vermag ihn nicht zu schmälern; je höher wir die Beteiligung dieser Triebe veranschlagen, desto mehr müssen wir erkennen, daß dieselben sehr bedeutende Erfolge für das Gesellschaftsleben hervorbringen und in der That unersetzlich sind. Darum: Hut ab vor der Energie, die wir in Sachsen walten sahen! Ob die sozialistische Produktionsweise wohl einen ebenso großen Aufschwung hervorgebracht hätte? Der Leser möge die Frage selbst beantworten!

Aus allem geht hervor, wie unzutreffend die Behauptung ist, daß durch die sogenannte „kapitalistische Produktionsweise" der Mittelstand vernichtet werde und einerseits der Pauperismus, anderseits der Mammonismus wachse. Im Gegenteil: die Einkommensverhältnisse der unteren Klassen heben sich in ungeahntem Maße, der Bürgerstand verstärkt sich, und immer mehr Leute erlangen den Vorzug, bis in die Klasse der Wohlhabenden und Reichen vorzudringen.

Ist es denn ein Unglück, wenn wir mehr reiche Leute bekommen? Ich glaube nein! Schon in rein wirtschaftlicher Hinsicht bringt eine Konzentration des Kapitals Nutzen, weil sie den Zinsfuß herabsetzt, den Unternehmungsgeist belebt und den Anteil der Arbeiter an dem Produktionsgewinn vergrößert. Gleichmäßige Verteilung des Kapitals wäre auch in dieser Hinsicht nicht förderlich, weil sie zu unwirtschaftlicher Verwendung und Einzehrung führen würde.

Es kommt der sozialpolitische Grund hinzu, den ich schon wiederholt gewürdigt habe, daß das Vorhandensein sorgenfrei gestellter Persönlichkeiten im Interesse der Gesamtheit not-

---

unser Hauptresultat in Frage stellen können. Der Geldwert ist von 1879 bis 1898 kaum merklich gesunken, und die Einschätzung besaß gerade in den unteren Steuerklassen schon 1879 eine große Sicherheit, weil hier die Wahrheit sich leicht ermitteln läßt.

wendig ist (vgl. S. 2, 30 und 87). Hierbei habe ich zunächst die Bildungsaristokratie im Sinne. Diese soll ihr Einkommen nicht durch gewerbliche Unternehmungen vermehren, auch nicht ihre Ersparnisse in Industrie-, Bank- oder sonstigen schwanken den Papieren anlegen, sondern das unbedingt Sichere vorziehen. Sie ist auf Hypothekardarleihen, Pfandbriefe und Staatspapiere angewiesen. Die beiden ersteren können nur in beschränktem Umfange Verwendung finden, weil sonst die Verschuldung des Grundbesitzes fortwährend zunehmen müßte. Hieraus ergiebt sich, welche soziale Bedeutung die Ausgabe von Staatsobligationen besitzt; der Zinsabschnitt ist in unseren Tagen neben den an sich ungenügenden Beamtenbesoldungen und Pensionen die Form, in der die Massen für die Bedürfnisse der Gebildeten aufzukommen haben. Daß der Zinsfuß infolge der fortschreitenden Kapitalansammlung sich in sinkender Bewegung befindet, ist naturgemäß; diese Thatsache wirkt der Kapitalanhäufung in den Händen Weniger entgegen und spornt die erwerbenden Klassen zu erhöhter Thätigkeit. Jedoch darf der Zinsfuß nicht durch ein vorübergehendes Ueberangebot von Kapital dauernd herabgedrückt werden, weil sonst ein großer Teil der geistig hervorragenden Familien in materielle Not gerät und außer Funktion gesetzt wird. In den Blättern liest man nicht selten Klagen über die Bedrängnis des gebildeten Mittelstandes durch die hauptsächlich im Interesse der Steuerzahler erfolgten Zinsenreduktionen, und es wird schüchtern gefragt, ob es wohlgethan war, hiermit so rücksichtslos vorzugehen? Man sollte sich dabei nur nicht den Anschein geben, als ob man ein Klasseninteresse vertrete, da die Erhaltung einer leistungsfähigen Bildungsaristokratie ein Gesellschaftsinteresse von außerordentlicher Tragweite ist. Es klingt sonderbar, enthält aber dennoch einen Kern tiefer Wahrheit, daß der Staat mit Schuldenmachen nicht übertrieben ängstlich sein soll. Natürlich sind nur Schulden für produktive Zwecke gemeint. Daß der Staat soviel an Schuldzinsen bezahlt, als die genügende Lebenshaltung einer unabhängigen Bildungsaristokratie und die Altersversorgung des gewerblichen Mittelstandes und des sparenden Arbeiterstandes erfordert, ist völlig normal und den sozialen Bedürfnissen entsprechend[1]). Den Bau eines Binnen-

1) Durch die Konversionen wurden nicht bloß Privatleute, sondern auch gemeinnützige und wohlthätige Anstalten empfindlich getroffen, die ihr Einkommen aus Kapitalzins beziehen. Für den Ausfall müssen meist die besitzenden Klassen aufkommen, die schon selbst geschädigt sind. Dadurch wird die Verschiebung noch größer, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint.

landkanals oder einer Eisenbahn abzulehnen und dies durch Rücksichten auf die flaue Geschäftslage und den Staatskredit zu begründen, muß dagegen vollständig verkehrt erscheinen. Durch die Enthaltsamkeit des Staates wird die Geschäftslage immer noch flauer, der Zinsfuß sinkt unnatürlich und die inländischen Ersparnisse suchen notgedrungen Anlage in unsicheren fremden Werten, die einigermaßen höhere Renten versprechen. Wenn die Kapitalien schließlich in der That verloren gehen, so trifft dies nicht die Börsenfürsten, die sich rechtzeitig zu decken wissen, sondern am schwersten den gebildeten Mittelstand, aber auch andere Stände.

Der Schaden ist ein dreifacher: Mit dem Gelde, das deutsche Kapitalisten im letzten Jahrzehnt im Auslande verloren haben, und das sich nach vielen Hunderten von Millionen berechnet, hätte man ganz Deutschland mit einem System *schiffbarer Kanäle* überziehen und noch eine Menge anderer *gemeinnütziger Unternehmungen daheim und in deutschen Kolonien* ausführen können, dabei hätte man einer Unzahl von Menschen *Verdienst* gewährt, die *Lebenshaltung* der gesamten *Arbeiterklasse* verbessert und die der *gebildeten Stände* sicher gestellt. Anstatt unser Vaterland immer mehr zu verschönern und zu vergrößern, Handel und Wandel und den Verdienst zu beleben, haben wir unsere Kapitalien in fremde Raubstaten gehen lassen, wo gewissenlose Schwindler sie verpraßten, und dafür muß nun unser eigenes Volk, sowohl Arbeiter als Rentner, sich Entbehrungen auferlegen, während unsere Geschäftswelt fortfährt, umsonst nach Erweiterung der Verkehrsmittel zu seufzen. Man nennt das heute (wie lange noch?) „*weise Finanzpolitik*"!

Uebrigens will ich die *Geldaristokratie* nicht als überflüssig bezeichnet haben. Auch sie gehört zum notwendigen Inventar eines stark bevölkerten Kulturstaates. Sie spornt nicht bloß den Unternehmungsgeist an, sondern pflegt auch in anderer Hinsicht Nutzen zu bringen. Ich wollte, wir hätten mehr reiche Leute großen Stils, die aus Eigenem etwas für die Gesamtheit thun könnten und thäten, geschähe es auch nur aus Sucht, von sich reden zu machen und ihre Eitelkeit zu befriedigen; denn auch diese Triebe dürfen in den Dienst des Gesellschaftslebens gestellt werden. Uns fehlen Männer, die sagen können: „Ich stifte ein Institut für bakteriologische Untersuchungen!" oder: „Ich errichte eine Sternwarte mit dem größten Refraktor der Welt!" oder „Ich entsende eine wissenschaftliche Kommission zur Erforschung unseres Afrika-Hinter-

landes!" oder: „Ich rüste eine deutsche Nordpolexpedition aus!" Es giebt, je höher das Gesellschaftsleben sich entwickelt, desto mehr Dinge, die wünschenswert sind, ohne daß der Staat in der Lage ist, sich darum zu kümmern. Welche Vorteile einem Lande aus dem Besitz ehrgeiziger Geldaristokraten erwachsen können, sehen wir an England und Amerika.

Die Gefahr, daß einzelne große Vermögen in festen Händen ins Riesenhafte anwachsen und dadurch zu einer öffentlichen Kalamität werden, soll nicht ganz geleugnet werden, bedenklich ist sie jedoch keineswegs. Denn auch die mächtigsten Kapitalvermögen werden bei größerer Kinderzahl durch den regelmäßigen Erbgang immer wieder in kleinere Teile zerspalten, die auf der Stufenleiter etwas tiefer von neuem beginnen müssen anzuwachsen. Steht eine Familie auf wenigen Augen, dann bleibt allerdings ihr Geld beisammen, dafür ist aber für sie die Wahrscheinlichkeit vorhanden, auszusterben, oder durch seelische Entartung ihrer Mitglieder, die sich unsinnigen Spekulationen oder der Verschwendung hingeben, das Angesammelte zu zerstören. Man führt gewöhnlich die Familie Rothschild als Beispiel eines sich durch Generationen ins Ungemessene mehrenden Vermögens an; aber dies ist eine seltene Ausnahme, die auch nicht ewig dauern wird; man hat schon die größten Börsenkönige — wie z. B. Baring Brothers — ein rasches Ende ihrer Macht nehmen sehen.

Wenn wider Erwarten die Ansammlung von Riesenkapitalien in einzelnen Händen einen gefahrdrohenden Einfluß auf das wirtschaftliche und politische Leben gewinnen sollte, dann kann uns nichts anderes schützen, als eben ein kräftiger Staatsorganismus, der auf den intelligenten Klassen beruht und der sowohl bei seinen finanziellen Unternehmungen, als auch bei der Handels-, Erb- und Steuergesetzgebung dem Einfluß des Großkapitals Schranken zieht. In welcher Weise dies zu geschehen hat, ist eine schwierige Frage, über die wohl sehr wenige Leute sich ein klares und sachkundiges Urteil gebildet haben; soviel scheint mir aber festzustehen, daß das verschwommene Ideal einer internationalen Proletariervereinigung keine Lösung dieses Problemes bietet und verständige Pläne eher hemmt als fördert. Man kann sich eine zielbewußte Nationalökonomie vorstellen, aber die Internationalökonomie liegt außerhalb der Möglichkeit.

Abgesehen von den extremen Fällen, bleibt es dabei, daß das „schwarze Tier" des Kapitalismus kein böses Ungeheuer, sondern ein gutes, zahmes Geschöpf ist, das sich

wie ein braver Gaul gerne dazu brauchen läßt, Arbeit für die Mühseligen und Beladenen zu verrichten und den Menschen das Leben zu erleichtern[1]).

## 40. Großbetrieb und Handwerk.

Im vorigen Abschnitt haben wir gesehen, daß die Brücke zwischen arm und reich nicht schmäler wird, sondern daß im Vergleich mit einer früheren Zeit, für die statistische Aufnahmen vorliegen, der Mittelstand sich erheblich verstärkt hat, unbeschadet dessen, daß die reichen Leute, die ja meist aus dem Mittelstande hervor-, bezw. durch ihn hindurchgehen, häufiger geworden sind. Die Ziffern sind beweiskräftig; aber eigentlich hätte es derselben kaum bedurft. Wer Augen zum Beobachten im Kopfe hat, der kann unmöglich darüber hinwegsehen, daß der Bürgerstand unserer Städte heute ganz anders dasteht, als vor 20 oder mehr Jahren.

Ist denn die wirtschaftliche Stärkung des Bürgerstandes eine so wunderbare Erscheinung? Steht dieselbe nicht vielmehr in einem leicht zu erkennenden ursächlichen Zusammenhange mit anderen Vorgängen in unserer Zeit? Mußte nicht die Abschaffung der Zunftschranken einer Menge tüchtiger Leute den Zugang zum Gewerbestand eröffnen, die vorher nicht Meister werden konnten? Sollte die Entfesselung des Wettbewerbs durch die Gewerbefreiheit nicht dazu gedient haben, die Geschicktesten und Fleißigsten heraufzubringen? Hat nicht der Kapitalismus dem Bürgerstand eine große Macht verleihen müssen? Ist die beobachtete Verstärkung der mittleren und reichen Schichten nicht gerade dem entsprechend, was vernünftigerweise von den neuen sozialen Gestaltungen unserer Zeit zu erwarten war?

Es giebt ja noch immer Leute, die für die ehemalige Zunftherrlichkeit schwärmen und von der Beseitigung derselben alle Uebel der Gegenwart herleiten. Aber wenn es jemals eine Gesellschaftseinrichtung gegeben hat, die zu ihrer Zeit am Platze, im Laufe der wirtschaftlichen Entwickelung „aus der Anpassung geraten" war, so ist dies die Zunftverfassung. Man kann nicht durch den Schulzwang alle Geisteskräfte des Volkes zu entfalten suchen und dann im praktischen

1) Für unseren Zweck genügte es, eine abgeschlossene Periode der Gegenwart zu untersuchen. Wer sich über die Einkommensverteilung in alter und neuer Zeit unterrichten will, findet interessantes Material in einem Aufsatze G. Schmollers („Jahrbuch" von 1894, Heft 4, S. 1—28).

Leben ihrer Bethätigung Schranken ziehen. Die Zünfte mußten fallen, weil sie reif dazu waren, und weil sie zuletzt nur durch die widersinnigsten und lächerlichsten Mißbräuche ihr Dasein fristeten. Der neue Grundsatz des freien Wettbewerbs hat sich im wesentlichen glänzend bewährt; er hat die Erwartung erfüllt, daß neues, kraftvolles Leben auf den Ruinen zur Blüte kommen werde.

Wie schon früher bemerkt, wird eine neue Einrichtung vermöge der menschlichen Fehlbarkeit niemals gleich auf den ersten Wurf in vollständig befriedigender Weise geschaffen werden. Die Verbesserungsarbeit darf nicht ruhen. Die „prinzipiellen" Anhänger der „schrankenlosen" Gewerbefreiheit sind um kein Haar besser als die überzeugten Zünftler, denn auch sie wollen einen Grundsatz an die Stelle der einzig maßgebenden Erfahrung setzen. Die Gewerbefreiheit hat neben erfreulichen Erscheinungen auch Mißbräuche hervorgebracht: welche menschliche Einrichtung würde sich nicht mißbrauchen lassen? Da giebt es fortwährend nützliche Beschäftigung für die Weltverbesserer! Darum nur frischweg los gegen die Feinde des soliden Gewerbestandes, gegen die reklamehaften Ausverkäufe und Warenhäuser, den unlauteren Wettbewerb, den gewissenlosen Mißbrauch von Lehrlingskräften, die Versteigerungen aus nicht existierenden Konkursen, das blutsaugerische Submissionswesen, den betrügerischen Bauschwindel, die Zurücksetzung der Barzahlung, die Beschwindelung durch unredliche Kunden, die Ueberhandnahme der verdächtigen Wirtschaften, kurz gegen alles, was dem redlichen Gewerbsmanne das Leben sauer macht! Das eigentliche leitende Prinzip besteht ja nicht darin, daß der Wettbewerb auf eine unzuträgliche Spitze getrieben werde, auch nicht darin, daß man ihn auf Gebiete verlegt, wohin er nicht taugt: nach den nie genug zu würdigenden Lehren Iherings muß man allezeit den „Zweck im Recht" vor Augen haben. Der Zweck im Recht war aber bei der Einführung der Gewerbefreiheit die Wiederbelebung des Bürgerstandes, und diesen Zweck, der in der Hauptsache erreicht worden ist, muß man nun auch bei den künftigen Verbesserungen im einzelnen zur Richtschnur nehmen. Zu sagen, eine im Gesellschaftsinteresse gelegene teilweise Beschränkung widerspreche dem Grundsatz der Gewerbefreiheit, ist leerer Schall; alles, was das Emporkommen ehrlicher und umsichtiger Geschäftsleute hemmt oder unredlichen und faulen hilft, das ist prinzipwidrig, nämlich antisozial und darum zu verwerfen.

Einige Verwunderung wird es erregt haben, daß ich oben aussprach, auch der Kapitalismus habe dem Bürgerstand zum

Nutzen gedient. Ist es doch eine Art von Glaubensartikel mancher Parteien, von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten, daß das Gewerbe den „Todeskampf" mit der „kapitalistischen Großproduktion" kämpfe. Man kann nicht bestreiten, daß die Großproduktion das Gebiet des Gewerbes an manchen Stellen eingeschränkt hat. Es giebt Artikel, die früher einen Meister nährten, und die heute nur noch fabrikmäßig hergestellt werden können. Aber dies gilt nicht allgemein für das Gewerbe, und viele Handwerke, so namentlich alle die des örtlichen Anbringens, des Abänderns, Wiederherrichtens usw., ferner alle die, welche größere Geschicklichkeit oder feineren Geschmack beanspruchen, endlich die meisten Baugewerbe, die Nahrungsmittelgewerbe und noch manche sonstige, sind nicht nachteilig berührt worden. Andere Zweige des Handwerks hat der Großbetrieb zwar beeinträchtigt, aber dafür ist das Kunstgewerbe wahrhaft erstaunlich und höchst gewinnbringend aufgeblüht. Zum Bürgerstand einer Stadt gehören ferner die Ladenbesitzer, und die Verschiebung, die der Kapitalismus hervorgebracht hat, besteht schlimmstenfalls darin, daß der Kleinmeister, anstatt die Gegenstände selbst herzustellen, sie jetzt fertig aus der Fabrik bezieht und verkauft, wobei er häufig mehr verdient als vorher. In zahlreichen anderen Fällen kommt es nicht soweit. Viele Meister beziehen sogenannte Halbfabrikate und verarbeiten diese weiter, wobei sie gute Geschäfte machen, allerdings bei viel größerer Betriebsamkeit, denn schläfrig sein darf ein Geschäftsmann nicht.

Eine Vergleichung der Ergebnisse der Berufszählungen von 1882 und 1895 zeigt die Veränderungen, die den Kleinbetrieb getroffen haben. In dem genannten Zeitraum hat sich die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches vermehrt von 45222113 auf 51770284 Köpfe, also um 14,48%. Die Zahl der Betriebe betrug 1882 3005457. Wenn sich diese im gleichen Maße vermehrt hätte, wie die Bevölkerung, so hätten im Jahr 1895 3440661 Betriebe vorhanden sein müssen. In Wirklichkeit haben die Betriebe nur um 4,64% zugenommen und ihre Zahl betrug 3144977. Zieht man diese Zahl von dem Soll ab, so findet man, daß 1895 295684 Betriebe zu wenig vorhanden waren. Dies ist ein Beweis, daß der Großbetrieb sich auf Kosten der Kleinbetriebe ausgedehnt hat.

Noch deutlicher wird uns die eingetretene Veränderung, wenn wir die Betriebe in Alleinbetriebe und solche mit Hilfskräften trennen. Die Alleinbetriebe, in denen bloß

der Meister thätig war, betrug 1882 1 877 873. Um 14,48 % vermehrt, hätten im Jahre 1895 2 149 797 solcher Betriebe vorhanden sein müssen. Es gab jedoch nur 1 714 351, wonach eine absolute Abnahme von 9,47 % stattgefunden hat. Ziehen wir von dem Soll das Hat ab, so finden wir, daß 435 446 Alleinbetriebe fehlten.

Hingegen hat die Zahl der größeren Betriebe sich bedeutend vermehrt. Im Jahr 1882 wurden gezählt 1 127 585, und danach hätten bei einer Vermehrung von 14,48 % im Jahr 1895 1 290 864 solcher Betriebe bestehen müssen. Dieses Soll wurde überschritten, denn es ergaben sich deren 1 430 626, somit 139 762 größere Betriebe mehr als zu erwarten waren. In Prozent ist die Zunahme 26,87.

Zieht man von dem Fehlbetrag der Alleinbetriebe den Ueberschuß der sonstigen Betriebe ab, so erhält man 435 446 — 139 762 = 295 684, die nämliche Zahl, die sich vorhin für den Fehlbetrag sämtlicher Betriebe herausstellte.

Bei oberflächlicher Betrachtung würde man kein erfreuliches Bild unserer sozialen Entwickelung bekommen. Jeder neue größere Betrieb hätte drei Kleinbetriebe verschlungen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich hierbei nur um ganz kleine, um Zwergbetriebe handelt, und daß in den größeren Betrieben weit mehr Menschen ihr Auskommen finden. Der Eindruck wird wesentlich besser, wenn man die Nachweisung beachtet, wieviele Personen in höherer Stellung in den größeren Betrieben thätig sind. Die Zahl der Privatbeamten u. s. w. mit kaufmännischer und technischer Bildung, die außer den Geschäftsinhabern vorhanden waren, betrug 1882 205 061. Hätte sich dieses Verwaltungspersonal im gleichen Maße vermehrt wie die Bevölkerung, nämlich um 14,48 %, so hätte sich ein Soll von 234 755 Köpfen ergeben. In Wirklichkeit war die Zunahme jedoch fast 119 % und die Zahl 448 944, somit das Mehr 214 189 Köpfe. Diese Zahl ist nicht ganz so groß wie die der eingegangenen Alleinbetriebe (295 684), weil von dem technischen Personal nur diejenigen mitgezählt sind, die eine höhere technische Bildung besaßen, während es sich bei den eingegangenen Alleinbetrieben meist um Leute ohne höhere Fachbildung handelte, die sich im Wettbewerb nicht behaupten konnten. Alle Ingenieure, Werkmeister, Aufseher u. s. w., die sich von unten heraufgearbeitet haben, sind bei dem höheren technischen Personal nicht mitgezählt, und ihre Zahl läßt sich aus der Berufszählung nicht ermitteln, weil sie mit den gelernten Arbeitern zusammen-

geworfen wurden. Jedenfalls ist ihre Zahl bedeutend, und im ganzen befinden sich jetzt weit mehr Leute in gesicherter bürgerlicher Stellung als früher, denn alle diese Angestellten gehören dem Mittelstand an und stehen sozial höher als die Kleinmeister, die durch den Großbetrieb aufgesaugt wurden. Bedenkt man dies und erinnert man sich an die Verstärkung der mittleren Einkommensklassen (S. 187), so erscheint die soziale Entwickelung sogar in einem sehr vorteilhaften Licht.

Vollkommen zutreffend ist der von A. Voigt geführte Nachweis, daß in vielen Stücken der Großbetrieb nicht mit dem Handwerk konkurrieren kann, weil er höhere Generalunkosten hat. In vielen Produktionszweigen wird mit Recht darüber geklagt, daß die Kleinbetriebe die Preise unterbieten und verderben, denn nur in engen Verhältnissen ist jenes System der Lehrlingspressen möglich, bei dem ausschließlich mit unbezahlten oder schlecht bezahlten Kräften gearbeitet wird, die man nach überstandener Lehrzeit auf die Straße setzt, um niemals einen besser bezahlten Gehilfen einzustellen. Vgl. desselben Verfassers reichhaltige Materialsammlung, die unter den Titel: „Das Kleingewerbe in Karlsruhe“ in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. LXIV erschienen ist.

Die Handwerkszweige, welche vermöge ihrer Natur weiterblühen, ziehen unmittelbar einen großen Vorteil aus dem Großbetrieb der Maschinenfabrikation, der ihnen Werkzeugmaschinen von zweckmäßigster Bauart um billigen Preis liefert und sie dadurch konkurrenzfähiger macht. Man sehe nur einmal eine Schlosser-, Schreiner-, Schuster- oder Buchbinderwerkstätte von heute an und vergleiche sie in Gedanken mit einer solchen von ehemals!

Das von Schulze-Delitzsch begründete Genossenschaftswesen wurde früher vielleicht überschätzt, jetzt wird es häufig unterschätzt. Den größten Erfolg hatten die Kreditgenossenschaften. Der Zusammenschluß der Geschäftsleute hat ihnen den Weg zum Kapital gebahnt, zum fremden zunächst, und dann auch zum eigenen, denn das Prinzip der Selbsthilfe übte eine erziehliche Wirkung. Die Organisation des Kreditwesens ist dem Handwerkerstande in ungeahntem Maße zu statten gekommen, und keinem rührigen Geschäftsmann, der Vertrauen einflößt, fehlt es heute an den Mitteln zum Betrieb. Man stelle sich nur vor, daß das Kapital sich plötzlich vom Handwerk zurückzöge, dann wird man gleich merken, wie innig die beiden miteinander verbunden sind, und welchen Nutzen das Handwerk aus dem stets dienstbereiten Helfer ge-

zogen hat. Denn das Kapital kann eben nicht für sich allein bestehen, sein Besitzer sucht nach Arbeitsgelegenheiten für es und ergreift jede, die einen Lohn verspricht.

Aber die vielen Konkurse? Der Untergang so vieler Existenzen? Ist das nichts? Hat der ein fühlendes Herz im Leibe, den das Schicksal der oft sehr braven Meister nicht rührt, die nach vergeblichem Ringen und Darben, nach Aufopferung ihrer Kraft, ihrer Gesundheit und ihrer sauern Ersparnisse wieder hinuntergestoßen werden in das Proletariat? Gewiß, das Schicksal besitzt oft eine harte Hand, und diejenigen, die es trifft, sind zu bemitleiden. Aber die Konkursverzeichnisse sind eben die Verlustlisten im Kampfe ums Dasein, daran ist nichts zu ändern. Im Kampfe geht es niemals ohne Opfer ab. Die viele Konkurse werden nicht mit Unrecht, sondern mit vollem Recht der Gewerbefreiheit zugeschrieben. Sie sind die unabweisbaren Begleiter des gewerblichen Wettkampfes. Bisweilen fällt ein Mann ohne eigene Schuld durch eine Verstrickung äußerer Umstände, aber dies sind Ausnahmen. Die meisten fallen durch irgend welche begangene Fehler, und im großen und ganzen bringt der Wettkampf doch das Ergebnis heraus, welches man eben durch die Gewerbefreiheit erzielen wollte, daß nämlich die Tüchtigsten, die Geschicktesten, Solidesten und Klügsten in die Höhe kommen, und daß ihre Widerspiele untergehen.

Es ist immer eine mißliche Sache, den Menschen den, naturgemäßen Wettkampf ihrer Kräfte zu versagen. Trotz der unleugbaren Nachteile muß es bei den Beamten geschehen, weil diese nach Schmoller „Zwecke verfolgen sollen, die mit ihrem natürlichen Egoismus und wirtschaftlichen Selbstinteresse nicht zusammenfallen". Den Gewerbestand, diesen wichtigen Faktor der Gütererzeugung, ebenfalls dem Wettbewerb zu entziehen, würde ein Erschlaffen der Kräfte und einen Rückgang der erzeugten Gütermengen hervorrufen. Diese wirtschaftliche Folge wäre schon bedenklich genug, denn sie würde auf die Lebenshaltung der Massen empfindlich drücken. Die sozialpolitische Seite der Maßregel wäre aber nicht weniger zu überlegen. Auf solche Ziele dürfen darum die neugeschaffenen Innungen nicht ausgehen.

Der Mensch ist so geartet, daß er sich nicht gerne von anderen abschätzen läßt: du kannst oder leistest weniger als jener, er ist von Natur gescheiter und charaktervoller als du. Man sage dies einem, man wird sehen, was er antwortet. Der Mensch will seine Kräfte selbst erproben, sich selbst mit

anderen messen, dann ist er auch im Falle seines Unterliegens eher zu überzeugen, daß ihm sein Recht widerfahren ist. Rückkehr zur beschränkten Konkurrenz im Gewerbe, das würde doch nichts anderes heißen, als die Gründung eines eigenen Geschäftes denen erschweren, die von dem Glauben an ihre Fähigkeit und an ihren Glückstern durchdrungen sind. Welche berechtigte Unzufriedenheit müßte eine solche Maßregel in den unteren Klassen erwecken! Alles, was sie der Bourgeoisie jetzt mit Unrecht vorwerfen, wäre mit einemmale wahr gemacht. Eine solche Maßregel wäre in hohem Grade antisozial.

Prüfungen, Meisterstücke, Befähigungsnachweise will ich darum nicht ganz ablehnen. Wenn verständig eingerichtet, können sie das Streben während der Lehrzeit anfeuern und das Standesbewußtsein des „gelernten" Arbeiters erhöhen. Dritten gegenüber gilt oft nur das, was man schwarz auf weiß vorzeigen kann, und darum werden solche Nachweise vielleicht gesucht werden, ohne daß besondere Vorteile damit verbunden sind, wie jetzt an der Preiskonkurrenz der Lehrlingsarbeiten auch viele nicht der Gewinnste wegen, sondern bloß aus löblichem Ehrgeiz sich beteiligen.

Was aber andererseits nicht stark genug betont werden kann, das ist das Gebot, daß der gewerbliche Wettbewerb mit ehrlichen Mitteln geführt werden muß. Er soll ein Wettkampf der Intelligenz, der Umsicht, der Geschicklichkeit, der Vertrauenswürdigkeit, Redlichkeit und Lauterkeit („Reellität") sein. Treten Verhältnissen ein, die es gestatten, mit unlauteren Mitteln vorwärts zu kommen, dann ist offenbar die Gesetzgebung „aus der Anpassung geraten" und muß schleunigst geändert werden. Denn nicht nur ist die Straflosigkeit des betrügerischen Wettbewerbs eine Ungerechtigkeit gegen die normal veranlagten ehrlichen Leute, sondern sie zieht die ganz gefährliche Folge nach sich, daß die Auslesebedingungen für die höheren Stände nachteilig beeinflußt werden. Wenn unredliche, charakterlose Subjekte, deren Dichten und Trachten nur auf einen Zielpunkt, den möglichst müheloſen Gelderwerb gerichtet ist, zu Vermögen und Reichtum gelangen können, dann ist vorauszusehen, daß in der nächsten Generation aus ihrem Schoße auch Gelehrte und Beamte hervorgehen, und dann ade uneigennützige Forschung, ade Unbestechlichkeit und Makellosigkeit des Beamtenstandes! Die höchsten Interessen der Gesellschaft fordern, daß dem unlauteren Wettbewerb durch strenge Maßregeln ein Ende bereitet werde. Sollte das Gesetz von 1896 in der Anwendung nicht

genügen, so ist dasselbe baldmöglichst zu verschärfen. Das Angestrebte nicht vollbringen zu können, wäre eine Bankerotterklärung unserer Gesetzgebung und Rechtsprechung.

Wenn im allgemeinen der Wettbewerb frei bleiben muß, so ist damit keineswegs gesagt, daß nicht einzelne Gewerbe, bei denen sich Nachteile für die Gesamtheit ergeben, dem Wettbewerb entzogen werden dürften. Nirgends steht geschrieben, daß der Daseinskampf gerade auf diesem oder jenem Gebiete ausgefochten werden müsse. Es ist nur notwendig, daß noch genügender Raum für ihn vorhanden bleibt. Bei der Einschränkung des Wettbewerbs muß man sich immer des Zieles bewußt bleiben, und sie darf nur erfolgen mit möglichster Schonung des Grundsatzes der Gewerbefreiheit, immer nur ad hoc, nicht durch Aufgabe des Prinzips.

## 41. Maschinen und Arbeiter.

Nicht alles Kapital soll im Zukunftsstaat Gesellschaftseigentum werden, sondern nur das, welches in Form von Produktionsmitteln — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen, Werkzeuge und Verkehrsanstalten — existiert; als Beispiel des Gegenteils wird in der Regel angeführt, wer eine Gemäldegalerie besitze, könne sie ruhig behalten. Da man aber bis jetzt eine Gemäldegalerie durch Tausch oder Kauf jederzeit in Produktionsmittel umsetzen kann, scheint mir die Grenze nicht scharf gezogen zu sein und nicht gezogen werden zu können. Doch will ich mich hierbei nicht aufhalten. Das Wesentliche der sozialdemokratischen Anschauung liegt in dem Satze, daß durch den Kapitalismus die Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsgerät bewirkt und der Arbeiter rechtlos gemacht worden sei; das Kapital eigne sich den gesamten Arbeitsertrag an und bezahle dem Arbeiter nur einen Hungerlohn. Nebenbei geschehe es, daß der Wettbewerb zu einer planlosen Produktion und dadurch zu Krisen führe, für die wieder der Arbeiter unschuldig zu büßen habe.

Die Unrichtigkeit der Theorie liegt darin, daß der Sozialismus einen berechtigten Unternehmergewinn nicht anerkennt. Marx versteht unter dem vollen Arbeitsertrag, der den Arbeitern zu teil werden soll, den Unterschied zwischen dem Wert des Rohmaterials und dem des Fabrikats; nach seiner Theorie vom „Mehrwert" besteht „Ausbeutung", wenn irgend welcher Unternehmergewinn gemacht wird, mag er groß oder klein sein. Wir haben jedoch gesehen, daß der Unternehmer eine ganz

andere Rolle bei der Produktion spielt als die, welche ihm der Sozialismus zuerkennt, daß er als „Organisator der Arbeit" unentbehrlich ist. Die Arbeiter können die Produktion nicht organisieren, weil die Massen die dazu nötigen Grade der Intelligenz und des Charakters nicht besitzen, die nach den Gesetzen der Verteilung der menschlichen Anlagen nur bei wenigen Individuen zusammentreffen. Hätten wir jene Organisatoren nicht, dann wäre die Produktion wirklich eine planlose zu nennen. Vermögen die Unternehmer durch gegenseitige Verständigung (Kartelle im guten Sinn) nur mangelhaft den Bedürfnissen der Verbraucher zu folgen, dann würde eine Zentralverwaltungsbehörde, die auch nur aus Menschen bestehen könnte und kein eigenes Interesse an der Sache hätte, noch weniger imstande dazu sein.

Also nicht deswegen, weil die Arbeiter von ihren Produktionsmitteln getrennt sind, nehmen sie auf der Einkommensliste eine tiefere Stelle ein, sondern weil die meisten vermöge ihrer Verstandes- und sonstigen Gaben eben nur zur gewöhnlichen Handarbeit taugen. Der Unternehmergewinn dient dem Zwecke, die Geisteskräfte der höher Begabten anzuspornen, damit sie als Organisatoren thätig werden und industrielle Betriebe einrichten. Dies ist auch der Weg, auf dem wir Fabriken und dergleichen entstehen sehen. Sobald es als wahrscheinlich betrachtet werden kann, daß durch irgend eine Art von Produktion „etwas zu machen ist", findet sich auch ein Unternehmer, der die Sache probiert, und an Kapital fehlt es ihm nicht; besitzt er nicht genug eigenes, so stellt sich ihm fremdes zur Verfügung. Der Wettbewerb ist hier für jeden frei. Häufig sehen wir talentvolle Arbeiter ein Geschäft anfangen, und die, welche Glück dabei haben, d. h. die Sache richtig angreifen, kommen auch vorwärts und erweitern ihre Werkstätte so lange, bis sie den Namen einer Fabrik verdient. Ohne Aussicht auf Unternehmergewinn würden diese Geschäfte nicht gegründet werden und die Arbeitsgelegenheit, die den darin beschäftigten Leuten dargeboten wird, wäre einfach nicht vorhanden.

Der tiefere Grund, warum die befähigten Leute materiell frei gestellt sein müssen, ist bereits (S. 84 ff.) dargelegt worden. Es erübrigt nun, noch näher zu untersuchen, warum es den Arbeitern als Masse so schwer wird, ohne Mitwirkung von Unternehmern Fabriken zu betreiben, wobei sie ja den ganzen Gewinn teilen könnten. Das sozialistische Ideal, das nach dem jetzigen Programm etwas gewaltsam verwirklicht werden soll, würde sich, wie Lassalle beabsichtigte, nach und nach herbei-

führen lassen, wenn man mit einigen Produktivgenossenschaften anfinge und so lange fortmachte, bis alle Zweige sozialisiert wären; dann würde der Zukunftsstaat sozusagen „von selbst" ins Leben treten. Auch Schulze-Delitzsch legte den Produktivgenossenschaften eine große Bedeutung bei, obgleich er die Schwierigkeiten nicht übersah und jene als die höchste, nur mit Vorsicht in Angriff zu nehmende Form des Genossenschaftswesens bezeichnete. Schulze unterschied sich von Lassalle darin, daß er die Produktivgenossenschaften durch Selbsthilfe aus dem eigenen Kredit der Arbeiter hervorgehen lassen wollte, während Lassalle ein paar hundert Millionen aus der Staatskasse verlangte, um den Prozeß zu beschleunigen. Wir sind gegenwärtig so arbeiterfreundlich, daß es an den Staatsmitteln zu einem Versuch kaum fehlen würde; inzwischen haben jedoch die Sozialisten selbst die Idee über Bord geworfen. Wie kommt es nun, daß weder die Vorschläge von Schulze, noch die von Lassalle Anklang fanden und daß die Sozialisten kein Vertrauen zu dem langsamen, aber weniger riskanten Wege haben? Wie kommt es, daß die Arbeiter selbst sich nicht die Fähigkeit zutrauen, ein Unternehmen gemeinsam zu betreiben? Beruht dies bloß auf dem Mangel an Kapital?

Wenn ein einzelner tüchtiger Arbeiter ein Geschäft begründen will und nicht über die nötigen Mittel verfügt, so findet er Kredit, um das Fehlende zu ergänzen. Es ist nur nötig, daß seine Persönlichkeit Vertrauen einflößt, und daß er durch einige Ersparnisse sein wirtschaftliches Talent beweisen kann. Sollte man nicht denken, daß eine Gesellschaft von 100 solcher Arbeiter den 100fachen, ja einen noch höheren Kredit genießen müßte? Und doch ist dies nicht der Fall, ja, sie wird schwerer Geld bekommen als jeder einzelne der Leute für sich bekäme. Woher diese sonderbaren Thatsachen?

Einfach daher, daß eine Gesellschaft von 100 Arbeitern ein kopfloses Ungeheuer ist, ein Leib, den kein Geist leitet, ein Wesen, das nicht weiß, was es will, das von den widersprechendsten Regungen hin und her gezerrt wird und im Falle der Not weder Energie noch Zusammenhalt hat, sondern der Zwietracht und Auflösung verfällt.

Die Erfahrungen, die mit genossenschaftlichen Betrieben bis jetzt gemacht wurden, haben dies meist bestätigt. Nur ausnahmsweise, und dies wahrscheinlich nur dann, wenn ein tüchtiger Kopf die Leitung an sich zu reißen wußte, haben solche Bestand gehabt. In den meisten Fällen führten sie zum Konkurs. Das Interesse des Einzelnen widerspricht zu häufig

dem Gesamtinteresse, als daß die Einigkeit aufrecht bleiben könnte. Jeder haust darauf los nach dem Grundsatz jener Pfälzer Bauern, die das Heidelberger Faß mit Wein füllen sollten: eine Bütte voll Wasser macht nichts aus; nachher floß aber lauter Wasser. Der gewöhnliche Mensch drückt sich gar zu gerne von der Arbeit und läßt andere schaffen. Dabei ist er von der Einbildung besessen, er thue mehr, leiste mehr und sei mehr als alle übrigen. Eigenliebe, Neid und Mißgunst sind die hervorstechendsten Gefühle, die ihn beseelen; jeden, der über sein Maß hervorragt, sucht er mit instinktivem Haß herabzuziehen. Solche Elemente können nur durch den Gehorsam zum Zusammenwirken gebracht werden, den eine starke Persönlichkeit zu erzwingen weiß. Es ist psychologisch leicht zu begreifen, daß die Arbeiter sich lieber einem Manne fügen, der sie gesellschaftlich überragt, als einem der ihrigen, der grundsätzlich ihnen gleichsteht, aber doch mit höheren Machtvollkommenheiten ausgestattet sein muß; dieser Widerspruch läßt die Klagen über Eigenmächtigkeit und Parteilichkeit in den Genossenschaften niemals verstummen. Sich selbst überlassen, vertragen sich Arbeiter gerade in einer Krisis am wenigsten. Dann giebt jeder dem andern die Schuld des Mißerfolgs, und unter gegenseitigen Vorwürfen geht die Einigkeit in die Brüche, wenn sie am nötigsten wäre. (Vgl. die Schrift des Arbeiters Th. Lorentzen „Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis".)

Bei einem Einzelunternehmer verhält es sich ganz anders. Wenn derselbe nicht überhaupt eine zur Leitung eines Geschäftes ungeeignete Persönlichkeit ist, entfaltet er in der Not die größte Zähigkeit und Energie, und durch diese Eigenschaften allein kann er gerettet werden; mit ihm werden es sämtliche Arbeiter, die bei ihm Beschäftigung haben. Selbst in einer Aktiengesellschaft ist mehr Zusammenhalt als bei Arbeitern, trotzdem die Aktionäre sich meist sehr wenig um die Leitung kümmern, die in den Händen einiger Großen bleibt. Diese sorgen schon dafür, daß in einer Krisis umsichtig verfahren wird, und hier stehen auch in der Regel Geldmittel zur Verfügung, falls die Rettung von einem Nachschusse abhängt. Da man aber nicht gerne „gutes Geld dem schlechten nachwirft", haben solche Gesellschaften doch nicht die gleiche Festigkeit wie Einzelunternehmungen. Geht es längere Zeit nicht gut, dann wird eben die Liquidation beschlossen und nachher wieder etwas Neues begonnen.

Die Geistes- und Charakter-Eigenschaften, die ein Großunternehmer besitzen muß, sind in diesem Buche wieder-

holt angeführt worden. Man darf sie nicht gering schätzen, denn nur der oberflächlichste Beobachter eines industriellen Betriebes kann der Täuschung unterliegen, das wunderbare Ineinandergreifen der einzelnen Produktionsprozesse regle sich ganz von selbst, und der Leiter habe nur das Geld zu verzehren, das den Arbeitern vorenthalten wird. Um eine Großwerkstätte mit Tausenden von Arbeitern in ungestörtem Gange zu erhalten, so daß keine Abteilnng auf die andere warten muß und immer Beschäftigung für alle vorhanden ist, bedarf es ganz besonderer *Naturanlagen*. Männer, die sie besitzen, sind selten und werden mit der Ausbreitung der Industrie in Deutschland immer wertvoller für uns. Wir könnten manchen unserer Doktrinäre eher entbehren als sie.

Es kommt gar nicht darauf an, welche für den besonderen Zweck *nicht* erforderlichen Eigenschaften ein Unternehmer *nebenbei* hat, wenn er nur in der Hauptsache seine Aufgaben bewältigt. Ob er im Umgange ein liebenswürdiger oder ein abstoßender Gesellschafter ist, macht für die Beurteilung nichts aus. Nach den Gesetzen der Kombinationslehre, die wir im I. Teile kennen gelernt haben, können die verschiedensten Eigenschaften miteinander verbunden vorkommen. Wünschenswert ist allerdings, daß jeder Großunternehmer ein für *sozialpolitische Verbesserungen* empfängliches Gemüt besitze, damit er nicht bloß durch sein egoistisches Interesse auf solche hingeleitet zu werden braucht. Aber es wäre falsch, seinen Wert für die Gesellschaft nach diesem Maßstabe bestimmen zu wollen. Im allgemeinen sind wirklich *bedeutende* Unternehmer auch bedeutende *Menschen*, und namentlich die Schöpfer und Leiter von Riesenbetrieben sind in der Regel hinsichtlich ihrer sozialen Anlagen nicht zu kurz gekommen, mit anderen Worten, sie sind *harmonisch* begabt. Wer wollte verkennen, daß in Deutschland viele der größten Betriebe am durchgreifendsten mit gemeinnützigen Einrichtungen versehen sind? Was auf diesem Gebiete durch freiwillige Thätigkeit von den Unternehmern geschaffen wurde, verdient die höchste Anerkennung. Die schneidigen Großunternehmer kennen aber auch sehr wohl die Schwächen der Arbeiter und lassen sich bei ihrer Abneigung gegen jede unnötige Geschäftserschwerung und gegen alles hohle Phrasenwerk nicht gerne auf die *Selbstverwaltung* der Wohlfahrtseinrichtungen durch die Arbeiter ein. Das kann man ihnen nicht verargen, obwohl zuzugeben ist, daß sie vielleicht die erziehliche Wirkung der Selbstverwaltung unterschätzen; sie sind aber fest überzeugt, daß sie bessere Leiter sind, als die Arbeiter.

Das geringste Maß von Verständnis für sozialpolitische Aufgaben findet sich bei den Kleinunternehmern, die aus dem Arbeiterstande selbst hervorgegangen sind. Mit harten Notwendigkeiten kämpfend, die ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit beanspruchen, behalten diese wenig Sinn für Außerhalbliegendes übrig. Manche werden zugänglicher, wenn sie sich herausgearbeitet haben und sich in ihrer selbständigen Stellung sicher fühlen; manche jedoch sind zu unharmonisch begabt und bleiben ihrer Lebtage so, wie jenes Zerrbild die Unternehmer darstellt: Leute, die nur schnell reich werden wollen und die kein Mittel zu diesem Zwecke verschmähen. Nach diesen Ausnahmen darf man aber den Unternehmerstand nicht beurteilen, so wenig, als unseren Gelehrtenstand nach den zerstreuten und dünkelhaften Professorentypen, in deren Verspottung die Witzblätter so unerschöpflich sind, oder den Arbeiterstand nach den arbeitsscheuen, herabgekommenen Landstreichern.

Je mehr man sich mit dem Gegenstand beschäftigt, desto deutlicher erkennt man, daß die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln nur insofern von der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung herrührt, als diese eine ungemein feine Organisation der Menschheit nach ihrer Befähigung darstellt. Nicht dem Kapitalismus ist die niedere soziale Stufe des Arbeiters zur Last zu legen, sondern der ungenügenden seelischen Begabung der Arbeitermassen selbst, die eben schlechterdings über die bloße Handarbeit sich nicht zu erheben vermögen — wenn sie sich auch oft einbilden, es zu können, und wenn sie auch manchmal Dritten diesen Eindruck beizubringen wissen, der ein täuschender ist (S. 53 ff.).

Die natürliche Auslese trägt viel dazu bei, die Arbeitermassen immer ärmer an geschäftlichen Talenten zu machen. Denn, da es für den tüchtigen Einzelnen gar nicht so schwer ist, selbständig zu werden, bleiben nur diejenigen zurück, welche die nötige Begabung nicht besitzen. Solche Leute könnten nur dann zu einer Produktivgenossenschaft organisiert werden, wenn, wie oben angedeutet, ein hervorragender Kopf mit großen Machtvollkommenheiten an die Spitze gestellt würde. Ein solcher denkt aber: „Wozu brauche ich mich mit euch eigensinnigen und undankbaren Kumpanen herumzuschlagen? Ich mache meinen Weg besser ohne euch!“ Jedenfalls verlangt ein fähiger Mensch einen größeren Gewinnanteil, wenn er einer Genossenschaft vorstehen und sie mit Aufgebot aller Kräfte leiten soll; damit ist aber das Prinzip schon durchbrochen, und wir steuern der Form der Einzelunternehmung zu, die der Leitung

die größte Energie und Beweglichkeit gewährleistet und darum für jetzt die beste ist, wohl auch noch für lange Zeit die beste bleiben wird. Die Menschen müßten sich von Grund aus ändern, wenn das Ideal einer allgemeinen Produktivgenossenschaft gleichberechtigter Mitglieder sich verwirklichen lassen sollte.

Die sozialdemokratischen Parteikongresse der letzten Jahre haben durch ihre unfruchtbaren Redeschlachten oder richtiger Klatschbasereien unbewußt die Befähigung der Massen beleuchtet. Die braven Genossen schlucken die unverdaulichsten Brocken, wenn diese nur mit einer Sauce von Bourgeoisblut gehörig zurechtgemacht sind. Die ewige Seligkeit im Jenseits ist ihnen ein Priestertrug, womit man sie um die irdische Seligkeit bringen möchte; aber sie sind helle, sie beschwindelt man nicht! Sie verlangen die Seligkeit des Zukunftsstaates schon hier, und Bebel verspricht ihnen den Beginn derselben immer nach Umfluß der nächsten 10 Jahre, welche Frist er nach Bedarf wieder neu zu datieren pflegt, ohne daß die Gläubigen wankend werden.

Man vergegenwärtige sich, über welche Persönlichkeiten die Sozialdemokraten im Fall ihrer Herrschaft verfügen würden, um das jetzige Beamtentum in den verschiedenen Verwaltungszweigen zu ersetzen, dann bekommt man den Eindruck eines tiefen Herabsteigens. Hier sind auch die häufigen Eingriffe der Kassierer in die sozialdemokratischen Parteikassen zu registrieren, die nicht besonders auffallend erscheinen, wenn man bedenkt, daß es sich um nichtgesiebtes Menschenmaterial handelt. Daß diese Kassendiebe meist nur erbärmliche Beiträge unterschlugen, läßt ihre That nicht in besserem Lichte erscheinen, denn dies hing nicht von ihnen ab: sie nahmen, was da war. Der Staat, oder ein Bankier, oder ein Industrieller sieht sich den Mann, dem er den Kassenschlüssel anvertraut, ganz anders an und wählt ihn aus einer höheren sozialen Schicht, darum kommen dort Diebstähle seltener, dann aber natürlich in größeren Beträgen vor. E. v. Hartmann irrt wohl kaum mit seiner Annahme, die Verwaltung unter der sozialdemokratischen „Pöbelherrschaft" würde an Korruption alles Dagewesene hinter sich lassen.

Das Schlußergebnis dieser Betrachtungen geht dahin, daß die Arbeitermassen, um Güter produzieren zu können, der Leitung durch hervorragende organisatorische Talente bedürfen, und daß der Unternehmergewinn im Verein mit der Wonne freien Schaltens und Schaffens das Reizmittel ist, um solche Talente aus der Verborgenheit hervor auf den Kampfplatz zu

locken. Die wirtschaftlich und sozial untergeordnete Lage der Arbeiterklasse ist nicht durch ihre Trennung von der Maschine verursacht, vielmehr ist diese Trennung selbst eine Wirkung der unzulänglichen geistigen Begabung der Massen. In letzter Linie beruht demnach die kapitalistische Produktionsweise auf einem Naturgesetz, auf der Verteilung der individuellen Begabungen unter den Menschen, die ihrerseits wieder von den mathematischen Gesetzen der Kombinationslehre bestimmt ist. Kurz und schlagend bemerkt Benjamin Kidd in seinem von mir mehrfach erwähnten Buche „Soziale Evolution“: „Das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, wie Marx es beschreibt, ist nichts anderes, als der heutige Ausdruck eines sozialen Verhältnisses, das während des größten Teiles der menschlichen Geschichte bestanden hat.“ In der That, so ist es: das soziale Abhängigkeitsverhältnis der Minderbegabten von den Begabteren, welches man jetzt dem „Kapitalismus“ zuschreibt, ist von jeher dagewesen, nur kleidete es sich äußerlich in andere Rechtsformen und in andere Namen. Abdekretieren läßt es sich nicht.

Wenn Bebel nicht mehr weiter weiß, greift er gewöhnlich zu der Versicherung: der Mensch habe die Naturkräfte schon in überraschender Weise „beherrschen“ gelernt, und er werde auf diesem Wege noch ungeahnte Fortschritte machen, so daß niemand sagen könne, wie weit er darin kommen werde. Letzteres ist richtig; niemand kann sagen, wie weit der Mensch in der Beherrschung der Naturkräfte noch kommen wird. Aber das kann jeder sagen, der nicht an der Oberfläche der Worte kleben bleibt, daß die Beherrschung der Naturkräfte nicht in einer Aufhebung der Naturgesetze besteht und niemals darin bestehen wird. Der Mensch kann gewisse Naturkräfte in Gemäßheit der Gesetze, denen sie unterliegen, zu seinem Vorteil gebrauchen; aber er ist nicht imstande, ein Naturgesetz unwirksam zu machen. Der Mensch kann das Gewicht des fallenden Wassers zum Betrieb von Maschinen benutzen, aber die Schwerkraft abschaffen kann er nicht. Der Mensch kann Pferde veredeln, indem er vorzügliche Zuchttiere auswählt und paart, und er kann dies von einer Generation zur andern weiter treiben, wenn auch nicht ins Unendliche. Aber niemals kann der Mensch bewirken, daß den Vererbungsgesetzen zum Trotz von unedeln Zuchttieren edle Junge fallen. Ebensowenig kann er die Gesetze ändern, welche die Verteilung der geistigen Begabungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft bestimmen. Allerdings könnte er diese Gesetze benutzen, um durch methodische

Züchtung höhere Varietäten seiner Gattung hervorzubringen; aber das würde Bebel nicht in seinen Kram passen und würde so bedenkliche Maßregeln erfordern, daß man die methodische Züchtung des Menschengeschlechts wohl für alle Zeiten als unausführbar bezeichnen darf und sich mit der natürlichen, die Bebel abschaffen will, begnügen muß.

## 42. Lebensnotdurft und Lebenshaltung.

Die Lebensnotdurft, oder wie man sich gerne auf deutsch ausdrückt: das „Existenzminimum", der Aufwand, welcher zur Erhaltung eines Menschenlebens erforderlich ist, beträgt außerordentlich wenig. Je nach den örtlichen Preisen der Nahrungs- und Bekleidungsmittel und des Obdaches schwankt die Größe etwas, aber man kann annehmen, daß in Deutschland für ungefähr 100 bis 120 M. ein Erwachsener erhalten werden kann. In dieser Summe ist nur das inbegriffen, was zur „äußersten Notdurft" gehört, die einfache Fristung des Daseins. In den meisten Armenhäusern kostet ein Insasse 200 bis 300 M., weil man aus Menschlichkeit nicht bis zur untersten Grenze herabgeht und der Unterhaltungsaufwand eines Landstreichers ist mit 300 M. gewiß nicht zu hoch veranschlagt.

Mit der Lebensnotdurft ist die Lebenshaltung, der „Standard of Life", nicht zu verwechseln. Gewöhnlich versteht man darunter die Lebenshaltung des Arbeiters, obwohl es unrichtig ist, das Wort in diesem ausschließlichen Sinne zu gebrauchen. Es giebt für jede Klasse und für jeden Stand eine gewisse herkömmliche Lebenshaltung, bei der man wieder den Durchschnitt, die obere und die untere Grenze zu beachten hat. Für die Lebenshaltung der Beamten bildet beispielsweise der Besoldungstarif den Ausdruck der verschiedenen Stufen, je nach Rang und Leistung.

Die Verschiedenheiten sind in allgemeinen Verhältnissen begründet. Ein Staatsmann oder Gelehrter hat andere Bedürfnisse und darum eine andere standesgemäße Lebenshaltung als eine Gewerbemeister, dieser eine andere als ein Fabrikarbeiter. Bei dem letzteren namentlich kommt es darauf an, sich bestimmt auszudrücken, ob man die mittlere Lebenshaltung meint, oder die untere Grenze, bei der die übliche Wirtschaftsweise gerade noch behauptet werden kann. Sehr häufig bedient man sich dieser Worte, ohne deren Sinn näher festzustellen.

Schon Adam Smith (1776) hat erkannt, daß das Einkommen eines Arbeiters größer sein müsse als der Betrag, den ein einzelner Mensch zu seiner Erhaltung braucht. Er meinte, das Doppelte hiervon sei genügend, damit der Arbeiter eine Familie ernähren und mehrere Kinder aufziehen könne. Jetzt steht schon der Lohn der besseren Tagelöhner um ein Vielfaches höher, wenn wir 100 M. als das Existenzminimum ansehen. Die Lebenshaltung ist aber nicht von dem Einkommen allein abhängig, sondern auch die Arbeitszeit wirkt wesentlich mit, die Verhältnisse zu gestalten. Diese beiden Faktoren sind die augenfälligsten, aber nicht die einzigen. Angeborene Anlagen, Neigungen und Wünsche, überlieferte Sitten und eingewurzelte Gewohnheiten treten hinzu, und man könnte beinahe behaupten, daß diese weitaus die einflußreichsten seien.

Das nämliche Einkommen läßt sich auf sehr verschiedene Art verwenden. Das Haupt einer Arbeiterfamilie kann seine Lebenshaltung so einrichten, daß der Lohn teils im Haushalt, teils in der Schenke vollständig verbraucht wird. Oder es versagt sich den Wirtshausbesuch und erübrigt dadurch einen gewissen Betrag. Dieser kann wiederum sehr mannigfache Verwendung finden. Ein Arbeiter liebt es, eine hübsche, angenehme Häuslichkeit zu besitzen, in der er gerne verweilt. Er schafft sich Dinge an, welche die Wohnung schmücken und die Bequemlichkeit, den „Komfort", erhöhen. Ein anderer hält solche Aeußerlichkeiten für Larifari und verwendet jeden Pfennig auf die Ausbildung seiner Kinder, während er sich mit dürftigster Ausstattung der Wohnung begnügt. Ein Dritter hinterlegt die Erübrigungen auf der Sparkasse, um sich einen Notpfennig für schlechte Zeiten zu sichern, oder weil er bar Geld für das beste hält, was er seinen Kindern auf den Lebensweg mitgeben kann. Die Unterschiede, die aus der Individualität hervorgehen, ließen sich leicht noch weiter ausmalen. Nur wer die Arbeiter nicht kennt, kann sich einbilden, einer sei wie der andere. Nach den Gesetzen, die wir im 16. und 17. Abschnitt erörterten, müssen die individuellen Kombinationen des Mittelgutes sehr mannigfaltig sein.

Neben den angeborenen Neigungen sind aber noch andere Faktoren wirksam. Wo es Sitte ist, daß die Männer den Sonntag auf Kegelbahnen oder am Spieltisch zubringen und den Montag blau machen, da kann sich der Einzelne nur schwer dem moralischen Zwange entziehen. Insbesondere beruht das Verhalten der jungen Leute auf solchen Rücksichten.

Wenn das Herkommen verlangt, daß die Burschen in einem bestimmten Alter ein Mädchen haben müssen und von da an nichts mehr von ihrem Lohn zu Hause abgeben, so würde jeder mit Spott und Hohn überschüttet, der es nicht so machen wollte. Statt für den künftigen Hausstand etwas zu ersparen, sich jedoch mit der Heirat nicht zu übereilen, wird häufig umgekehrt verfahren und allzufrüh eine Familie auf Schulden errichtet. Warum? Die „andern" haben es auch so gemacht. Gerade die arbeitende Klasse, die so schwer durch Vernunftgründe zu lenken ist, unterliegt in auffallender Weise der Tyrannei des Herdengeistes, der die Leute häufig zwingt, ihren eigenen Wünschen zuwider zu handeln.

Man kann demnach eine Lebenshaltung durch den Aufwand charakterisieren, den sie erfordert, nicht aber umgekehrt, mit einer gewissen Einkommenstufe den Begriff einer bestimmten Lebenshaltung verbinden, weil die letztere von einer Mehrheit zusammenwirkender Größen abhängig ist und bei gleichem Einkommen „höher" oder „niedrer" sein kann. Aus demselben Grunde ist es auch nicht möglich, durch bloße Lohnzulage die Lebenshaltung zu verbessern. Unter den herrschenden Umständen hat eine Erhöhung des Einkommens meist zur nächsten Folge, daß ein größerer Teil davon in unzweckmäßiger Weise vergeudet wird. Die Arbeiter wissen noch nicht, „mit dem Gelde umzugehen." Es wird behauptet, sie lernten es mit der Zeit, und das Steigen des Lohnes ziehe allmählich doch das der Lebenshaltung der Familien nach sich. Die Thatsache ist zweifellos richtig, die Begründung jedoch unzureichend, denn sie läßt außer acht, daß hier wiederum die natürliche Auslese ihre Hand im Spiele hat.

Die Arbeiter, die eine Lohnerhöhung nur zu materiellen Genüssen und zu Ausschweifungen benutzen, untergraben dadurch ihre wirtschaftliche und ihre physische Existenz, und sie werden nach und nach von solchen verdrängt, die klüger waren und sich den Zuwachs an Mitteln für ihr Familienleben und ihre Kindererziehung zu Nutze zu machen wußten. Daß die einen dies, die andern jenes thun, entspringt den angeborenen Trieben der Individuen, beziehungsweise der Störung des seelischen Gleichgewichtes, die durch eine stärkere Ernährung hervorgerufen wird. Diese Verschiedenheiten geben den Anstoß zu der im unteren Stande der städtischen Bevölkerungen sich vollziehenden Sonderung (S. 93 f. und 116). Was wir hier bei der Frage der Lebenshaltung erfahren, bildet nur ein Detail oder eine Illustration zu dem früher allgemein Ausgesprochenen. Die

Sache ist keineswegs so anzusehen, als ob alle Arbeiter nach und nach lernten, wie man eine Einkommensverbesserung zu verwenden hat, sondern es findet eine natürliche Auslese statt, die nicht einmal wenige Opfer erfordert, die aber trotzdem, da man sie eben nicht als einen Auslesеprozeß anzusehen gewohnt ist, in der Regel unverstanden bleibt. Man bemerkt wohl, daß das flotte Leben der jungen Arbeiter manchem eine frühe Grube gräbt, andere in das Gefängnis führt und nicht wenige in sozial untergeordneten Stellungen festnagelt: aber was dies zu bedeuten hat, ergründet man nicht, sondern erschöpft sich in schwermütigen Betrachtungen über die Welt und ihren Leichtsinn.

Die Sozialdemokratie hätte ein weites Feld, um einen Einfluß in „erziehlichem" Sinne auf die Arbeiterjugend zu üben, und sie ist auch schon von mehreren Seiten darauf aufmerksam gemacht worden; trotzdem unterläßt sie jeden Versuch, wahrscheinlich weil die Führer befürchten, daß die Popularität der Partei bei den „Grünschnäbeln" gefährdet werden könnte, denen man ja nicht nur das Stimmrecht, sondern „größeren Lebensgenuß" verspricht.

Am meisten verdient um die sittliche Führung der jungen Arbeiter machen sich die religiösen Genossenschaften, welche Gesellen- und Jünglingsvereine mit moralisierender Tendenz gründen und dadurch die besser veranlagten Individuen an sich ziehen. Im gleichen Sinne vorteilhaft ist auch die Gründung von Herbergen für Wanderburschen, wo eine bestimmte Hausordnung beobachtet wird. Denn wie überall in der Erziehung ist die Fernhaltung schlechter Einflüsse aussichtsvoller, als ein nachträglicher Besserungsversuch, wenn der Mensch bereits gefallen ist. Mancher junge Arbeiter, der durch die Macht des schlechten Herkommens hinabgezogen würde, kann durch rechtzeitiges Eingreifen väterlicher Freunde auf einen guten Weg gebracht werden. Die Erfolge sind allerdings trotz höchst anerkennenswerter Bemühungen nicht so groß, wie es zu wünschen wäre. Zum Glück haben die Vertreter dieser Richtung den Grundsatz, daß schon ein Geretteter alle Anstrengungen lohnt, und sie schaffen daher mit ungeschwächtem Mute weiter. Auch die Arbeiterbildungsvereine verdienen das Lob, daß sie auf ein geordnetes Betragen ihrer Mitglieder dringen. Turn- und Gesangvereine können ebenfalls günstig wirken und gewähren gebildeten Männern, die sich nützlich machen wollen, eine dankbare Gelegenheit dazu. Die neuerdings in Aufnahme kommenden Volkshochschul-

kurse können, wenn richtig geleitet, einen günstigen Einfluß üben; jedoch liegt die Gefahr, daß die ohnehin schon vorhandene anmaßende Halbbildung befördert wird, nicht sehr ferne. Ich kann mich schwer von dem Glauben losmachen, daß die eigentlichen Volkshochschulen die Gewerbeschulen, Kunstgewerbeschulen und Baugewerkschulen sind, und eine Förderung von künstlerischen und Gemüts-Anlagen des Volkes würde mir mehr zusagen, als Vorlesungen aus den Gebieten der Wissenschaft, sofern diese nicht „angewandte" Wissenschaft ist.

Ein weit strengerer Ausleseprozeß als vorhin tritt uns entgegen, wenn wir die Wirkung der abgekürzten Arbeitszeit untersuchen. Ein Mehr an freier Zeit kann ebensowohl dazu dienen, dem Familienleben einen reicheren Inhalt zu gewähren, als den Wirtshäusern Gäste zuzuführen. Nach und nach wird die gewonnene Muße vernünftig angewandt werden, aber auch dies nur vermöge eines Auslesevorganges. L. Brentano, der die Wirkung der abgekürzten Arbeitszeit auf die Arbeitsleistung und den Arbeitslohn statistisch untersucht hat, kommt zu dem Ergebnisse: „In England beaufsichtigt der Arbeiter doppelt soviel Maschinerie als in Deutschland. Die Maschinen gehen schneller. Die Verluste gegenüber der theoretischen Leistung der Maschine sind geringer. Die Kosten der Arbeit pro Pfund Garn sind in England geringer, dabei aber die Löhne der englischen Spinner beinahe doppelt so hoch als in Deutschland und die Arbeitszeit wenig über 9 Stunden gegen 11 bis 11½ in Deutschland."

Folgt daraus, daß man in Deutschland nur Maschinen nach englischem System einzuführen, die Löhne zu erhöhen und die Arbeitszeit auf 9 Stunden abzukürzen brauchte, um die Leistungen unserer Spinner auf das Maß der englischen zu bringen? Und würde bei nur achtstündiger Arbeit die Produktionsmenge noch mehr steigen und der Lohn der Arbeiter ebenfalls? Diese Folgerung zieht Brentano nicht. Er befürwortet in Deutschland noch keinen allgemeinen Achtstundentag, sondern vorerst einen Zehn- oder Neunstundentag je nach den einzelnen Gewerben. Warum diese Zurückhaltung? „Nicht jede Lohnerhöhung, nicht jede Kürzung der Arbeitszeit oder sonstige Besserung in den Arbeitsbedingungen führt zu einer Steigerung der Leistungen, sondern nur diejenige, welche zu einer Steigerung der gesitteten Lebenshaltung führt," sagt Brentano.

Sprungweises Vorgehen hat zunächst die Vergeudung des Lohnes zur Folge, und nur allmähliche Verbesserungen

bewirken eine gesittetere Lebenshaltung, denn was jener von Schulze-Gävernitz citierte Augsburger Weber sagte, mehr Geld in der Woche bedeute nur „an Rausch mehr", das gilt für sehr viele Arbeiter. Der Mensch, der einen größeren Anteil an der Kultur erlangt, muß sich, wie Brentano meint, „erst in ihn einleben." Erst einleben? Dies ist ein Irrtum: Der Mensch, für den mehr Lohn nichts bedeutet als „an Rausch mehr", muß erst aussterben! Es muß eine Sonderung, eine Auslese stattfinden, damit der höher begabte, leistungsfähigere Arbeiter übrig bleibt und einen im allgemeinen tüchtigeren Arbeiterstand bildet.

Daß Brentano den Auslesevorgang bei den Arbeitern übersehen hat, erscheint um so merkwürdiger, als er den, der durch die Abkürzung der Arbeitszeit bei den Arbeitgebern eintritt, ganz richtig erkannte: „Nicht jeder Arbeitgeber würde den Fortschritt mitmachen können. Der kapitalarme, mit veralteter Technik wirtschaftende, bornierte und energielose Betriebsunternehmer, der heute seine Konkurrenzfähigkeit nur mittels elender Arbeitsbedingungen erhält, würde zu Grunde gehen. Wir sehen ihn ohne Thränen dahingehen." Wenn Brentano nicht annehmen will, daß es nur unter den Betriebsunternehmern bornierte und energielose Individuen giebt, so wird er auch die Auslese unter den Arbeitern in Betracht ziehen müssen.

Mehrproduktion von Waren bei gleichzeitiger Herabsetzung der Arbeitszeit hat eine größere Geschicklichkeit und Rührigkeit der Arbeiter zur Voraussetzung, oder auch die Einführung vervollkommneter und leistungsfähigerer Arbeitsmaschinen; da aber letztere zu ihrer Bedienung wiederum eine größere Fertigkeit der Arbeiter beanspruchen, so läuft beides auf das nämliche hinaus. Brentano weist richtig darauf hin, die Mehrleistung in der Spinnerei und Weberei sei dadurch bedingt, daß die Arbeiter lernten, statt einer Maschine deren zwei und drei zu bedienen. Hier haben wir den Hebel der Auslese.

Wenn die Arbeiter in die Lage kommen, nicht bloß eine Maschine, sondern zwei und mehr Maschinen zu übersehen und in gehörigem Gang zu erhalten, so wird entweder bei gleichbleibender Arbeiterzahl die Warenproduktion sehr bedeutend gesteigert, oder es muß eine Verringerung der Arbeiterzahl eintreten. Letzteres wird die Regel bilden, und es wird eine Auslese der geschicktesten Arbeiter Platz greifen. Die, welche sich den neuen Bedingungen am besten anzupassen vermögen,

bleiben mit erhöhtem Verdienste da, die übrigen werden entlassen, bezw. in eine sozial tiefere Klasse hinabgedrückt. Mit der Zeit jedoch werden bei steigender Produktion wieder ebenso viele Arbeiter wie früher in dem fraglichen Fabrikationszweige Beschäftigung finden. Meist dürften die beiden Prozesse nicht plötzlich, sondern allmählich verlaufen und derart ineinandergreifen, daß eine thatsächliche Minderung der Arbeiterzahl nicht in die Erscheinung tritt, sondern nur eine schwächere Zunahme im Verhältnis zur Produktionsmenge und daneben eine Vermehrung der Arbeitslosen.

Die Arbeiter, welche nachher bei den Maschinen stehen, werden nicht ganz die nämlichen sein, die vorher da waren, auch nicht ihresgleichen, sondern sie werden eine Elite mit größerer Geschicklichkeit und Leistungsfähigkeit darstellen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sämtliche anfangs vorhandenen Arbeiter imstande sind, sich den neuen Bedingungen anzupassen. So lange auf einen Arbeiter nur eine Maschine kommt, genügt eine geringere Gewandtheit, und der, welcher die Anlage größerer Leistungsfähigkeit „latent" besitzt, hat keinen Vorzug vor dem andern, dem diese abgeht. Beide stehen einander völlig gleich. Tritt aber der vermehrte Anspruch in Kraft, dann wird der „latente" Unterschied offenbar und die Auslese beginnt.

Das Gesetz der Auslese läßt sich in Anwendung auf den in Rede stehenden Gegenstand so ausdrücken: „Je höher die Lebenshaltung einer Arbeiterklasse steigt, desto größer sind die Anforderungen, die an die Leistungsfähigkeit gestellt werden, desto größer ist die Zahl der Individuen, die nicht mehr mitkommen können und in eine tiefere Klasse hinabgestoßen werden."

Wir können uns dies klarer machen, indem wir die Kurven der Begabung und der Einkommen ansehen, die S. 59 und 100 abgedruckt sind und S. 216 wiederholt werden. (Fig. 5.) Gesetzt, die Lebenshaltung einer bestimmten Arbeiterklasse sei so beschaffen, daß sie mit einem Einkommen von 700 M. bestritten werden kann. Dann ist die untere Grenze dieser Klasse durch die wagrechte Linie ab in der Einkommenskurve bezeichnet. Die nämliche Linie begrenzt aber diese Arbeiterklasse auch in der Begabungskurve. Nehmen wir nun an, das Einkommen hebe sich unter den oben gemachten Voraussetzungen von 700 auf 800 M., dann rückt die Scheidelinie in der Figur etwas hinauf nach $a_1b_1$. Die schraffierte Fläche $aa_1b_1b$ entspricht in der Begabungskurve der Zahl der Arbeiter, von der nur

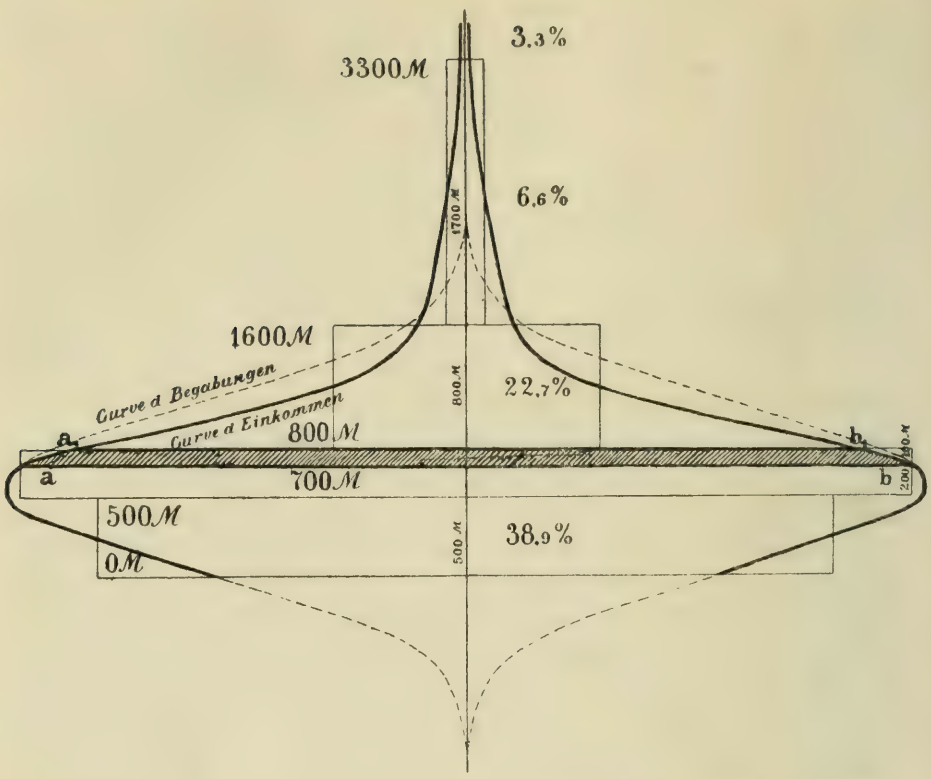


Fig. 5. Darstellung einer Verbesserung des Arbeitereinkommens und ihrer Wirkung.

ein nicht näher zu berechnender Teil in die höhere Lebenshaltung emporsteigen kann. Dieser zum Aufsteigen berufene Teil umfaßt zwei Gruppen von Arbeitern, nämlich:

a. solche von bisher schon größerer Leistungsfähigkeit, die sich trotzdem in der niederen Klasse befanden, weil sich die Einkommens- und Begabungsklassen nur annähernd, nicht vollkommen decken;

b. solche, deren Leistungsfähigkeit im entsprechenden Maße durch die allmähliche Verbesserung der Lebenshaltung (S. 89) gesteigert wird.

Alle übrigen in die schraffierte Fläche fallenden, also die, welche zu einer größeren Leistung unfähig sind, müssen in der bisherigen Lebenshaltung verbleiben, bezw. sich einer neuen, sozial tiefer stehenden Beschäftigung zuwenden und, solange sie eine solche nicht finden, erwerbslos werden.

Je weiter wir die horizontale Linie in die Höhe schieben, desto günstiger gestaltet sich das Einkommen und damit im allgemeinen die Lebenshaltung der Klasse, desto mehr Menschen

werden aber von derselben ausgeschlossen, weil ihre Befähigung den gesteigerten Ansprüchen nicht genügt. Die Thatsache drückt nur aus, daß das Gesetz der Arbeitsteilung und Differenzierung der Individuen, durch das im großen die Stände gebildet werden, auch im besondern thätig ist, verschiedene Unterklassen in der Arbeiterschaft hervorzubringen. Die Analogie läßt sich sogar dahin ausdehnen, daß die höher befähigten Arbeiter nicht in tiefer stehende Familien heiraten dürfen, wenn ihre Nachkommenschaft im allgemeinen den Rang der Väter behaupten soll.

Daß es bei der Auslese im Arbeiterstande Abfall giebt, ist selbstverständlich. Wenn z. B. die Vorschriften einer Staatsprüfung hinaufgeschraubt werden, dann begreift jedermann, daß eben mehr Kandidaten durchfallen müssen; warum sollte bei den Arbeitern eine Steigerung der Anforderungen nicht die gleiche Wirkung hervorbringen? Erstaunlich ist bei der Sache nichts, als daß die Sozialpolitiker nicht früher darauf gekommen sind. Der Beispiele, daß Angehörige des unteren Standes wirtschaftlich und moralisch tiefer und tiefer sinken, weil sie sich auf keinem Posten zu behaupten wissen, giebt es leider sehr viele. Und häufig sind es nicht einzelne Anlagen, sondern ziemlich verwickelte Kombinationen von intellektuellen, moralischen, wirtschaftlichen und körperlichen Eigenschaften, die von ihnen gefordert werden und deren Unvollständigkeit den Mißerfolg bedingt. Wer die Arbeiterwelt nicht bloß aus Büchern kennt, wird mir beipflichten.

Unsere Betrachtungen gewähren die Möglichkeit, nunmehr auch die beiden Klassen des eigentlichen Proletariats genauer zu charakterisieren, als dies im I. Teil (S. 60 und 112) geschehen konnte.

In der nach unten gekehrten Hälfte unserer graphischen Darstellungen sind zwei wagrechte Linien bemerkenswert. Die erstere derselben drückt in der Einkommenskurve die Lebenshaltung der geringsten, aber immerhin noch geordneten Arbeiterklasse aus und muß in der Galtonschen Kurve so ziemlich mit der Scheidelinie des Mittelgutes und der Schwachbegabten übereinstimmen. Die andere markiert das Existenzminimum (in der Einkommenskurve) und entspricht der Grenze der Brauchbarkeit (in der Galtonschen Kurve). Unterhalb der Wagrechten der geringsten Lebenshaltung stoßen wir auf das eigentliche Proletariat, welches durch die Linie des Existenzminimums in zwei Abteilungen zerlegt wird. Hievon ist schon S. 60 eine Andeutung gemacht worden.

In unseren Figuren S. 59 und 100 treffen die Kurven und die Wagrechten nicht so nahe zusammen, als es theoretisch geschehen sollte; allein diese Abweichungen erklären sich leicht aus den früher geschilderten Eigentümlichkeiten der Steuereinschätzung und aus dem Einflusse der Zufälligkeiten. Um ein anschauliches Bild zu geben, habe ich in Figur 6 die unteren Aeste der Kurven vermittelt und ebenso die wagrechten Linien zusammenfallen lassen. Dabei habe ich angenommen, daß die unterste Grenze der geordneten Lebenshaltung für einen einzelnen Arbeiter etwa mit 400 M. gegeben sei, obschon mir bewußt ist, daß hierin bedeutende örtliche und sonstige Verschiedenheiten stattfinden. Das Existenzminimum habe ich wie im Eingange des Abschnittes bei 100 M. angesetzt. Die Willkürlichkeit dieser Annahmen schadet nichts, da der Leser in seinen Gedanken leicht die Wagrechten hinauf- oder hinabrücken kann.

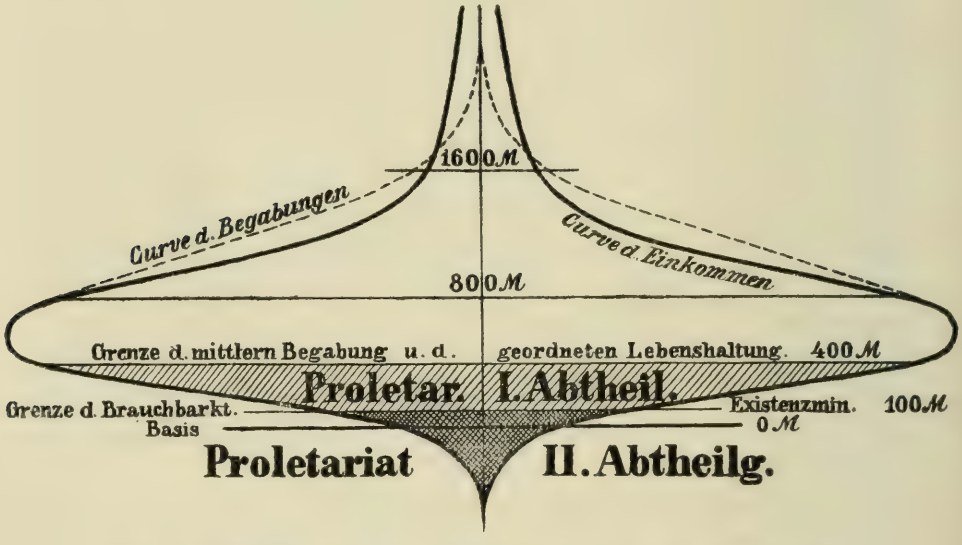


Fig. 6. Darstellung der Unterabteilungen des Proletariats.

Die erste Abteilung der Proletarier, die sich zwischen der geringsten Lebenshaltung und dem Existenzminimum herumtummelt, kann nur ein abenteuerndes Leben mit unzureichendem Gelegenheitsverdienst führen. Sie ist die der Eckensteher, der Sonnenbrüder, der Herrgottspatzen, von denen niemand weiß, wie sie sich ernähren, der Bettler, Landstreicher und Spitzbuben, die nichts Unbeaufsichtigtes liegen sehen können, ohne zuzugreifen. Und wiederum: je höher wir den Grenzstrich der untersten geordneten Lebenshaltung hinaufschieben,

*desto mehr* Individuen verurteilen wir, der Klasse dieses Lumpenproletariats anzugehören, die nicht alle ihre Bedürfnisse auf eine wirtschaftliche und rechtmäßige Weise befriedigt und deswegen häufig mit Polizei und Justiz in Meinungsverschiedenheit gerät.

Die fälschlich sogenannte „*Reserve-Armee der Industrie*", d. h. die Kategorie der *Beschäftigungslosen*, rekrutiert sich zum geringeren Teile aus zufällig für längere Zeit außer Stellung gekommenen wirklichen Arbeitern. Die meisten Fechtbrüder dieses „Landsturms" sind Leute der geschilderten Sorte, die eben bei dem industriellen Fortschritt nicht mehr „mitkommen". In Zeiten großer Nachfrage werden die weniger schlechten in gewerbliche Betriebe eingestellt, weil man sich notgedrungen mit ihren Leistungen begnügen muß, und der hohe Lohn veranlaßt sie, eine Weile in Arbeit zu bleiben. Sie haben jedoch keinen dauernden Nutzen davon und halten das geregelte Leben auch nicht lange aus. Dann sind sie wieder die nämlichen Landstreicher, die sie vorher waren.

In dieser Klasse sehen wir die *natürliche Auslese* auf die Art walten, daß den Lumpenproletariern die *Vermehrung* schwer gemacht wird. Ihre Unsittlichkeit trägt nicht dazu bei, Nachwuchs zu schaffen, und zur Familienbildung, dieser unerläßlichen Voraussetzung der Kindererziehung, können sie selten gelangen. *Eine bittere, aber für das Gemeinwohl unumgängliche Notwendigkeit* blickt uns mit ernstem Antlitz entgegen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß wir aus Mitleid oft der natürlichen Auslese entgegenarbeiten. Manche Arten unserer *Wohlthätigkeit* haben eine schädliche Nebenwirkung, indem sie dem Proletariat hilfloseſter Sorte die Heirat und die Vermehrung ermöglichen, also eine „rückschrittliche Auslese" begünstigen[1]). Den gleichen Charakter würde auch die Anerkennung des *Rechtes auf Arbeit* haben, für das

---

1) Wer zum erstenmale einen Blick in die Geschäfte einer größeren *Gemeinde-Armenpflege* wirft, wird leicht unangenehm berührt durch die *Härte*, womit erfahrene Armenräte sich in ihrem Berufe umgürten, auch gegenüber solchen Fällen, in denen kein selbstverschuldetes Unglück vorzuliegen scheint. Man lernt jedoch anders denken, wenn man nähere Kenntnis erlangt hat. Die Gemeindevertreter werden immer mißtrauischer und zurückhaltender gemacht durch die Lügen und Listen, Verstellungen und Heucheleien, mittels deren die Armen, selbst die bescheideneren, Unterstützungen zu erschleichen suchen. Es ist durchaus am Platze, daß mit den Geldern der Steuerzahler rein sachgemäß und mit größter Ueberlegung, nicht aus einer rührseligen Stimmung heraus, umgegangen wird, und daß sie nicht zu antisozialen Zwecken Verwendung finden.

sich manche Gründe anführen lassen, das jedoch dem Bedenken unterliegt, daß es einer unbewußten Züchtung der schlechtesten Menschenklasse gleich käme und daher antisozial wäre.

Die Individuen endlich, die dauernd unter das Existenzminimum herabsinken, werden von den Behörden aufgegriffen und in Armen- oder polizeiliche Arbeitshäuser, Bewahr- und Strafanstalten verbracht; das sind die Proletarier zweiter Klasse, Menschen der geringsten Stufen geistiger Begabung, Schwach- und Stumpfsinnige, Irre, ganz einseitig Begabte, Unholde und Verbrecher, auch körperlich Kranke und Krüppel, Leute mit negativem Einkommen (S. 103), die an den für sie bestimmten Orten aus öffentlichen Mitteln erhalten werden und selbstverständlich dort von der Fortpflanzung ausgeschlossen sind.

Jede allgemeine und dauernde Erhöhung der Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der untersten Klasse geordneter Arbeiter bringt dem Landstreichertum frischen Zuwachs, jedes Steigen des Aufwandes für das Existenzminimum führt neue Gäste in die Bewahr- und Strafanstalten. Diese Thatsachen sind bedauerlich, beruhen jedoch auf Naturgesetzen und können höchstens verschleiert, aber nicht abgeschafft werden.

Man hat somit in der Erhöhung der Ansprüche unter gleichzeitiger Aufbesserung des Lohnes und Abkürzung der Arbeitszeit allerdings Mittel an der Hand, nicht bloß die wirtschaftliche Lebenshaltung der Arbeiter, sondern deren ganzes geistiges Niveau zu heben, jedoch nur vermöge der Auslese, die an die Anwendung der genannten Mittel geknüpft ist. Hierin liegt eine Mahnung zur Vorsicht. Man darf keine plötzlichen Sprünge machen, wenn nicht die Auslese einen stürmischen und augenfällig grausamen Charakter annehmen soll. Der Unterschied besteht darin, daß in diesem Falle die Auslese den Tod der untauglichen Individuen durch Hunger und Elend herbeiführen muß, während bei langsamerem Verlauf es genügt, wenn sie die Erzeugung von Nachkommenschaft verhindert.

Die Engländer sind uns in der Abkürzung der Arbeitszeit voraus, weil bei ihnen die industrielle Entwickelung früher begonnen hat. Der englische Arbeiterstand hat eine langdauernde Auslese durchgemacht, und wenn er an Leistungsfähigkeit dem deutschen überlegen ist, so kann der letztere ihn nicht plötzlich einholen, sondern nur allmählich, und zwar dadurch, daß er im Laufe der Zeit der nämlichen Auslese unterzogen wird. Im Einklange mit dem Vorschlage Brentanos, jedoch aus anderen Gründen als den von ihm geltend

gemachten, muß das Vorgehen langsam und stufenweise geschehen, weil dann eher Hoffnung ist, daß die Opfer sich in mäßigem Umfange halten.

Ist der Entwickelungsprozeß bis zu einem gewissen Punkte *vorgeschritten*, dann ist nicht bloß das Einkommen aller Klassen höher geworden und die wagrechte Fußlinie unserer Kurve, welche die niederste Lebenshaltung darstellt, ebenfalls nach oben gerückt, sondern es ist gleichzeitig eine *Verschiebung der Begabungsklassen* eingetreten. Die letzte Klasse x ist ausgestorben; die Klasse g bildet jetzt die untere Spitze der *Galton*schen Kurve (S. 59); alle Schwachbegabten sind an Zahl verringert; die breiteste Stelle der Kurve liegt nicht mehr zwischen a und A, sondern zwischen A und B; zugleich sind alle Begabungsklassen über Mittel stärker gefüllt und die höchste ist über X hinausgerückt. In dem Endergebnis ist die allgemeine Gestalt der Kurve wieder ungefähr die gleiche, nur steht jede Klasse um eine *höher* gegen früher, die Kurve erscheint gleichsam „hinaufgeschoben", ganz analog der Hebung der Einkommenskurve S. 188. In diesem anschaulichen Bilde offenbart sich der materielle, geistige und moralische *Fortschritt* der Menschheit.

Der Eintritt der oben geschilderten Veränderungen ist zuletzt wieder an sehr *materielle Voraussetzungen* geknüpft. Die Lohnhöhe hängt nicht bloß von der Leistung, sondern immer auch von *Angebot und Nachfrage* ab. Mangel an Arbeitskräften steigert den Lohn, Ueberfluß an solchen drückt ihn, und keine gewerkschaftliche Organisation ist imstande, diesem Gesetze dauernd zu trotzen. Das Ueberangebot kann sowohl von der Nachkommenschaft der Arbeiter selbst, als von in- oder ausländischem Zuzug herrühren. In einem Lande mit offenen Grenzen wirkt jede Erhöhung der Lebenshaltung anziehend auf die Arbeiter in Nachbarländern mit geringerer Verdienstgelegenheit und tieferstehender Kultur; aus diesem Grunde kommen so viele Italiener, Polen u. s. w. zu uns. Daher lassen sich die Bedingungen einer fortschreitenden Hebung der Arbeiterklasse wie folgt zusammenfassen:

1) daß die *besseren Arbeiter* hauptsächlich in Familien ihresgleichen (also nicht in das eigentliche Proletariat) heiraten;
2) daß die Vermehrung der arbeitenden Klasse *nicht zu rasch* vor sich geht;
3) daß dem eigentlichen *Proletariat* die Fortpflanzung möglichst erschwert wird;

4) daß der Bevölkerungsstrom vom Lande nicht zu große neue Arbeitermassen der Industrie zuführt;
5) daß kein minderwertiger Zuzug vom Auslande stattfindet.

Welcher gute Mensch und Patriot würde sich nicht für das Ideal erwärmen, daß der deutsche Arbeiter bei reichlich bemessenem Einkommen nur gewisse Stunden des Tages, etwa soviel wie jetzt ein Beamter der Mittelklasse, durch die Berufsthätigkeit von seiner Familie entfernt gehalten werde, daß man seine Kräfte schone, daß er in den freien Stunden wirklich ein fürsorglicher Vater sei, daß er seine Kinder ebenso gut erziehe, wie jetzt die gebildeten Stände thun, daß endlich aus seinem Hause Männer hervorgehen, die stufenweise vordringend, bis zu den höchsten Aemtern gelangen. Ein solcher Arbeiter, stellt man sich vor, müsse notwendig auch an seinem Vaterlande mit Liebe hängen, das ihm eine derartige Existenz gewährt, er würde frei von internationalen Schwärmereien, einer wahrhaft nationalen deutschen Politik nicht nur keine Hindernisse bereiten, sondern eine kräftige Stütze derselben bilden. Wird dieses Ideal jemals erreicht werden? Jedenfalls nicht durch die Verbesserung der Lage der jetzigen Arbeiter allein, und am wenigsten durch eine plötzliche Verbesserung, überhaupt nicht durch irgend ein einseitiges Vorgehen ohne Mitwirkung der natürlichen Auslese. Jede Hebung des Arbeiterstandes kostet Menschenopfer, und schließlich ist das psychologische Problem, ob der geistig begabte und wirtschaftlich gutgestellte Durchschnittsarbeiter der Zukunft sich nicht trotz allem bei der einförmigen Bedienung seiner Maschine von Grund aus unglücklich und geknechtet fühlt, nur durch die Erfahrung zu lösen. Man setzt zwar meist voraus, daß die Verbesserung der Lebenshaltung die Leute zufriedener mache, allein wenn man sich nach Beweisen umsieht, so findet man keine stichhaltigen. Vor übertriebenen Erwartungen ist daher zu warnen. Der Leser, der über diese Darlegungen nachdenkt, wird meine Zweifel nicht für ungerechtfertigt halten.

Und noch in anderer Hinsicht kann uns die fortschreitende Erhöhung der Lebenshaltung unserer Arbeiter, so erwünscht sie an sich ist, wegen der Folgen bedenklich machen. Für manche geringe Verrichtungen findet sich niemand mehr, der sie ausführen will, denn teils scheuen die besseren Arbeiter die große körperliche Anstrengung, teils finden sie jene Arbeiten unter ihrer Würde. Selbst schwach begabte Leute wollen an die gewöhnlichen Arbeiten nicht mehr heran und ziehen das

Nichtsthun vor. Es ist daher nichts Unbegreifliches, wenn ein hoher Lohnstand und eine starke Verbreitung des Proletariats zu gleicher Zeit auftreten, oder wenn wir unter den Landstreichern manche antreffen, die uns gar nicht so übel vorkommen, und von denen wir glauben möchten, daß sie noch zu regelmäßiger Arbeit verwendet werden könnten. Die allgemein übliche hohe Lebenshaltung erlaubt dies nicht. In die Lücke strömen fremde Arbeiter mit geringeren Bedürfnissen ein, was nicht gerade unbedenklich ist. So lesen wir in den Zeitungen, daß im Frühling 1899 sage 30000 italienische Maurer, Erdarbeiter u. s. w., eine größere Zahl als je zuvor, über die Alpen gewandert seien, die bei niedriger Lebenshaltung den Sommer hindurch ihr Brot bei uns verdienen und noch einen hübschen Sparpfennig erübrigen, trotz der bedeutenden Reisekosten. Ein ähnliches Verhältnis besteht an unserer Ostgrenze mit den russischen Feldarbeitern. Warum kann jenes Geld nicht von unseren Landsleuten verdient werden? Warum können oder wollen diese die fraglichen Arbeiten nicht verrichten? Solche Fragen mögen uns je länger je mehr zu denken geben.

In manchen feineren Industriezweigen hingegen sind wir nicht mehr imstande, mit Ländern in Wettbewerb zu treten, in denen die Ansprüche der Arbeiter bescheidenere sind, zunächst also mit Rußland, wo der Tagelohn jetzt auf 50 Kopeken gleich 1 Mark steht, später mit Indien, China und Japan, die lächerlich billige Arbeitskräfte haben und deren Industrie sich mehr und mehr entwickelt. Die Abnahme unserer Ausfuhr wird uns die Behauptung der durchschnittlich hohen Lebenshaltung und später sogar die unserer großen Volkszahl schwierig machen. Wir Europäer gehen darauf aus, unsere Arbeiter zu einer Rasse von lauter Herren zu machen. Dies würde eigentlich voraussetzen, daß wir unterhalb unserer freien Arbeiter noch eine breite Schicht von Sklaven oder Hörigen fremder Rasse zur Ausführung aller mechanischen oder sonst unangenehmen Geschäfte besäßen. Solange wir nicht dazu gelangen, die bescheideneren Völker des Ostens in ein Abhängigkeitsverhältnis zu uns zu bringen, worauf auch Kidd anspielt (England und Indien!), sind wir genötigt, uns von ihnen das Wasser abgraben zu lassen. Wenn die Asiaten dereinst mit ihren Erzeugnissen bis auf unsere Binnenmärkte vordringen, müssen wir in hohen Schutzzöllen unsere Zuflucht suchen, mit anderen Worten, wir müssen dann nicht bloß die fremden Arbeiter selbst, sondern auch deren Arbeitsprodukte aussperren.

Aber mit der Zeit wird auch dieses Mittel versagen und wir werden vielleicht dem Absterben geweiht sein, wie alle Herrenrassen, die sich zu sehr von der Mutter Erde und von der naturgemäßen Lebensweise entfernt haben. Hierüber im nächsten Abschnitt noch weiteres.

## 43. Malthus und die Uebervölkerung.

Im Vorhergehenden haben wir angenommen, daß eine Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse in der Regel an eine Mehrleistung durch erhöhte Geschicklichkeit und Betriebsamkeit geknüpft sei. Es kommt aber auch vor, daß Lohnerhöhungen durch gesteigerte Nachfrage nach Arbeitskräften oder durch unwiderstehliche Forderungen der organisierten Arbeiterschaft hervorgerufen werden, ohne daß eine Mehrleistung damit verbunden ist. Stellt die Lohnerhöhung nur eine Ausgleichung des fortwährend, wenn auch in verschiedenem Tempo sinkenden Geldwertes dar, dann hat sie einen Einfluß auf die Lebensführung überhaupt nicht. Es ist alles nur so, wie es vor der Teuerung war. Anders wenn die Lohnzulage eine thatsächliche Besserstellung bedeutet, also die Vorbedingung für eine Erhöhung der Lebenshaltung erfüllt, deren Eintritt freilich an weitere Bedingungen geknüpft ist. Dieser Fall, der schon im Eingange des vorigen Abschnittes berührt wurde, bedarf noch einer Untersuchung in bestimmter Richtung.

Auch mit der Abkürzung der Arbeitszeit ist eine Mehrleistung nicht immer verbunden. Wenn z. B. in einem Bergwerk oder bei einem Eisenbahnbetriebe die Schichtendauer herabgesetzt wird, so kann von einer absoluten Mehrproduktion nicht die Rede sein, es werden daher auch keine Arbeiter entbehrlich, wie bei der Einführung verbesserter Maschinen in einer Fabrik. Im Gegenteil: die Abkürzung führt hier notwendigerweise zur Anstellung einer größeren Arbeiterzahl, weil man häufigere Ablösung haben muß, also nicht zu einer Qualitätsauslese, sondern zu einem Griff in tieferstehende Arbeiterklassen hinein, das heißt, sie drückt den Begabungsdurchschnitt herunter.

Jede Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter, die nicht mit höheren Anforderungen Hand in Hand geht, ruft, wie dort gezeigt wurde, zwar eine mittelbare Auslese hervor, aber die unmittelbare Bevorzugung der begabteren Individuen bleibt aus. Die Lohnzulage wird hauptsächlich zur Vermehrung der Nahrungs- und Genußmittel verwandt, und die gewonnene Muße bedeutet eine Ersparnis an Arbeits-

leistung; in der physiologischen Bilanz dienen beide, die Mehreinnahmen sowohl, als die Wenigerausgaben, zur Vergrößerung des Ueberschusses an gebundener Energie. Nun haben wir wiederholt gesehen, daß die Zunahme des Energieüberschusses eine mächtige Wirkung auf Körper und Geist eines Individuums äußert. Das allgemeine Kraftgefühl hebt sich und die Seelenanlagen werden in lebhaftere Thätigkeit versetzt, wobei individuell bald mehr die günstigen, bald mehr die ungünstigen erregt werden.

Bei den meisten Individuen tritt eine Steigerung der sinnlichen Triebe, besonders des Fortpflanzungstriebes ein, und dieser Umstand ist für die Arbeiterverhältnisse von der größten Bedeutung. Er hat eine unverhältnismäßig starke Vermehrung zur Folge, durch welche die Lebenshaltung geschmälert wird. Daß die Leute zu früh heiraten und eine sehr große Zahl von Kindern erzeugen, ist in mannigfacher Beziehung von Nachteil[1]). Während das Ueberangebot von Arbeitskräften den Lohn des Familienvaters drückt, soll er gleichzeitig mehr hungrige Mägen füllen. Die Leute kommen dadurch nicht aus den bittersten Nahrungssorgen heraus und die Gesundheit der armen geplagten Frauen wird untergraben, wodurch dann die ganze Führung des Haushaltes und die Kindererziehung in der bedauerlichsten Weise not leiden. Die Wohnungsverhältnisse gestalten sich ungünstig, indem viele Personen in zu engen Räumen zusammengepfercht leben, was sehr große gesundheitliche und sittliche Gefahren hervorruft. Die Männer scheuen zuletzt ihr eigenes Heim, in dem sie die Wurzel ihrer Kraft und ihres Gemütslebens finden sollten, und wo sie jetzt nur Kindergeschrei, Klagen der Frau, Entbehrung und Schmutz

1) Die Bebelsche Behauptung, die Geschlechtsthätigkeit müsse „alsbald nach erlangter Reife" beginnen und sei „eine wesentliche Bedingung für die körperliche und geistige Gesundheit", ist von H. E. Ziegler a. a. O., S. 137 in ihrer völligen Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit gekennzeichnet worden. Wie bei manchen höheren Säugetieren, so fällt auch beim Menschen der Eintritt der Geschlechtsreife nicht mit der Vollendung des Wachtums zusammen. Die Ausübung der sexuellen Thätigkeit ist in der Tierwelt bei den Männchen nicht vom Eintritt der Reife, sondern von dem Obsiegen im Kampfe mit anderen ausgewachsenen und kräftigen Männchen abhängig, also von der vorherigen Ausbildung der eigenen Körperkräfte. Sinngemäß setzt beim Menschen die Gründung einer Familie voraus, daß der junge Mann sein Wachstum und seine geistige Ausbildung beendet und eine Stellung im Wettbewerb mit Seinesgleichen errungen hat. Dies ist also das „Natürliche". Zieglers Schrift enthält noch viele treffende Bemerkungen über diesen und verwandte Punkte.

antreffen, so daß sie vorziehen, im Wirtshaus lustige Gesellschaft aufzusuchen und die eigene Familie ihrem Schicksal zu überlassen. Unter solchen Umständen bekommen die Kinder natürlich auch keine Anhänglichkeit an das Elternhaus; statt daß die halberwachsenen daheim bleiben und durch ihren Verdienst zur Verbesserung der Lebenshaltung beitragen, fliegen sie vorzeitig aus, verthun ihren Lohn in flüchtigen Genüssen und endigen damit, daß sie entweder zu Grunde gehen oder ebenfalls in viel zu jungen Jahren heiraten und die Notlage verewigen.

Die Kindersterblichkeit ist unter solchen Verhältnissen eine große, aber trotzdem bleibt ein starker Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, wie an einigen Beispielen (S. 121) gezeigt wurde. Es scheint, daß hauptsächlich die frisch vom Lande nach den Städten gekommene Bevölkerung zu dem Kinderreichtum beträgt, und daß etwa noch die Sprößlinge dieser einen Ueberschuß erzeugen, daß aber die folgenden Generationen bei abnehmender Fruchtbarkeit und zunehmender Entartung nach und nach erlöschen. Da der Bevölkerungsstrom ununterbrochen weiter geht, werden die entstehenden Lücken immer gleich wieder ausgefüllt und die wirkliche Vermehrung ist sehr bedeutend. Alle die genannten Umstände wirken zusammen, um die Lebenshaltung der Arbeiterklasse nicht auf die wünschenswerte Höhe steigen zu lassen.

Hegar hat in einer „sozial-medizinischen" Studie, betitelt: „Der Geschlechtstrieb", in gründlicher Weise die Schattenseiten der allzuraschen Volksvermehrung geschildert, namentlich auch die gesundheitlichen, die sich für die Frauen und den Nachwuchs aus zu rascher Aufeinanderfolge der Geburten ergeben. Man kann dieses Buch voll Fachkenntnis und Lebensweisheit nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen. Auch Göhres Beobachtungen in „Drei Monate Fabrikarbeiter", Bebels Schilderungen der Arbeiterfamilie in „Die Frau", Wörishoffers „Sozialpolitische Erhebungen über die Lage der Fabrikarbeiter in und um Mannheim" bieten reichhaltige Materialien zur Bildung eines Urteils. Und dieses geht dahin, daß die starke Vermehrung der Arbeiterklasse die Hauptursache der vielfach ungenügenden Lebenshaltung derselben ist, und daß die meisten Versuche zur Besserung dadurch beeinträchtigt werden, daß jede Lohnerhöhung eine weitere Zunahme der Arbeiterbevölkerung nach sich zieht. Wie enorm die Bevölkerung in den Industriegegenden Deutschlands wächst, haben wir auch an dem Beispiel Sachsens gesehen, wo sich die Vermehrung in 19 Jahren

auf 35 %, also in einem Jahr (nach geometrischer Progression) auf 1,63 % belief. Hiernach würde in 42 Jahren eine Verdoppelung der Einwohnerzahl eintreten, und Deutschland müßte nach diesem Maßstabe im Jahre 1934 eine Einwohnerzahl von 100 Millionen ernähren!

Die Folgen der Vermehrung sind schon von Malthus (1798) im wesentlichen richtig geschildert worden. Er führte aus, um den Gegensatz kräftiger zu markieren, daß die Bevölkerung nach den Ziffern einer geometrischen Reihe zunehme, dagegen die Produktion der Nahrungsmittel nur nach den Ziffern einer arithmetischen Reihe, wonach das Mißverhältnis zwischen Bevölkerungs- und Nahrungsmenge immer greller wird, wie das nachfolgende Schema ergiebt:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Bevölkerung: | 1 | 2 | 4 | 8 | 16 | 32 | (geometr. Reihe), |
| Nahrung: | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | (arithmet. Reihe). |

Das Gesetz des geometrischen Wachstums der Bevölkerung ist zweifellos theoretisch richtig. Es stützt sich auf die einfache Annahme, daß in jeder Generation die durchschnittliche Kinderzahl für ein Ehepaar die gleiche bleibe. Unbestreitbar herrscht die Tendenz zu solcher Vermehrung, obwohl die thatsächlich eintretende von den vorhandenen Lebensmöglichkeiten abhängt.

Daß die Zunahme der Nahrungsmittel sich gerade in einer arithmetischen Reihe bewege, läßt sich dagegen theoretisch nicht beweisen. Hier ist Malthus in der Schematisierung zu weit gegangen. Es giebt überhaupt kein bestimmtes Gesetz hierfür, da die Produktion oft durch irgend welche technische Erfindungen oder die wirtschaftliche Erschließung neuer fruchtbarer Länder sprungweise steigt, zu anderen Zeiten wieder stillsteht. Mit Sicherheit ist nur das eine zu erkennen, daß die Nahrungsmenge keinesfalls so schnell wachsen kann, wie die Volkszahl, was zur Bekräftigung des Malthusschen Grundgedankens vollkommen hinreicht.

Verdoppelt sich zum Beispiel von einer Generation zur andern die Bevölkerung eines Landes oder auch der ganzen Erde, so tritt, wenn die Fruchtbarkeit die nämliche bleibt, in der nächstfolgenden Generation Vervierfachung, dann Verachtfachung und so weiter ein, wie Malthus angegeben hat. Es ist aber nicht anzunehmen, daß das Erträgnis eines Ackers von einer Generation zur andern sich jeweils verdopple, noch auch, daß die Fläche des urbaren Landes entsprechend vermehrt werde, um eine Verdoppelung der Erträgnisse herbeizuführen.

Ausnahmsweise kann dies geschehen, aber auf die Dauer ist ein solcher Fortschritt der Nahrungsmittelproduktion nicht aufrecht zu erhalten. Die Menschenproduktion hingegen geht ihren nur von der Not eingeschränkten Gang.

Daraus folgt, daß wie jede Spezies, so auch der Mensch, sich unaufhörlich an den Grenzen des Nahrungsraumes stößt. Jede Gattung füllt eine Erweiterung rasch aus, und wenn die Zunahme der Nahrungsmittel ein Ende hat, wird die Zahl der Individuen notgedrungen stehend. In letzterem Falle müssen also jährlich ebensoviele Individuen sterben, als geboren werden.

Darwin und Wallace haben das Malthussche Gesetz bestätigt und vertieft, indem sie darthaten, daß die Ueberlebenden einer Art eine besser angepaßte, kräftigere und günstiger organisierte Varietät darstellen, daß also das Mißverhältnis zwischen Vermehrung und Nahrung eine Ursache des Fortschrittes der Organisation und der Instinkte ist. Man weiß aus Darwins Selbstbiographie, daß die Malthussche Schrift der Funke war, der den Gedanken der natürlichen Auslese in ihm entzündete.

Beim Menschen sind es die unteren Klassen, die sich an der Grenze der Existenzmöglichkeit herumbewegen; doch läßt sich leicht einsehen, daß die übliche Lebenshaltung einen bedeutenden modifizierenden Einfluß ausübt. Je höher die Lebenshaltung ist, die ein intelligenter Arbeiter für sich beansprucht, ohne die er nicht leben zu können glaubt, um so früher wird die Kindererzeugung eine Verminderung erfahren, weil solche Leute nicht heiraten, ehe sie im Besitze einer auskömmlichen Stellung sind. Dabei ist weiter zu beachten, daß es mit dem Steigen der technischen Leistungsfähigkeit des Durchschnittsarbeiters den schwachbegabten Individuen immer schwerer wird, in geordnete Stellungen zu gelangen. Ein große Zahl von Menschen kann Hunger leiden, ohne daß eigentlich Mangel an Lebensmitteln vorhanden ist; jener Fall kann sogar eintreten, während auf allen Gebieten, auch in der Landwirtschaft, Ueberproduktion stattfindet! Die Nahrungsmittel und sonstigen Güter müssen eben den Befähigteren zugewendet und den Unbefähigten vorenthalten werden, damit eine fortschrittliche und nicht eine „rückschrittliche“ Entwickelung des Menschengeschlechtes stattfindet. Dies der tiefe Sinn der von den Sozialdemokraten mißverstandenen und als „Anomalie“ bezeichneten Erscheinung des Proletarierelends neben gleichzeitigem Ueberflusse.

Daß die ärmsten Völker die meisten Kinder haben, wußte schon Quételet, und Leroy-Beaulieu weist in seiner Studie über den Einfluß der Zivilisation auf die Bevölkerungsbewegung darauf hin, daß die einzigen Departements von Frankreich, die noch einen Geburtenüberschuß bringen, Morbihan, Finistère, Côtes du Nord, Lozère, Corsica, Aveyron, Vendée, Landes und Nord, zu den wirtschaftlich zurückgebliebensten gehören. In Belgien steht die Geburtenzahl der Provinzen im umgekehrten Verhältnisse zur Lohnhöhe, wobei allerdings in den flämischen Gegenden noch ein anderer Umstand mitspielt, den Leroy-Beaulieu übersieht, die größere Fruchtbarkeit der germanischen Rasse. Doch wird es im allgemeinen richtig sein, wenn der französische Statistiker nachzuweisen sucht, daß in allen zivilisierten Staaten die Geburtenziffer im Abnehmen ist. Sie betrug in Italien auf 1000 Einwohner 1865 38,3 und 1883 noch 36,9. In England sank sie in dieser Zeit von 35,5 auf 33,7, in der Schweiz von 35,5 auf 32,5, in Preußen von 39,1 auf 36,6, im Deutschen Reich war die Ziffer 1871—80 39,1 und 1894—98 nur noch 36,1 [1]) u. s. w. Am stärksten war die Abnahme der Geburten in Frankreich, wo ihre Zahl 1801 noch auf 32,3 stand und in beinahe stetigem Abfall bis 1888 auf 23,4 herunterging. In den letzten Jahren blieb die Geburtenziffer Frankreichs mehrmals hinter der Sterbeziffer zurück, so daß die Volkszahl abnahm, bezw. nur noch durch Zuzug aus dem Auslande erhalten wurde. Bis Deutschland soweit kommt, wird mancher Tropfen Wasser den Rhein hinabfließen; denn es besitzt zur Zeit einen jährlichen Geburtenüberschuß von mehr als 800000, und die Zahl der Kinder, die in Deutschland mehr geboren werden als in Frankreich, beträgt jährlich über eine Million. Doch sieht man aus Leroy-Beaulieus Aufstellungen immerhin soviel, daß mit der Erhöhung der Lebenshaltung eine sinkende Tendenz der Geburtenziffer eintritt, was auch leicht zu begreifen ist.

Die natürliche Fortpflanzung des Menschen würde nach Malthus eine Verdoppelung in 25 Jahren herbeiführen. Nach H. E. Ziegler (a. a. O. S. 150) kommt man ungefähr auf diese Zahl, wenn man annimmt, daß in jeder Ehe durchschnittlich 6 Kinder geboren werden, von denen eines ledig bleibt oder vor dem heiratsfähigen Alter stirbt. Wir haben gesehen,

---

1) In der gleichen Zeit sank die Sterblichkeit von 27,2 auf 21,5; der Geburtenüberschuß stieg von 11,9 auf 14,6.

daß selbst die große Bevölkerungszunahme in Sachsen einer Verdoppelung erst in 42 Jahren entspricht, also hinter der physiologischen Möglichkeit weit zurücksteht. Dies ist ein Beweis, daß das Menschengeschlecht unter unsern Verhältnissen nicht nach Maßgabe der ihm innewohnenden Vermehrungsfähigkeit, sondern nach Maßgabe der Verdienst- bezw. Nahrungsgelegenheit zunimmt, also *thatsächlich durch die Grenzen des Nahrungsraumes* eingeengt wird, wenn man den Begriff „Nahrung" im weitesten Sinne faßt, d. h. alles darunter einbegreift, was zu der gewohnheitsmäßigen Lebenshaltung gehört. Bestünde diese Schranke *nicht*, so wäre der Volkszuwachs größer, aber die Auslese geringer oder gleich Null, und dies wäre für die Bewahrung des erlangten geistigen Niveaus der Menschheit nicht günstig.

Das Verlangen, sich dem äußersten Kampfe um die Existenz, nämlich dem um das *tägliche Brot*, zu entziehen, ist eine Haupttriebfeder der Individuen. Auf den höheren sozialen Stufen ist der Daseinskampf ein milderer, und dies nicht bloß deswegen, weil das Einkommen ein größeres ist, sondern auch weil dasselbe sich auf eine geringere Kinderzahl verteilt.

Die unverhältnismäßig *starke Vermehrung* der untern Schichten, *nicht* der Kapitalismus trägt die Schuld, daß dem Elend schwer abzuhelfen ist. *Galton* hat die Frage aufgeworfen, ob nicht durch die frühen Heiraten und die große Kinderzahl des Proletariats das geistige Durchschnittsniveau der Gesamtheit herabgedrückt werde? Es *scheint* klar, daß die intelligenteren und vorsichtigeren Klassen, die später heiraten und nicht so viele Nachkommen erzeugen, weil sie ihnen eine bessere Zukunft zu sichern bestrebt sind, durch die überwiegende Kinderzahl der unteren Klassen im Laufe der Zeit mehr und mehr bedrängt werden müssen, daß also eine „rückschrittliche" Entwickelung (S. 131) zu befürchten stehe. *Galton* sucht dies ziffermäßig nachzuweisen, läßt aber dabei einen Faktor außer acht, der von bedeutendem Einfluß ist: die *natürliche Auslese* in ihrer doppelten Wirkung, wodurch ein Teil der Individuen des unteren Standes in die höheren Klassen aufsteigt, ein anderer Teil als unbrauchbar vernichtet wird, so daß die oberen Stände dadurch eine Verstärkung, die unteren eine Verringerung erfahren. Man rechnet hier mit lauter unbekannten Größen, und wir müssen deswegen darauf verzichten, über die von *Galton* aufgenommene Schwerpunktsverschiebung völlig ins Reine kommen zu wollen. Nicht zu leugnen ist, daß es

Erscheinungen giebt, die der Galtonschen Theorie Anhaltspunkte gewähren. Dahin gehört z. B. die Stauung der sächsischen Steuerzahler in der Klasse von 800 bis 1600 M. Einkommen, wovon früher (S. 180) die Rede war. Diese dürfte der Ausdruck der großen Vermehrung der Arbeiterbevölkerung sein, wie bereits ausgesprochen wurde. Die Thatsache steht statistisch fest, daß die Fruchtbarkeit der unteren Klassen eine sehr große ist. Die Resultante aus diesen widerstreitenden Kräften läßt sich aber nicht berechnen; nur die Zukunft kann Aufschluß geben, ob die jetzigen Besorgnisse gegründet waren oder nicht.

Die unteren Klassen erhalten bei uns schon sehr bedeutende Zuschüsse von den oberen und würden ohne deren Unterstützung auf eine weit tiefere Kulturstufe herabsinken, da sie für die Armen- und Krankenpflege, wie für die Jugenderziehung aus eigenen Kräften ihrer Natur nach nicht aufkommen könnten. In stärkerem Grade als der Staat ist bei uns die Gemeinde das Feld der sozialen Experimente. Die Steuerzahler der unteren Klassen genießen alle Gemeindeeinrichtungen mit und tragen nur winzige Summen zu deren Erhaltung bei. In meiner Vaterstadt Karlsruhe kommt jedes Kind der Volksschule die Gemeindekasse auf 60 M. zu stehen. Ein Arbeiter mit 900 M. Jahresverdienst bezahlt 1 M. 80 Pf. direkte Steuer, hat er aber 3 Kinder in der Schule, so kosten diese 180 M., er empfängt also das Hundertfache! Man nennt dies „ausgleichende Gerechtigkeit". Jedermann wird den Kindern der Armen gönnen, daß ihnen Bildung und Wissen leicht zugänglich sind. Aber die Kehrseite der Sache ist die: der sozial Höherstehende sieht sich genötigt, seine Kindererzeugung einzuschränken, während der sozial Tieferstehende daran nicht denkt, und der im allgemeinen minderwertige Nachwuchs des letzteren wird gemäß der „ausgleichenden Gerechtigkeit" mit den Mitteln aufgezogen, die durch den Verzicht der oberen Regionen erspart werden[1]). De Lapouge würde dies wieder eine „rückschritt-

1) Professor Mantegazza schildert als beneidenswert das in einem schattigen Erlengebüsch nistende, ohne alle Sorgen um seine Jungen beglückt dahinlebende Nachtigallenpaar, und er stellt ihm den Menschen gegenüber, der, wenn er sich beim Bau seines Nestes auf die Natur allein verließe, am zweiten Tage vom Hunger heimgesucht würde und bald seine Nachkommenschaft der Skrofulose und der Auszehrung zum Opfer fallen sähe. Ich glaube, diese Annahmen entsprechen nicht ganz der Wirklichkeit. Denn nirgends wütet der Kampf ums Dasein unerbittlicher, als in der anscheinend so harmlosen und glücklichen Vogelwelt. Da eine Zunahme der Nahrungsmenge für die Vögel im allgemeinen nicht stattfindet,

liche Auslese" nennen, während die Tagespolitiker es für höchst „fortschrittlich" halten. Wenn man die Sozialdemokraten von „Ausbeutung" sprechen hört, so will es einem bei Ansehung der vorstehenden Ziffern beinahe scheinen, als ob nicht die unteren Klassen über Ausbeutung zu klagen hätten, sondern als ob diese recht fröhlich dabei wären, die oberen Klassen für ihre Zwecke „auszubeuten". Die eine Auffassung wäre so falsch wie die andere. Hoch und Nieder sind vielmehr in einer völlig unentwirrbaren Weise ineinander geschlungen und können nicht getrennt werden. Darin muß ich übrigens den Angehörigen der höheren Stände recht geben, wenn sie für das, was sie zu Gunsten der unteren thun, nicht mit unverschämten oder gar blutdürstigen Redensarten bedankt sein wollen. Auch erscheint es nicht unbillig, daß wenigstens ein Teil des öffentlichen Aufwandes durch Verbrauchsabgaben auf die Massen gelegt wird; in dem obigen Falle (von Karlsruhe) geschieht dies im Betrag von 275000 M. gleich 3 M. 45 Pf. auf den Kopf, was gewiß nicht erdrückend ist. Wie es unrichtig wäre, in dem Ringen der gebildeten und besitzenden Klassen um ihren Einfluß auf die Staats- und Gemeindeleitung nicht den Ausdruck eines berechtigten sozialen Instinktes, sondern nur den eines egoistischen Herrschaftsgelüstes zu erblicken, so wäre es auch verkehrt, alle öffentlichen Lasten durch direkte Steuern von den Vermöglichen erheben zu wollen und damit die Leute des „Mittelgutes" zu Almosenempfängern herabzuwürdigen. Unsere Doktrinäre bringen es fertig, für die Verteilung der Lasten das Prinzip der individuellen Leistungsfähigkeit, für die Zumessung der Rechte jedoch das Prinzip der Kopfzahl aufzustellen, während das Richtige beidemale in der Mitte läge.

Aus der Armenstatistik P. Kollmanns im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" ist zu ersehen, daß 1885 im Deutschen Reich 90282159 M. Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln aufgewendet wurden, die sich auf 1592386 Personen in 886386 Parteien verteilten. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung von 46855704 kommen also auf 1 Million Einwohner 34001 Almosenempfänger, was soviel heißt, als

---

waltet das harte Gesetz, daß jährlich ebensoviele Individuen sterben müssen, als geboren werden. Manche Arten, deren Nahrung sich verringert, sind einer fortschreitenden Abnahme ausgesetzt, z. B. die Störche. Wieviel besser ist doch da des Menschen Los, auch des ärmsten, der an den Segnungen des sozialen Lebens teilnimmt, und statt durch die Ueberlegenheit höher begabter Köpfe erdrückt zu werden, die Früchte ihrer vorsorgenden Thätigkeit mitgenießt!

daß diese in der Galtonschen Einteilung (S. 58) von unten her gerechnet noch weit in die Klasse c hineinreichen. Die Klassen x bis d enthalten zusammen 18367 Köpfe, so daß von den 34001 Almosenempfängern noch 15634 in Klasse c kommen. Diese Klasse umfaßt 63563 Köpfe, von denen somit noch ein Viertel almosengenössisch ist; in Wirklichkeit sind es noch mehr, weil viele Insassen der Strafanstalten nicht in der Zahl der Unterstützten enthalten sind. Die Hinzurechnung der Klasse c zu den Schwachbegabten (S. 61) rechtfertigt sich somit zur Genüge.

An und für sich ist die große Fruchtbarkeit ein Zeichen von Gesundheit des Volkes, und wenn wir die stehenbleibenden Ziffern Frankreichs betrachten, das mehr Todesfälle als Geburten zählt und sich nur noch durch Zuzug aus den Nachbarländern erhält, so haben wir keine Ursache, Neid zu empfinden. Wünschenswert wäre allerdings, daß die jungen Arbeiter nicht so früh heirateten. Sie sollten vor allem ihre Eltern unterstützen, dann Ersparnisse machen und erst wenn letzteres gelungen, eine eigene Familie gründen. Aber in diesem Sinne wird wenig auszurichten sein. Jene Eheschlüsse geschehen selten ganz freiwillig, sondern sind ein Ausfluß verwickelter Sitten. Gewöhnlich haben die Burschen mit 17 Jahren schon eine „Bekanntschaft“; die naturgemäßen Folgen des Umganges drängen zur Heirat vor der Zeit und ziehen alle weiteren Uebel unaufhaltsam nach sich (vergl. Göhre S. 205 und 206), die ineinanderhängen, wie die Glieder einer Kette. So widerspruchsvoll es manchem vorkommen mag, so ist es doch möglich, daß die Militärpflicht in dieser Hinsicht günstig wirkt, weil eine Verheiratung vor der Dienstzeit den Beteiligten unerwünscht ist und dieser Gedanke einige Zurückhaltung auferlegt.

Man hat allen Ernstes davon gesprochen, die polizeilichen Beschränkungen der Eheschließung wieder einzuführen: Nur wer eigenes Vermögen besitzt und durch Solidität Gewähr leistet, daß er eine Familie ernähren kann, soll heiraten dürfen. Es wäre allerdings gut, wenn nur solche Leute heiraten würden; aber durch Polizeimaßregeln erzwingen läßt sich dies nicht. In Baden wurde die Heirat 1860 freigegeben und die Zahl der unehelichen Kinder ging in wenigen Jahren von 16 % auf die Hälfte, 8 %, herab und hat sich mit geringen Schwankungen auf diesem Durchschnitt gehalten. Wer würde nicht einsehen, daß man wohl die Geburt der ehelichen Kinder, aber nicht die der Kinder überhaupt durch Heirats-

verbote beschränken kann? Es wäre eine sozial sehr bedenkliche Maßregel, die armen Leute von Gesetzes wegen auf die wilde Ehe anzuweisen, ihnen gerade das zu verkümmern, was noch das beste an ihnen ist, wenn sie es bewahrt haben: die Familienhaftigkeit! Durch so brutale Mittel ist dem Uebel nicht beizukommen, und die Unzufriedenheit, der gerechte Groll darüber, eines Menschenrechtes beraubt zu sein, hätte nicht einmal einen Erfolg als Gegengewicht. Daran sollte man gar nicht denken.

Adolf Wagner, der in seinem „Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie" die Schattenseiten der Ehefreiheit schildert, rät von Wiederbeschränkung derselben ab; aber er fügt bei: „Unbedingt ist mindestens vor zu früher Heirat zu warnen und die öffentliche Meinung aufzuklären: — freilich ein überhaupt und vollends in diesem Falle nur langsam und schwach wirkendes Hilfsmittel." Im Hinblick darauf sollte man künftig mit allen „Reformen" sehr vorsichtig sein, die den jungen Arbeitern gestatten, noch früher zu heiraten und noch mehr Kinder zu erzeugen.

Unter den Faktoren, von denen wir eine Ermäßigung der Volkszunahme zu erwarten haben, muß auch die Auswanderung genannt werden. Diese ist durch die starken Geburtenüberschüsse eine Notwendigkeit für Deutschland und verlangt immer dringender noch einer Regelung. Ein Gebiet, das jährlich 80000 bis 100000 meist erwachsene Bewohner an fremde Länder abgiebt, leidet an einem Blutverluste, denn nicht nur sind die Erziehungskosten umsonst aufgewendet und die mitgenommenen Kapitalien verloren, sondern die Ausgewanderten treten bald als Wettbewerber auf dem Weltmarkt und oft sogar auf dem einheimischen Markte auf. Sie bilden eine Auslese der intelligenteren und thatkräftigeren Leute; die unbegabtesten pflanzen sich zu Hause fort, verschlechtern also den Durchschnitt[1]). Das ist eine für das Mutterland sehr nachteilige Thatsache; trotzdem stimme ich E. von Philippovich bei, der nicht wünscht, daß die Auswanderer dableiben und den Bevölkerungsdruck vermehren. Es wäre jedoch höchst erstrebenswert, den Auswandererstrom in Gebiete zu lenken, die unter deutschem Schutze stehen, so daß die Verbindung mit dem

1) C. C. Closson hat zuerst die Vermutung ausgesprochen und später deren Richtigkeit nachgewiesen, daß sowohl in dem Wanderstrom von Europa nach Amerika, als in dem von den Staaten der Ostküste nach dem Westen Amerikas, die blonde, große, d. h. germanische Rasse, einen verhältnismäßig großen Bestandteil ausmacht.

Mutterlande nicht völlig gelöst würde. Das wird eine schwere Sache sein, denn naturgemäß üben die Vereinigten Staaten, in denen schon viele geborene Deutsche und Nachkommen Solcher wohnen, die größte Anziehung. Aber schwierig heißt noch nicht unmöglich, und einmal muß mit dem Versuche begonnen werden. Hat sich in einem deutschen Kolonialgebiet ein Stamm von Ansiedlern gebildet, so wird auch dieser seine Anziehungskraft mit der Zeit mehr und mehr geltend machen.

Die Opposition der Sozialdemokratie gegen eine energische Kolonialpolitik ist wieder ganz gegen das Interesse der Arbeiter. Die Verwendung überschüssiger Arbeitskräfte in deutschen Kolonien würde nicht bloß jenen reichen Verdienst gewähren, sondern auch den Zurückbleibenden Erleichterung verschaffen und den Lohn steigen machen, also Ausgleichungsbedingungen herstellen, die den Verlust der besseren Kräfte allmählich wieder auszugleichen streben. Aber dies darf von den Parteigötzen nicht geduldet werden.

Ueberblicken wir die Ursachen, welche die starke Vermehrung der unteren Klassen bedingen, so sind es die folgenden: Die geschlechtlichen Triebe werden zu früh entwickelt und zu früh befriedigt. Daran trägt einesteils die bessere Ernährung die Schuld, denn wenn auch die Hausmannskost der Arbeiter nicht allzu nahrhaft ist, so fehlt es denselben doch in den Zwischenzeiten nicht an Wurst, Speck, Käse, Bier u. dergl. stoffreichen oder reizenden Zuthaten, und anderenteils wird die Phantasie durch das dichte Zusammenleben, das häufig mit einer Verletzung der Schamhaftigkeit verbunden ist, und durch den Umgang mit älteren Kameraden erregt. Dies sind ebenso unerfreuliche, wie schwer zu ändernde Dinge. Es ist aber doch wieder ein beachtenswerter Zug von Ehrenhaftigkeit dabei, daß in vielen Fällen der junge Arbeiter ein Mädchen, mit dem er „Bekanntschaft" gehabt hat, nicht sitzen lassen will, sondern sich verpflichtet fühlt, es zu ehelichen; der Trieb zur Ehe sitzt eben dem Volke tiefer im Gemüte, als es selbst weiß oder glaubt. Mancher wird nach einem stürmischen Vorleben von aufrichtiger Neigung zu einem Mädchen erfaßt und hat keine Ruhe, bis sie seine Frau ist. Anerkennung verdient auch, daß das eheliche Leben der Arbeiter unsittliche Vorbeugungsmittel meidet. Auf der anderen Seite würde eine freiwillige Selbstbeschränkung nicht zu tadeln sein, namentlich mit Rücksicht auf die Gesundheit und auf die Mutterpflichten der Frauen. Aber auch hier spielen wieder materielle Verhältnisse, wie das enge Wohnen und Schlafen herein, welche die von der Vernunft gebotene

Enthaltsamkeit erschweren. Alles zusammen bildet ein sonderbares Gewirr von lobenswerten und bedauerlichen Ursachen. Herkömmliche Sitten und Gebräuche sind entweder gar nicht, oder nur sehr langsam zu beeinflussen, und wenn es gelingt, so weiß man nie, ob der Erfolg der sein wird, den man wünschte; denn jede Aenderung kann unerwartete Wirkungen nach sich ziehen, wie z. B. in Frankreich das wirtschaftlich vorteilhafte und darum vielfach angepriesene Zweikindersystem zu einem völligen Stillstand der Bevölkerungszahl geführt hat. Solche Zustände wären für Deutschland keineswegs erstrebenswert.

Bis jetzt haben wir nicht feststellen können, daß die von Galton vermutete bedenkliche Verschiebung des gesellschaftlichen Schwerpunktes nach den unteren Klassen hin stattgefunden habe, aber die Möglichkeit eines solchen Vorganges muß zugegeben werden. Der Eintritt ist sehr zu fürchten; denn er würde zu heftigen wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen führen.

Oder giebt es einen Regulator, der von selbst den früheren Zustand wieder herstellt? Sollten die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Geschäftskrisen eine solche Rolle im Haushalte der Natur spielen, indem sie die unteren Klassen in eine Notlage versetzen und ihre Vermehrung für eine gewisse Zeit hemmen, bis das richtige Zahlenverhältnis zwischen oberen und unteren Klassen, Gebildeten und Ungebildeten, Führenden und Geführten wieder eingetreten ist? Man nimmt an, daß die Krisen vorzugsweise die unsoliden Existenzen hinwegfegen und den übrigen Raum zur Entfaltung schaffen. Ich muß gestehen, daß ich mir über diese verwickelte Sache bis jetzt keine endgiltige Ansicht habe bilden können; aber das scheint mir richtig: umsonst geschieht nichts im sozialen Leben, alles hat seine Bedeutung.

In Zukunft werden, wenn die sogenannten Kartelle ihre vernünftige Bestimmung erfüllen, Geschäftskrisen immer seltener werden, sie werden aber auch hoffentlich zu dem angedeuteten Zwecke nicht mehr notwendig sein. Denn je mehr im Laufe der Zeit die untere Grenze der Lebenshaltung der besseren Arbeiter sich hebt, je mehr diese Klasse vor unüberlegten Heiraten zurückschreckt, je mehr den geringsten Arbeitern und den Arbeitsscheuen, den Vagabunden u. s. w. die Gründung einer Familie durch die Not erschwert wird, desto eher ist zu hoffen, daß der Geburtenüberschuß der unteren Klassen von seiner übertriebenen Höhe herabgeht. Dies ist ein

langsamer, aber auch einwandfreier Weg zur Minderung der raschen Volkszunahme. Ein völliges Verschwinden des Geburtenüberschusses ist nicht zu wünschen, weil dann die Möglichkeit der natürlichen Auslese aufhören würde, also die Individuen ohne Wahl sich fortpflanzen müßten, um nur die Kopfzahl auf ihrem Stande zu halten. Dies würde den Beginn der Volksentartung bedeuten!

Wird dieser Ausgang mit der Zeit eintreten? Wer dürfte wagen, dies vorherverkünden zu wollen! Aber möglich ist es, und Frankreich kann uns ein thatsächliches Beispiel sein. Knüpfen wir an den Schluß des vorigen Abschnittes an, wo von dem Wettbewerb der anspruchslosen Völker des Ostens die Rede war, so beschleicht uns eine Ahnung davon, in welcher Weise sich unser Verfall vorbereitet. Die mit so heißem Bemühen erstrebte Erhöhung der Lebenshaltung macht uns nicht bloß auf vielen industriellen Gebieten wettbewerbungsunfähig, sondern verringert unmittelbar unsere Volkszunahme und droht später eine Volksabnahme herbeizuführen, sodaß die unteren sozialen Schichten durch ihre Hebung dem nämlichen Schicksale des Aussterbens verfallen müssen, von dem die höheren bereits ereilt sind.

Sollen wir darum unsere sozialpolitischen Reformbestrebungen aufgeben und in der möglichst niedrigen Lebenshaltung der Massen unser Heil erblicken? Sollen wir folgerichtig jedem Versuch einer Verbesserung entgegentreten? Ich glaube nein!

Die soziale Entwickelung vollzieht sich mit der Gewalt eines Naturereignisses. Hintanhalten können wir sie nicht. Aber wohl vermögen wir sie zu beschleunigen oder zu verlangsamen, und dies ist schon viel. Steigern wir unsere geistige Ausbildung zu sehr, eilen wir jenen fremden Völkern zu weit voraus, so fördern wir deren Fähigkeit zum Wettbewerb und ihre zunehmende materielle Ueberlegenheit, die durch unsere geistige Findigkeit nicht mehr aufgewogen wird. Mäßigen wir hingegen unser rasches Tempo etwas, oder unterlassen wir nur die künstliche Antreibung, so können wir unsern Vorrang noch lange behaupten. Denn auch jene Länder, Rußland, Indien, China, Japan, stehen nicht völlig still und werden sich in Zukunft vielleicht noch rascher vorwärts bewegen als jetzt. Ihre Annäherung an europäische Zustände braucht noch keine vollständige zu sein, um unser Uebergewicht noch auf lange Zeiten zu sichern. Wenn sie immer in gleichem Abstande von uns bleiben, befinden wir uns am besten. Wir dürfen

jedoch weder zu weit vorauseilen, noch dürfen jene zu weit zurückbleiben, und somit haben wir die Möglichkeit einer gewissen Einwirkung auf den Gang des Schicksals, wonach unsere Niederlage keineswegs schon als besiegelt anzusehen ist. Aber nachdenklich machen können uns diese Erwägungen immerhin, und namentlich sollten sie uns davon überzeugen, daß unser sozialer Fortschritt kein allzurascher sein darf. Wie in vielen Dingen, so ist es auch hier gut, der Natur ihren Lauf zu lassen und nicht zu denken, man begehe eine Unterlassungssünde, wenn man nicht jede Gelegenheit benutzt, um den Geschwindeschritt der sozialen Reformthätigkeit anzufeuern, der manchen lebhaft mitfühlenden Seelen oft als ein zu langsamer erscheint.

## 44. Kritik einiger sozialer Reformen.

Die Sozialdemokratie sucht sich alles Verdienst an den zu Gunsten der Arbeiter eingeführten Reformen zuzuschreiben, indem sie unterstellt, daß nur ihre Agitation die höheren Klassen veranlaßt habe, aus blasser Furcht Zugeständnisse, die übrigens bloß den Wert von Abschlagszahlungen oder Verkleisterungsversuchen hätten, zu bewilligen. Dies könnte selbst dem Scheine nach nur bei der Arbeiterschutzgesetzgebung zutreffen. An den eigentlich bahnbrechenden Arbeiterreformen, wie Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Ehefreiheit, Koalitionsrecht, Abschaffung des Truckſystems, Entschädigungspflicht für Betriebsunfälle, Fabrikaufsicht, selbst an dem in seinem Nutzen zweifelhaften allgemeinen Wahlrecht, ist die Sozialdemokratie unbeteiligt, aus dem einfachen Grunde, weil sie in jenen Zeiten noch gar nicht bestand oder doch noch nicht zu irgend welcher Bedeutung gelangt war. Die genannten sozialen Grundgesetze sind vielmehr, wie sich eigentlich von selbst versteht, aus den altruistischen Trieben der höheren Klassen hervorgegangen. Wenn letztere dabei den Widerstand ihres Egoismus zu überwinden hatten, so ist auch dies aus der Natur des Menschen zu erklären. Sie haben ihn überwunden[1]). Sogar

1) Die Geschichte der fortschrittlichen Gesetzgebung, sagt Kidd a. a. O., „ist einfach die Geschichte einer fortgesetzten Reihe von Konzessionen, verlangt und genommen von der Partei, die unzweifelhaft und naturgemäß durch ihre Stellung die schwächere von beiden ist. Die Konzessionen wurden ihr gegeben von der herrschenden Partei, die ebenso unverkennbar die stärkere ist.“ Den Beweggrund findet Kidd ebenfalls in den „altruistischen Gefühlen.“

die ersten Arbeiterführer, mehr oder weniger begeisterte Idealisten, gehörten durch Geburt den gebildeten Ständen an. Als ein lehrreicher Beweis der „Arbeiterfreundlichkeit" der jetzigen Sozialdemokraten kann angeführt werden, daß sie *gegen* die wichtigsten Versicherungsgesetze, nämlich gegen die Kranken- (1883), Unfall- (1884), Alters- und Invalidenversicherung (1889) im Reichstag sprachen *und stimmten*. Ihre positive Thätigkeit beschränkte sich auf die erstmals 1877 erfolgte und später wiederholte Einbringung eines zusammengestoppelten, praktisch völlig unbrauchbaren Arbeiterschutzgesetz-Entwurfes, an dessen Stelle 1890 ein durch die Regierung vorgelegter Entwurf vom Reichstag angenommen wurde. Die Verdienste der Sozialdemokraten bestehen also darin, daß sie dem Zustandekommen der Arbeitergesetze *Hindernisse* bereitet und gegen deren Durchführung „*Stimmung*" in den Arbeiterkreisen gemacht haben.

Die Anwendung unserer Theorie auf die sozialen Reformen, die bereits getroffen wurden oder in nahe Aussicht genommen sind, bietet besonderes Interesse. Die Seite 144 f. angegebenen allgemeinen Gesichtspunkte zur Beurteilung können wir nun im besonderen dahin vervollständigen, daß eine Reform zur Hebung des Arbeiterstandes um so besser das Richtige trifft, je mehr sie auf die Erhöhung der *Lebenshaltung* und je weniger sie auf die der *Kinderzahl* in den Arbeiterfamilien hinwirkt.

Das *Koalitionsrecht* der Arbeiter, heute von niemand mehr angefochten, ist nur Mittel zum Zweck. Vernünftig angewandt, hat es häufig zur Besserstellung der Arbeiter geführt, aber manchmal sind auch erbitterte *Ausstände* um Forderungen gemacht worden, die teils mit der Zeit bei günstigerer Geschäftslage ohne solche Anstrengungen zu erreichen waren und sozusagen von selbst kamen, teils an Uebertreibung litten und darum keine Dauer hatten, selbst wenn im Augenblick der Erfolg auf seiten der Arbeiter war. Denn eine erzwungene Lohnerhöhung *ohne Mehrleistung* ist nicht mit einer erheblichen Auslese verbunden und führt *keine* Hebung des geistigen Horizontes der Arbeiter herbei, wirkt hingegen auf die Fortpflanzung, sowie auf den *Zustrom von außen* belebend ein, so daß durch das Ueberangebot der Lohn bald wieder herabgedrückt wird. Den Arbeitern — aber nicht bloß ihnen — hat es häufig an der richtigen Einsicht in die verwickelten Bedingungen der Produktion gefehlt.

Ein *Mißbrauch* ist es, das Koalitionsrecht zur Demütigung der Arbeitgeber zu benutzen, sie die Macht der Sozial-

demokratie fühlen zu lassen, und noch weniger kann es gebilligt werden, wenn die Ausständigen die Fortsetzung der Arbeit durch Fremde gewaltsam hindern, denn auch diese haben Anspruch auf die Freiheit ihrer Entschließung. Die Arbeitgeber, die sich ihrerseits durch engen Zusammenschluß zu schützen suchen, handeln nur nach dem Grundsatze „gleiches Recht für alle"! Es heißt schiefes Maß anwenden, wenn man die Unternehmer brandmarkt, welche Sozialdemokraten von ihren Arbeitsplätzen fernhalten wollen, und dagegen Ausschreitungen der Arbeiter, wie Kontraktbruch, Boykottverhängungen, Bedrohungen, Gewaltthätigkeiten und ähnliches durch die „Verhältnisse" zu entschuldigen sucht.

Die Einführung des Unterstützungswohnsitzes war kein glücklicher Griff. Sie hat das Heimatgefühl der Arbeiter untergraben und dadurch außerordentlich viel zur Ausbreitung der Sozialdemokratie beigetragen. Auf der Anhänglichkeit an die Heimat wurzelt auch die Vaterlandsliebe, das stärkste Motiv gegen die ungesunde Internationalität der Arbeiter. Die Volksmassen heimatlos zu machen — das hätte vermieden werden sollen, wennschon die Freizügigkeit eine Aenderung der Armengesetzgebung erforderte. Die Reform war eine in hohem Grade antisoziale.

Mit den großen Aktionen der Versicherungsgesetze beabsichtigte Fürst Bismarck nicht bloß eine materielle Hebung der Lage der Arbeiter, sondern er wollte von einem höheren Gesichtspunkte aus die Arbeiter ein Stück sozialer Gerechtigkeit fühlen lassen und ihr Interesse mit dem des Reiches verknüpfen, um sie für die internationalen Schwindeleien weniger empfänglich zu machen.

Das Unfallversicherungsgesetz ist aus dem Haftpflichtgesetz hervorgegangen, das schon den maßgebenden Grundsatz aufstellte, daß der industrielle Unternehmer für die in seinem Betrieb vorkommenden Unfälle verantwortlich ist. Der Gedanke war in jener ersten Form ungenügend durchgeführt und kehrte in dem Unfallversicherungsgesetz verbessert wieder. Die Wirkung dieses Gesetzes ist eine überwiegend segensreiche. Nicht nur, daß es für die armen Verunglückten und bezw. für ihre Hinterbliebenen sorgt, sondern das Eintreten von Unfällen wurde durch geeignete Vorkehrungen seltener gemacht, nachdem einmal die öffentliche Aufmerksamkeit erregt war. Namentlich die schweren Unfälle haben sich erheblich vermindert. Im Jahr 1886 kamen 25,7 Getödtete auf 100 Verletzte, 1894 nur noch 9,1. Die in den ersten Jahren eingetretene Zunahme

der Unfallsanzeigen ist nach G. v. Mayr einer schärferen Verfolgung der Ansprüche der Verletzten zuzuschreiben; das Gesetz mußte eben in den Arbeiterkreisen erst genügend bekannt werden. Zum Vollzug des Arbeiterschutzes gingen die Fabrikinspektoren mit der Einführung von Sicherheitseinrichtungen zuerst voran und überwanden allmählich den passiven Widerstand. Die psychologischen Gründe, aus denen manche Unternehmer ein staatliches Eingreifen zu Gunsten der Arbeiter nötig machten, wurden S. 54 erwähnt. Jetzt üben die mit ihrer Kasse sehr nahe dabei beteiligten Berufsgenossenschaften eine lebhafte Thätigkeit für die strenge Beobachtung der Unfallverhütungsvorschriften und schärfen das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Industriellen, wieder ein Beweis, wie kräftig egoistische Motive gemeinnützig wirken können.

Nicht ganz so gut hat sich das Krankenkassengesetz in der Praxis bewährt, obwohl zuzugeben ist, daß es für den einzelnen Mann und für die einzelne Familie eine finanzielle Wohlthat bedeutet. Die allgemeine Verbesserung der Krankenpflege ist nicht ganz in dem erwarteten Maße erreicht worden, da die Ausführung diesen Gesichtspunkt zu wenig voranstellte. Es wurde hauptsächlich auf die „Billigkeit" gesehen und dadurch der ärztliche Stand gedrückt, der sich mit Recht darüber beklagt. Ein Arzt, der für eine erbärmliche Bezahlung eine große Arbeiterschaft versehen soll, kann viele Fälle nur summarisch abmachen, und darüber beschwert man sich dann wieder mit vollem Rechte auf der andern Seite. Auch kommen Simulationen viel häufiger vor, als man erwartete. Es giebt Leute, die eine große Fertigkeit erlangt haben, den Zukunftsreformen dadurch vorzugreifen, daß sie die Krankenkasse als eine Versicherungsanstalt gegen Arbeitslosigkeit benutzen. Man will beobachtet haben, daß im Herbste, wenn die Bauarbeiten eingestellt werden, unter den Maurern, Zimmerleuten u. s. w. der Rheumatismus und andere objektiv schwer festzustellende Krankheiten in auffallender Weise zu grassieren beginnen. Doch dies sind Kleinigkeiten, die sich wohl noch bekämpfen lassen werden.

Die Arbeiterschutzgesetze, die geschaffen wurden, um die Arbeiter als die wirtschaftlich Schwächeren vor dem Mißbrauch der Uebermacht der Arbeitgeber zu sichern, haben mit den vorgenannten Gesetzen eine Wirkung gemein: Alle auf Hebung der Arbeiter abzielenden Maßregeln führen eine Vermehrung derselben herbei Wenn wir annehmen, daß vor Erlassung der Gesetze ein soziales Gleichgewicht herrschte, indem die größere Fruchtbarkeit des unteren Standes im Vergleich

mit der der oberen teils durch das Vorrücken, teils durch die kürzere Lebensdauer ausgeglichen wurde, so haben die Gesetze eine Verschiebung zu Gunsten der unteren Klasse herbeigeführt. Die Verringerung der Unfälle, die sorgfältigere Behandlung der Verletzten, die Unterstützung der Witwen und Waisen, die in ernsten Fällen immerhin verbesserte Krankenpflege, der Schutz gegen Ueberanstrengung der Kräfte und gegen gesundheitswidrige Einflüsse, all dies strebt dahin, eine größere Zahl von Individuen des unteren Standes am Leben zu erhalten, ohne daß bei den höheren Klassen ein Ausgleich stattfände. Im Gegenteil: die Lasten der Unfallversicherung sind gänzlich, die der übrigen Versicherungen wenigstens bruchstückweise diesen aufgebürdet worden und haben deren wirtschaftliche und soziale Stellung verschlechtert. Unser Unternehmerstand bedarf großer Umsicht und Thatkraft, um sich trotz dieses Mehraufwandes dem Ausland gegenüber wettbewerbungsfähig zu erhalten. Die Wirkung der Gesetzgebung geht dahin, daß eine Vermehrung der unteren Klasse im Verhältnis zur oberen eintreten mußte, die das vorher angenommene Gleichgewicht stört. Jedoch wird niemand verlangen, daß die untere Klasse durch Unfälle und Krankheiten dezimiert werde, um den oberen nicht über den Kopf zu wachsen, denn ein ganz richtiges soziales Gefühl empört sich gegen den bloßen Gedanken. Die fraglichen Gesetze wirken den Arbeitern gegenüber so offenbar in humanem Sinne, sie befreien in solchem Maße von den aus Unfall oder Krankheit sonst entstehenden schlimmen wirtschaftlichen Folgen, daß niemand ihre Wiederbeseitigung wünschen kann, auch wenn man sich klar gemacht hat, daß sie nicht in jeder Hinsicht vollkommen sind.

Den großartigsten Zug trägt das Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung, und es würde noch mehr Anerkennung verdienen, wenn man der Bismarckschen Idee folgend, von dem ganzen Markenwesen abgesehen und die Renten lediglich aus Beiträgen der Arbeitgeber und des Reiches geschöpft hätte. Von allen neuen sozialen Gesetzen ist dieses am geeignetsten, das Sicherheitsgefühl des Arbeiters zu erhöhen und sein Familienleben zu festigen; denn wenn der greise bezw. körperlich beschädigte Vater eine kleine Pension zu verzehren hat, wird er bei verheirateten Kindern oder Verwandten leicht eine zusagende Heimstätte finden. Man wendet ein, der Betrag sei nicht hoch, und das ist auch wahr (eine Altersrente durchschnittlich 137 M., eine Invalidenrente 128 M.); immerhin überschreitet er das Existenzminimum eines alten Mannes, der sich zur

Not damit erhalten könnte, auch wenn man seine Kinder von jeder Verpflichtung gegen ihn freisprechen wollte, was kaum in der Absicht gelegen sein dürfte. Eine mäßige Erhöhung der Pensionen und eine Herabsetzung der Altersgrenze ist für die Zukunft in Aussicht zu nehmen. Deutschland hatte Ende 1898 409 000 Pensionsempfänger, und diese Zahl erscheint nicht unerheblich, wenn man bedenkt, daß das Interesse derselben mit dem Fortbestand des Staates enge verbunden ist. Die 409 000 Köpfe stellen jedoch keinen Nettogewinn für die staatserhaltenden Parteien dar. Viele der Empfänger sind Landwirte, gehören somit ohnehin schon zu den Stützen der Ordnung, und unter den Arbeitsinvaliden der Industrie giebt es nicht wenige, die sich beschwatzen lassen, im sozialdemokratischen Zukunftsstaat würde ihre Versorgung eine viel großartigere sein. Der Einfluß der Alters- und Invalidenversicherung in dem gewollten Sinne, als staatserhaltende Maßregel, ist daher hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Eine sehr wichtige Nebenwirkung der Alters- und Invalidenversicherung ist dadurch eingetreten, daß die angesammelten Deckungskapitalien, die sich nach Millionen beziffern, als hypothekarische Darlehen zur Förderung des Baues von Arbeiterwohnungen gegeben werden konnten. Außerdem hat man sich überall in der Lage gesehen, große Heilanstalten zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht zu errichten. Dies liegt ganz im Rahmen der Aufgabe, denn wenn die kranken Leute gesund gemacht werden, so schiebt sich der Zeitpunkt der Invalidität hinaus. Kranken- und Invalidenkassen wirken hier zu einem hohen Ziele zusammen.

Nach der am 12. Januar 1900 mit großer Mehrheit erfolgten Annahme des Antrages Stumm im Reichstag ist es nur eine Frage der Zeit, daß die Alters- und Invalidenversicherung durch eine Versorgung der Arbeiterwittwen und Waisen ergänzt wird, die bei der Unfallversicherung bereits besteht.

Von verschiedenen Seiten wird noch eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit gewünscht, wodurch auch die übrigen Versicherungen größere Festigkeit bekämen; da aber einer der „arbeiterfreundlichsten“ Schriftsteller, Herkner, die Ausführung für unmöglich erklärt, glaube ich mich hierbei nicht aufhalten zu sollen. Versuche im Kleinen, die bei erheblichen Zuschüssen von Gemeinden ꝛc. keine ungünstigen Ergebnisse liefern, sind natürlich nicht beweisend für die Durchführbarkeit in größeren Verhältnissen. Damit kann man vielleicht den sogenannten

Saisonarbeitern über die stille Zeit hinweghelfen, aber in Zeiten einer größeren Geschäftskrise müssen solche Kassen bankrott werden, also gerade dann, wenn ihre Hilfe am nöthigsten wäre. Wenn niemand mehr etwas zuzuschießen hat, kann auch keinem gegeben werden.

Die beste Versicherung gegen Arbeitslosigkeit besteht in der Unterhaltung einer starken Kriegsflotte, die den Handel schützt und dadurch den Arbeitern einen ständigen Verdienst sichert. Die in Panzerschiffen angelegten Kapitalien bilden gewissermaßen den Grundstock dieser Versicherung, die Jahresausgaben die Prämien. In diesem Sinne stimmen die englischen Arbeiter folgerichtig für jede Vermehrung der Flottenausgaben.

Der Arbeitsnachweis muß durch Vereine oder Gemeinden gut organisiert sein; dies ist eine selbstverständliche Sache, die nicht die Bedeutung einer sozial-reformatorischen That beanspruchen kann.

Daß das Recht auf Arbeit die bedenkliche Folge haben würde, das Proletariat der unfähigsten und unnützesten Art zu vermehren, ist S. 219 in anderem Zusammenhang ausgesprochen worden.

Erfreulich ist der von F. Hecht geführte Nachweis, daß der Sparsinn der Bevölkerung durch die soziale Gesetzgebung nicht geschmälert worden ist. Trotzdem auch die Beiträge an die Versicherungsanstalten den Charakter von Notpfennigen haben, sind die freiwilligen Einlagen in die Sparkassen nicht zurückgegangen; sie werden lieber gemacht als früher, weil sie weniger der Gefahr unterliegen, durch jede Erkrankung aufgezehrt zu werden. Die fortwährend steigende Zahl der Einleger und die wachsenden Summen ihrer Guthaben liefern einen Beleg für das Streben der arbeitenden Klassen, vorwärts zu kommen. Im Verein mit den Versicherungsgesetzen bilden die Sparkassen einen Rahmen, der für die solide Gestaltung des Arbeiterstandes eine noch größere Bedeutung besäße, wenn die Massen nicht durch die Sozialdemokratie mit falschen Idealen durchtränkt worden wären.

Alles in allem verdienen die sozialen Reformen, die unter Kaiser Wilhelm I. durch Bismarck entworfen wurden, die höchste Anerkennung. Noch kein Land der Welt hat den Gedanken „Einer für Alle, Alle für Einen“ in solch riesenhaftem Umfange zu verwirklichen gewagt, noch keines hat das deutsche Vorgehen nachgeahmt. Darauf dürfen wir als Deutsche stolz sein. Bewundernswert ist die Weisheit, mittels der die

Reformen auf eine intensive Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter abzielten und die Gefahr einer extensiven Vermehrung auf ein Geringes reduzierten. Man hätte das Richtige nicht besser treffen können. Die bestehenden Organisationsmängel sind zu entschuldigen; man wird sie bei einer Ueberarbeitung wohl beseitigen oder mildern, wobei auch die Vereinigung der drei Versicherungen geplant sein soll.

Weniger günstig ist das Gesetz über die Sonntagsruhe ausgefallen. Die Tendenz ist eine löbliche, aber die Ausführung bringt dem kleinen Handels- und Gewerbestand großen Schaden, ist auch für alle Beteiligten mit solchen Chicanen verknüpft, daß der Nutzen dadurch nahezu aufgewogen wird. Manche Unfolgerichtigkeiten sind fast zum Lachen und die ganze Ausführung ist so verwickelt, daß ein einfacher Schutzmann unmöglich mehr auswendig wissen kann, um welche Stunden ein Gewerbe offen sein darf und um welche nicht, denn beinahe für jedes sind andere Zeiten festgesetzt, und z. B. die Feinbäcker dürfen zu bestimmten Stunden zwar Konditorwaren, aber — kein Brot verkaufen!

Ein unlösbarer Widerspruch entsteht dadurch, daß die Angehörigen der „ruhenden" Gewerbe nun doch auch des Sonntags ihr Vergnügen haben wollen, und daß den Eisen- und Straßenbahnen, den Kaufläden und Wirtschaften ꝛc. Mehrleistungen zugemutet werden, die nur durch die Ueberanstrengung des bedeutend vermehrten Sonntagspersonals bewältigt werden können. Dies muß in dem Maße zunehmen, als die Sonntagsruhe in den übrigen Geschäftszweigen ausgedehnt wird.

Den hieraus entstehenden Unzuträglichkeiten ließe sich durch den Vorschlag E. v. Hartmanns begegnen, daß jeweils der siebente Teil der Menschheit an einem der sieben Tage der Woche abwechselnd „Sonntagsruhe" haben solle, doch dürfte kaum Aussicht auf praktische Verwirklichung vorhanden sein. Gottesdienst könnte freilich an jedem beliebigen Tage gehalten werden, aber gerade das, was die Herdenmenschen freut, in überfüllten Wirtshäusern zu sitzen, über schlechte Bedienung zu schimpfen und sich als „Herren" zu fühlen, das würde ihnen entgehen. Man hätte die heikle Frage der Sonntagsfeier mehr der Sitte überlassen und zunächst auf diese einwirken sollen, denn derartige Dinge lassen sich nicht mit dem Polizeistock regeln.

Von großer Wichtigkeit sind die Bestrebungen zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen, wozu die von den Alters- und Invalidenversicherungsanstalten auszuleihenden Deckungs-

kapitalien eine willkommene finanzielle Unterstützung bieten. Freundliche, luftige und zweckmäßig eingeteilte Wohnräume sind eine Vorbedingung gesunden Familienlebens, wobei man sich nur vor dem Glauben hüten muß, sie seien die einzige. Das Familienleben der Arbeiter leidet, wie bereits erwähnt, an Krankheitsursachen, die viel tiefer sitzen als die Wohnungsnot.

Die Leichtigkeit, eine gute Wohnung zu finden, wirkt zudem nicht bloß günstig, denn sie kann manche jungen Arbeiter zu vorzeitigem Heiraten verleiten und ferner wie E. von Hartmann hervorhebt, den Zuzug vom Lande besonders ermuntern, so daß neugeschaffene Wohnungen bald wieder überfüllt und die früheren Notstände zurückgekehrt sind. Bei allen sozialen Reformen kommt viel auf die Arbeiter selbst an; thun diese nicht freiwillig sinngemäß mit, so ist die Mühe umsonst.

Als weitere soziale Reform werden wir in Deutschland die weitere Ausdehnung des Arbeiterschutzes, insbesondere die gesetzliche Feststellung des Maximal-Arbeitstages, etwa auf 10 Stunden, zu gewärtigen haben. Den Einwürfen gegenüber, die an sich nicht immer unberechtigt sind, wird auf das praktische Beispiel Englands verwiesen, und dieses ist im vorliegenden Falle bei langsamen Vorgehen nicht anfechtbar. Der Nutzen allmählich abgekürzter Arbeitszeit für die geordnete Lebensführung der Arbeiter und für die Hebung ihres gesamten geistigen Niveaus ist außer Zweifel. Die Reichsregierung nimmt keine unfreundliche Stellung zur Frage des Maximal-Arbeitstages ein, der schon nach § 120e der Gewerbenovelle von 1891 bedingterweise durch den Bundesrat für einzelne Gewerbe vorgeschrieben werden kann. Ob bei dem Bäckergewerbe das Richtige getroffen wurde, vermag nur eine längere Erfahrung zu beweisen.

Auch der gesetzliche Schutz des weiblichen Geschlechtes und der heranwachsenden Jugend wird noch eine Ausdehnung erfahren müssen. In dieser Hinsicht ginge ich womöglich über die Forderungen der Kathedersozialisten hinaus. Am liebsten würde ich verheiratete Frauen ganz aus den Fabriken ausgeschlossen sehen, denn die Kraft der Frau gehört dem Familienleben, dessen Hebung in den unteren Ständen eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialreform bildet. Aber es giebt auch kinderlose Frauen und viele unverheiratete Mädchen, die nicht unbeschäftigt bleiben dürfen, und deren Arbeitskraft ihrem Range nach nur in Fabriken Verwendung finden kann. Daher ist die Frage sehr schwierig und nur in Verbindung mit der Hebung des Arbeitslohnes dem Ziele zuzuführen. Mindestens

jeder gelernte Arbeiter sollte soviel verdienen, als zur Bestreitung des Familienaufwandes notwendig ist, was nicht ausschließt, daß späterhin die erwachsenen Söhne durch ihre Beihilfe die Lebenshaltung der Familie steigern können.

Daß Schulkinder, ohne die man vormals nicht auszukommen glaubte, nicht mehr in Fabriken beschäftigt werden dürfen, ist seit 1890 Gesetz, aber auch die Halberwachsenen sind dort nicht an ihrem Platze, schon der gesundheitlichen, noch mehr der sittlichen Schäden wegen, die das Fabrikleben dieser Altersklasse leicht zufügt und denen auch die völlige Trennung der Geschlechter in den Arbeitsräumen nicht genügend vorbeugt. Aber der Grundsatz einer vernünftigen Reform muß immer sein: schrittweise voran!

Brentano schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Nur wenn Deutschland auch wirtschaftlich die erste Stelle unter den umgebenden Nationen erringt, wird es auch politisch die erste Stelle zu wahren imstande sein[1]), und dazu bedarf es industrieller Betriebe, die in technischer Hinsicht, wie was die Löhne und Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiter angeht, die übrigen Nationen übertreffen". Die soziale Reform soll zugleich das Mittel enthalten zur Festigung der wirtschaftlichen und politischen Machtstellung der deutschen Nation.

In diesem Gedanken begegnet sich Brentano mit H. Losch, der in seiner Schrift „Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung" besonders auf die Gefahren hinweist, die unserer Industrie durch den von ihm als unvermeidlich angesehenen Verlust des amerikanischen Marktes drohen. Losch verlangt ebenfalls die Ersetzung der technisch veralteten Betriebe durch neue und berechnet die Steigerung, deren unsere Produktion durch die allgemeine Anwendung der jetzt bekannten besten Maschinen und Methoden fähig wäre. Er kommt auf Grund seiner Statistik der Produktion von 10930578 Arbeitern auf die Ziffer von ungefähr 29 Prozent, die durch technische Verbesserungen eingeholt und zu folgenden Möglichkeiten benützt werden können:

1) die durchschnittliche Arbeitszeit kann von 12 Stunden auf 9,3 Stunden herabgesetzt werden, ohne daß Menge und Güte der Waren sich ändern;
2) die nationale Warenerzeugung kann bei gleichbleibender Arbeitszeit um 29% erhöht werden,

---

1) Und umgekehrt: die erste wirtschaftliche nur durch die erste politische, was nie vergessen werden sollte!

was einer Einkommensvermehrung der Nation um diesen Betrag entspricht;

3) die Durchführung des 10stündigen Maximal-Arbeitstages für mindestens 11 000 000 Arbeiter und, wie man wohl hiernach annehmen kann, für die gesamte Arbeiterschaft bei mäßiger durchschnittlicher Lohnerhöhung ist gesichert unter der Voraussetzung einer technisch auf voller Höhe der Zeit stehenden Betriebsorganisation mit nationaler Grundlage.

Die Ausführungen Loschs sind sehr geeignet, den Arbeitern klar zu machen, daß sie nur durch eine stramme nationale Politik eine Besserung ihrer Lage erfahren können.

Die Arbeiterausschüsse haben sich in der Praxis nicht so bewährt, wie man erwartete. Die richtige Form für eine Vertretung der Arbeiter gegenüber ihren Arbeitgebern ist augenscheinlich noch nicht gefunden. Auch wer der Ansicht huldigt, daß das allgemeine Reichstagswahlrecht kein unschädliches Mittel zur Geltendmachung der Arbeiterinteressen ist, da es die Gefahr einer allzu sorglosen Politik namentlich nach außen herbeiführt, wird doch kaum daran denken, die Arbeiter mundtot machen zu wollen. Das würde auf der andern Seite den Unternehmer-Egoismus förmlich herausfordern. Die Arbeiter sollen ihre Interessen wahren können, und dazu wäre eine Organisation zu ersinnen, die ihnen dies gestattet, ohne ihnen einen beherrschenden Einfluß auf die gesamte Reichspolitik einzuräumen, da diese der Natur der Dinge nach eine höhere Einsicht erfordert und meist über den Horizont der Arbeiter gehen wird, deren Sorgen sich in einem allzuengen Rahmen bewegen.

Die Kathedersozialisten, die uns die straffe Organisation der englischen Gewerkschaften als Muster vorhalten, sollten hierbei nicht vergessen, daß ihr eine Staatsverfassung gegenübersteht, die den Arbeitern weit weniger politische Macht gewährt als die deutsche. Wir haben oben gesehen, daß in England das Haushaltungswahlrecht gilt, während bei uns jeder 25jährige Jüngling mitstimmt. Dazu kommt, daß dort die Wahlauslagen gewohnterweise sehr hoch sind und den Arbeitern fast unmöglich machen, mit den älteren Parteien zu konkurrieren. Man wird die Kosten einer Erneuerungswahl des gesamten Parlaments mit 25 bis 30 Millionen Mark nicht zu hoch veranschlagen; einzelne Wahlen haben bis zu 1 400 000 M. gekostet. Ueberdies bleibt noch abzuwarten, ob das britische

Reich selbst mit diesem beschränkten Wahlrecht auf die Dauer in seiner bisherigen Machtfülle bestehen kann. Schreitet die Zersetzung der Parteien weiter fort, so dürften sehr schwere politische Krisen in dem Inselreiche nicht ausbleiben.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat längere Zeit hindurch eine warme Teilnahme für alle Verbesserungen zu Gunsten der arbeitenden Klasse gezeigt. Sie hat bei allen Ausständen, durch welche die Arbeiter Lohnerhöhungen zu erzwingen suchten, für sie Partei genommen. Sie hat die Versicherungsgesetze freudig begrüßt und sich nicht dadurch abwendig machen lassen, daß den Unternehmern außer erheblichen Geldbeiträgen eine Unmenge von Schreibereien und Verrechnungen aufgebürdet wurde. Bei den künftigen Reformen dürften aber auch solche Bestimmungen Beifall finden, die darauf abzielen, die Unternehmer und die Gesellschaft überhaupt nicht zum Spielball der Launen der Sozialistenführer zu machen, sondern den Ruf „gleiches Recht für alle“ nach jeder Seite hin zur Wahrheit werden zu lassen, ihn nicht mehr so auszulegen, daß die Unternehmer an einen Vertrag gebunden sind, die Arbeiter jedoch nicht, und daß bei einem teilweisen Ausstande, die welche weiterarbeiten wollen, schutzlos den Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten der Feiernden ausgesetzt sind. Die öffentliche Meinung folgt einem gesunden sozialen Instinkte, wenn sie keinen Versuch machen will mit der „Diktatur des Proletariats“, welche die schlechteste von allen Diktaturen wäre, denn sie wäre gleichzeitig diejenige des Unverstandes und der Leidenschaft!

Schließlich muß nochmals auf einen Punkt hingewiesen werden, der die Vorbedingung für das Gelingen aller Sozialreformen bildet. Die Mühe für die Industriearbeiter ist umsonst aufgewendet, wenn fortwährend ein Ueberschuß frischer Kräfte von auswärts herzuwandert. Jede soziale Verbesserung wirkt anziehend auf neue Scharen, welche die Löhne drücken und die ohnehin engen Wohnungen noch mehr überfüllen. Da der Zuzug hauptsächlich durch den Bevölkerungsstrom vom flachen Lande in die Städte geführt wird, können wir bereits ahnen, daß die Bauernfrage keine feindliche Wettbewerberin, sondern eine Zwillingsschwester der Arbeiterfrage ist, und daß diese ohne jene überhaupt nicht behandelt werden kann, wenigstens nicht mit Erfolg.

## 45. Großgrundbesitzer und Bauern.

Ueber die agrarischen Fragen eine erschöpfende Uebersicht zu geben, liegt nicht im Plane dieses Buches. Nur soweit die vorgetragene Gesellschaftstheorie zur Anwendung zu bringen ist, sind einige Bemerkungen zu machen.

Großgrundbesitzer und Bauern werden gewöhnlich mit dem Sammelnamen „Landwirte" belegt, stellen jedoch ganz verschiedene soziale Klassen dar. Die Großgrundbesitzer gehören zu den Gebildeten, von denen sie sich nur durch den äußeren Umstand unterscheiden, daß sie nicht das ganze Jahr in Städten wohnen, sondern längere Zeit auf dem Lande zubringen. Durch diese größere Gunst der Lebensbedingungen, die sich namentlich bei der Kindererziehung fühlbar macht, sind die Familien in der Lage, sich hier verhältnismäßig länger als in anderen gebildeten Berufsarten zu erhalten. Sie liefern dem Beamtentum, dem diplomatischen Dienst, dem Offizierstand, neuerdings auch dem Stande der industriellen Unternehmer tüchtige und willkommene Kräfte. Die Bauern hingegen bilden das Urmaterial der Menschheit, aus dem sich alle übrigen Stände in der Weise ergänzen, daß der ländliche Geburtenüberschuß nach den Städten wandert und dort den oben geschilderten Auslesеprozessen unterzogen wird.

Die agrarischen Fragen sind deswegen für Großgrundbesitzer und Bauern nicht die nämlichen. Der Großgrundbesitzer verlangt notwendigerweise eine höhere Lebenshaltung, kann sich aber anderseits in vielen Fällen selbst helfen, wo der Bauer aus Mangel an Kenntnissen auf fremde Hilfe angewiesen ist. Der Bauer ist mit der einfachsten Lebenshaltung zufrieden, ja, diese ist die Voraussetzung seiner Gesundheit. Sollen die Lebensbedingungen des Bauern naturgemäß bleiben, soll er seinen Hauptberuf erfüllen, einen an Leib und Seele normalen Nachwuchs zu erzeugen, dann darf er nicht in den Strudel des höheren Bildungs- und Erwerbstreibens hineingezogen werden. Sein ganzes körperliches und seelisches Leben muß unter niederem Dampfdrucke bleiben. Bei rauher Kost und großer Anstrengung, die nahezu die ganze Energiezufuhr in Muskelarbeit umsetzt, wächst der Bauer langsam, wie wir S. 90 gesehen haben, und sein Denken geht schwerfällig und in gewohnten Geleisen vor sich. Mit der Mannbarkeit entwickelt sich die Sinnlichkeit erst in reiferen Jahren und findet Gegengewichte in dem bedächtigeren Charakter. Jene wilden Triebe, die sich bei der proletarischen Stadtjugend schon

in frühem Alter so stürmisch äußern und die S. 89 und 116 geschilderten Erscheinungen hervorrufen, machen sich auf dem Lande nicht oder nur ausnahmsweise bemerklich, weil ihnen meist die materielle Unterlage fehlt. Die Liebesverhältnisse des Bauern sind monogam, selbst dann, wenn die Ehe der standesamtlichen und kirchlichen Trauung vorgreift. Im Gegensatz zu dem Fabrikarbeiter ist der Bauer familienhaft und der Zusammenhalt von Eltern, Kindern und Vettern ein fester, was beweist, daß das Familienleben nicht von den Wohnungsverhältnissen allein abhängt, denn diese lassen, auf dem Lande oft alles zu wünschen übrig. Für die Nachkommen sorgt der Bauer schon vor ihrer Geburt, schon bei der Heirat, denn wenn er den vernünftigen Grundsatz „gleich und gleich" auf das Vermögen ausdehnt, so leitet ihn hierbei der Instinkt, seinen Kindern so gute Lebensbedingungen zu schaffen, als er kann. Um dieses Zieles willen opfert er sogar eine wirkliche Herzensneigung, die nicht die nötige Gewähr bietet, was von lieblosen Kritikern der Bauern oft falsch gedeutet wird. Ein thüringischer Landpfarrer, H. Gebhardt, hat in einem merkwürdigen Buche „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" auf Grund seiner genauen Sachkenntnis eine Fülle von Licht über diese Verhältnisse ausgebreitet.

Vermehrt man das Feuer unter dem Kessel, ändert man die Lebensbedingungen, dann kommt alles ins Brodeln, der Dampfdruck steigt, d. h. die vorher schlummernden Leidenschaften erwachen.

Bessere Ernährung, höhere Bildung, städtische Interessen und nervöse Hast auf das Land verpflanzen, das hieße den Bauernstand an seiner Wurzel angreifen. Es würde ganz andere Auslese-Bedingungen an Stelle der bestehenden schaffen und alle Auslese-Erscheinungen auf dem Lande hervorrufen, die sich jetzt in den Städten abspielen. Die höher Befähigten würden keine Bauern bleiben wollen, sondern sich andern Berufsarten zuwenden, und das ländliche Proletariat, das durchgesiebte mißratene „Hinterkorn", würde den Charakter der städtischen Unholde annehmen. Nein! Das ist nicht zu erstreben. Die Seelenanlagen der Bauern müssen „latent" bleiben und „latent" vererbt werden, und nur in dem Bevölkerungsüberschuß, der an die Städte abgegeben wird, darf man sie wecken und durch sie den Auslesеprozeß einleiten. Greift man das ländliche Anlagenkapital selbst an, so kann man wohl eine Scheinblüte der Städte von kurzer Dauer erzielen, aber nachher wird das Kapital erschöpft sein, und

man wird sich auf einen minderwertigen Zuzug vom Lande angewiesen sehen.

Ist das Gesagte richtig, dann ergeben sich einige bisher nicht genügend beachtete praktische Gesichtspunkte. Man muß den Bauernstand vor Ueberschuldung schützen, damit er nicht enteignet und massenhaft in die Städte bezw. Fabriken gejagt wird, denn in diesem Falle würde man augenscheinlich das Kapital selbst verzehren. Der Schutz des Bauern ist nur in geringem Grad durch Selbsthilfe, mehr durch den patriarchalischen Beistand der höheren Klassen zu erstreben, denn wenn man alle möglichen Kenntnisse in den Bauern hineinzupfropfen sucht, führt man eben das herbei, was man zu vermeiden trachtet: man treibt die Bauern in die Städte und entzieht dem flachen Lande alle schlummernden Talente. Sachgemäße Leitung durch staatliche oder halbstaatliche Landwirtschaftsbehörden, und, da die landwirtschaftlichen Fachwinterschulen doch nur von einer kleinen Zahl der Bauernsöhne besucht werden, in allen vorkommenden Fällen unmittelbar praktisch zu verwertender Rat durch Wanderlehrer, ferner Verteilung von Prämien zur Aneiferung, thunlichste Voranstellung des bäuerlichen Interesses durch die Staatsverwaltung bei allen sich darbietenden Gelegenheiten, kurz, die ganze Fülle der „kleinen Mittel", das ist, was dem Bauern not thut, und was er auch dankbar annimmt, nachdem er sich von dem aufrichtigen Wohlwollen des Staates für seinen Stand überzeugt hat. Ich begegne einer verwandten Ansicht bei Schmoller, der anläßlich der Errichtung der preußischen Rentengüter den Wunsch ausdrückt, daß der Staat einen festen Einfluß in den kolonisierten Dörfern behalte, da die Rentengutserwerber „eine leitende und erziehliche Hand" über sich fühlen müssen. Man darf diese Bemerkung ruhig verallgemeinern.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, den Bauernstand wie einen beliebigen andern Stand anzusehen, der sich z. B. von einem Handwerk nur dadurch unterscheide, daß er Landesprodukte erzeuge und nicht gewerbliche Dinge. Dadurch würde man zu der Folgerung geführt, es schade nichts, wenn die jetzigen Bauern durch den Wettbewerb wirtschaftlich zu Grunde gehen, weil sie sich den gesteigerten Anforderungen nicht anzupassen wissen; die Güter würden auf dem Wege des freien Verkehrs in geschicktere Hände kommen und von diesen besser ausgenutzt werden. Das wäre ganz falsch. Eher könnte man einen Park mit hundertjährigen Eichen hervorzaubern, als einen

einmal zerstörten wahren Bauernstand neu schaffen, denn dazu gehört eine alte Ueberlieferung. An Stelle des Bauern treten Großgrundbesitzer oder städtische Spekulanten, welche die Erde mittelst Maschinen durch ein elendes Proletariat bearbeiten lassen, aber wenn alsdann auch Korn erzeugt wird, die Menschenquelle ist und bleibt versiegt. Einmal vertrieben, kehren die guten Geister nicht auf Kommando zurück.

Darum, weil unersetzliche Verluste auf dem Spiele stehen, verdient die Bauernfrage die größte Aufmerksamkeit der Staatsmänner. Die Fürsorge für den Bauernstand ist sehr verwickelt, denn alle möglichen Schädlichkeiten stürmen auf denselben ein. Zur Zeit kann die Landwirtschaft nicht mehr Menschen ernähren, ja, die fortschreitende Einführung arbeitsersparender Hilfsmaschinen zielt dahin, eher eine Verminderung als eine Vermehrung herbeizuführen. Ueberhaupt sind die ländlichen Arbeiterverhältnisse ihrer Natur nach schwierig, da die Verrichtungen sich sehr ungleich über das Jahr verteilen und bald sehr große Nachfrage, bald völlige Ruhe bedingen. Dabei können hohe Löhne wegen des gesunkenen Preises der Produkte nicht gezahlt werden. Der Wettbewerb Amerikas und andrer Getreideländer übt einen unwiderstehlichen Druck. Die baren Einnahmen der Bauern werden immer geringer, die baren Ausgaben immer größer, und schon die Geldwirtschaft an sich zehrt dem Bauernstand am Mark. Die Verschuldung nimmt zu, und man zweifelt oft, ob man die Aufnahme von Kapitalien erleichtern oder erschweren soll, weil eines wie das andere vom Uebel ist. Auch der Militärdienst trägt dazu bei, den bäuerlichen Nachwuchs der Landwirtschaft zu entfremden. Kurz, die Sachlache ist eine wenig erfreuliche.

In den 13 Jahren von 1882 bis 1895 ist in Deutschland eine bedeutsame Volksverschiebung eingetreten, die immer noch in gleichem Sinne fortdauert. Was H. Sohnrey in seinem „Zug vom Lande“ behauptete, wird durch die Ergebnisse der Berufszählung von 1895 außer allen Zweifel gestellt. Die Vergleichung mit der Berufszählung von 1882 ergiebt eine Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung um $^3/_4$ Millionen und eine Zunahme der gewerblichen Bevölkerung um 4 Millionen; letztere ist hauptsächlich durch den Geburtenüberschuß und den Bevölkerungsstrom vom Lande nach den Städten gewachsen. Von der Gesamtbevölkerung gehörten an

| | 1882 | 1895 |
|---|---|---|
| der Landwirtschaft | 42,5 % | 35,8 % |
| den Gewerben | 35,5 % | 30,1 % |

Demnach bildete im Jahr 1882 die Landwirtschaft noch eine relative Mehrheit gegenüber der Industrie, aber im Laufe von 13 Jahren hat sich das Verhältnis nahezu umgekehrt, die Landwirtschaft ist zur Minderheit geworden. Deutschland hat sich aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelt. Und diese Entwickelung wird sich im gleichen Sinne noch verschärfen, da der Bevölkerungsstrom immer mehr Menschenmassen vom flachen Lande weg nach den Städten und sonstigen Mittelpunkten industrieller Thätigkeit führt. Der denkende Sozialpolitiker, der nach dem Ursprung des Bevölkerungsstromes forscht, wird aber keineswegs den Bauernstand darum gering schätzen, weil derselbe nicht mehr die Mehrheit der dentschen Bevölkerung, nicht einmal mehr die verhältnismäßige, darstellt.

An Wohlhabenheit und Einfluß ist die Landbevölkerung ebenfalls in das Hintertreffen geraten, und der Abstand wird immer größer. Im Königreich Sachsen hatten 1892 nach der amtlichen, von Viktor Böhmert aufgestellten Statistik (Jahrg. XXXIX) 699 979 städtische Personen ein Gesamteinkommen von 969 095 747 M. oder im Durchschnitt 1384 M., 743 733 ländliche Personen ein Einkommen von 615 854 885 M. oder durchschnittlich 829 M. Noch deutlicher ist das Ergebnis bei Vergleichung mit früheren Jahren. Während das Gesamteinkommen von 1879 bis 1892 in den Städten um 90,5 %, in den Landorten um 34,8 % des früheren Betrages zugenommen hat, berechnen sich die Zunahmen nach einzelnen Einkommenquellen wie folgt: Aus Gehalt und Löhnen in den Städten 114,0 %, auf dem Lande 75,0 %, aus Grundbesitz in den Städten 63,4 %, auf dem Lande hingegen nur 9,0 % in einem Zeitraume von 13 Jahren. In allen anderen Zweigen fand ein großer Aufschwung statt, nur der Ertrag des Grundbesitzes hat sich kaum nennenswert gehoben.

Jemehr die Industriellen und Arbeiter den politischen Marktplatz überfluten, desto schwieriger wird es für die Landbevölkerung, ihre Interessen auf dem Wege der Gesetzgebung zu wahren. Die Wählermassen, die von den Sozialistenführern beeinflußt sind, betrachten den Bauernstand als ein rückschrittliches Element, dessen Untergang mit Genugthuung zu begrüßen ist, und diese Gesinnung beruht auf dem an sich richtigen Instinkt, daß die Bauern die entschiedensten Widersacher der Sozialdemokratie sind. Das Charakteristische der Landfrage besteht, wie Max Weber mit einem treffenden Worte ausspricht, darin, daß sie nicht nach sozialistischer, sondern nach individua-

listischer Lösung strebt. Nur über die zweckmäßigste Taktik hat sich neuerdings zwischen Bebel und v. Vollmar ein Streit erhoben, denn während jener immer noch an der Sozialisierung der Landwirtschaft im Zukunftsstaat festhält und damit die Bauern kopfscheu macht, will v. Vollmar, der klügste und gemäßigtste der Sozialistenführer, den Bauern versprechen, daß sie ihr Land (einstweilen) behalten dürften, was zwar programmwidrig ist, aber jedenfalls besser „ziehen" würde.

Die nichtsozialistischen Parteien könnten aus dem Benehmen der Sozialdemokraten leicht erkennen, was sie zu thun haben, nämlich:

1) einen Bauernstand zu schaffen, wo ein solcher bis jetzt im Deutschen Reiche noch fehlt;
2) den vorhandenen Bauernstand in seinem harten Kampfe ums Dasein kräftig zu unterstützen.

Von jenem ostelbischen Deutschland, das einstmals der Schauplatz einer großartigen Kolonisationsthätigkeit war, entwirft uns heute die von Max Weber ausgeführte und in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik dargestellte Enquete das traurige Bild einer fortschreitenden Proletarisierung der Landarbeiter und der Auflösung des überlieferten sozialen Gefüges, worunter auch staatliche Verhältnisse schwer leiden. Die dortigen Großgrundbesitzer hätten eine bedeutsame patriotische Aufgabe zu erfüllen. Doch scheint bis jetzt wenig Verständnis und Neigung dazu vorhanden zu sein. Räumen sie nicht freiwillig den Arbeitern die Gelegenheit zum Landerwerb ein, schaffen sie den bisherigen Instleuten nicht, wie Max Weber sagt, „Luft nach oben", so kann nur noch die Gesetzgebung die völlige Zerrüttung heilen. Es bieten sich mehrere Wege dar, um unter Schonung bestehender Rechte das Notwendige durchzuführen, doch ist hier nicht der Ort, darüber eingehend zu handeln.

Eine völlige Aufteilung des Großgrundbesitzes ist keinesfalls anzustreben, da dieser die eingangs erwähnte selbständige Bedeutung hat; er muß nur für einen bäuerlichen Mittelstand Raum geben. Diese Ansicht vertritt auch Buchenberger in seinem Werke „Agrarwesen und Agrarpolitik". Sombart wünscht, daß der Großgrundbesitz in den 6 östlichen Provinzen Preußens auf etwa 20 % der ganzen Fläche zurückgeführt werde, wogegen Schmoller sich mit einer Reduktion auf 40 % des jetzigen Großbesitzes begnügt. Schon dadurch würden 60—80 000 neue spannfähige Bauern und 200—300 000 Häusler geschaffen werden können. Das wäre ein

außerordentlicher Gewinn, ein „demokratischer“ und zugleich „konservativer“, weil echt „sozialer“ Fortschritt. Und ein wirtschaftlicher obendrein; denn daß dabei die Produktionsmenge keineswegs ab-, sondern zunehmen würde, hat M. Sering gezeigt. Dem Grundbesitz eignet nicht wie dem Kapital die Tendenz der Auffaugung der mittleren und kleinen Betriebe durch die großen, sondern bei ihm sind die Bedingungen gerade den letzteren am ungünstigsten, und die Vermehrung der Besitzer steigert die Intensität des Betriebes.

Die Rentengüter scheinen mir eine vorzügliche Erfindung zu sein, da sie die Uebernahme gegen eine jährlich zu entrichtende Summe und ohne Kapitalverschuldung ermöglichen. Diese Besitzform dürfte zur Verstärkung des Bauernstandes auch in anderen Bundesstaaten Nachahmung finden. Freilich, um aus armen Landarbeitern wirkliche Bauern zu machen, dazu gehört mehr, als daß man jedem derselben ein Stück Land überläßt! Ohne Auslese giebt es auch hier keinen Erfolg. Das ländliche Proletariat ist mit einem echten, kernhaften, angestammten Bauerntum nicht zu verwechseln. Nur von diesem gilt Riehls Satz, daß im Bauernhause der Ursprung aller Sittlichkeit zu suchen ist und daß einzig vom Bauernstande unsere politische und soziale Erneuerung ausgehen kann. Das ländliche Proletariat leidet an anderen Uebeln als das städtische, aber Proletariat an Wesen und Gesinnung ist es auch. Man wird darum mit der inneren Kolonisation nicht lauter gute Erfahrungen machen. Bis sich ein bäuerliches Herkommen, eine bäuerliche Sitte und ein bäuerliches Ehrgefühl herausgebildet haben, wird lange Zeit verstreichen, und mancher Versuchsbauer wird darüber zu Grunde gehen. Aber man darf deswegen den Landarbeitern das Vorrücken nicht abschneiden, sondern muß es auf die Auslese ankommen lassen. Hier gilt das nämliche soziale Gesetz, das wir früher in allgemeinerer Bedeutung kennen gelernt haben: der Mensch muß aufsteigen können, der Landarbeiter muß, wie Pastor Wittenberg in seinem Preisaufsatz über die Verhältnisse in den östlichen Provinzen sagt, sich zum kleinen Grundbesitzer emporarbeiten können, wenn er nicht geistig und moralisch verkümmern soll.

Auch möge man in der Freude über die im Gange befindliche Kolonisation folgendes nicht vergessen: sobald der geschaffene Raum mit Bauern besetzt ist, wird der aufgestaute Bevölkerungsstrom mit verstärkter Gewalt nach den Städten abfließen, beziehungsweise sich nach überseeischen Ländern richten.

Vergegenwärtigt man sich die enormen Schwierigkeiten einer Neuschöpfung, dann schätzt man den echten und wahren Bauernstand in seiner Zähigkeit, seinem Fleiß und seiner Ehrenfestigkeit erst recht, und man sollte denken, die Länder, welche sich eines so köstlichen Besitzes erfreuen, würden alles thun, um denselben ungestört und unverdorben zu erhalten. Hiermit kommen wir zum zweiten Teil der Aufgabe, die ich auch schon in meiner Schrift über die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft behandelt habe.

Die Geißeln des mittleren und kleinen Bauernstandes sind nicht unmäßig lange Arbeitszeit und körperliche Ueberanstrengung bei schmaler Ernährung und niederer Lebenshaltung überhaupt: o nein! Dem allem würde sich der Bauer ohne Murren unterziehen. Ihn quälen ganz andere Sorgen als den Fabrikarbeiter, und seine schlimmsten Gespenster, die ihm jeden Bissen vergällen und seine Nachtruhe stören, heißen Verschuldung und Konkurs.

Der Schuldbetrag, der durch Meliorationen entstanden ist, kann hier außer Betracht bleiben, weil ihm der erzielte Mehrwert gegenübersteht. Er ist nicht bedrohlich. Aber ein immer wachsendes Ungeheuer ist die Verschuldung, die vom Erbgange herrührt. Naturalteilung ist nur möglich, wo die Betriebsverhältnisse schließlich auch Zwergwirtschaften zulassen und wo Gelegenheit zum Nebenverdienst geboten ist, da mit jeder Generation die Stücke kleiner werden. Wo aber die Unteilbarkeit besteht und ein Gut nach dem vollen Wertanschlag von einem Kinde (Anerben) übernommen wird, das die Geschwister in Geld abzufinden hat, da wächst mit jedem Besitzwechsel die hypothekarische Belastung des Gutes (namentlich wenn man den Kaufwert und nicht den Ertragswert zu Grunde legt), bis die äußerste Grenze erreicht ist und der Krach eintritt. Diesem Ende läßt sich dadurch entgegenarbeiten, daß das Gut zu einem ermäßigten Anschlage gewertet, also die Forderung der übrigen Erben herabgedrückt wird. Es ist in weiteren Kreisen wenig bekannt, daß diese Bestimmung unter dem Namen der „Vorteilsgerechtigkeit“ auf dem badischen Schwarzwald besteht. Baden gilt gewöhnlich für ein Musterland weitgetriebener Parzellierung, was auch für gewisse Bezirke in der Ebene zutrifft: im Gebirge besitzt Baden jedoch den Betriebsverhältnissen entsprechend, nahezu 5000 geschlossene Bauerngüter, die immer nur auf einen einzigen Erben übergehen und zwar zu einem vom Vater festgesetzten Anschlag. Dort ist man mit der Einrichtung zufrieden,

weil sie herkömmlich ist, aber nach Buchenberger hat sie wegen der vielfach übertrieben hohen Anschläge, durch welche die Eltern ihre Kinder möglich gleichzustellen suchen, den Fortschritt der Verschuldung nicht hindern können. Daß in anderen Gegenden, in denen die Betriebsverhältnisse verschieden sind und die Gleichteilung der Güter sich eingelebt hat, man sich deren Abschaffung gefallen lassen würde, bezweifelt Buchenberger mit Grund. Gesetzt, die Einführung des Anerbenrechts gelänge, so würde der Erfolg, daß der Bauernstand sich wirtschaftlich besser behaupten kann, allerdings eintreten; auf den Bevölkerungsstrom nach den Städten wäre dies aber ohne Einfluß, oder es würde eher den Bevölkerungsstrom noch verstärken. Denn den in ihrem Erbe verkürzten Kindern würde noch weniger als vorher die Möglichkeit geboten sein, ein kleines Gütchen zu kaufen; sie würden Unterkunft bei der Industrie suchen müssen. Wenn also auch anzuerkennen ist, daß das Anerbenrecht den Bauernstand wirtschaftlich kräftigen und den Menschenquell für die Zukunft konservieren würde, so darf man doch die Maßregel nicht als eine allseitig befriedigende ansehen.

Ein anderer Teil der ländlichen Verschuldung ist auf den Geld- und Sachwucher zurückzuführen, dem die Bauern in ihrer Notlage nur allzuleicht zum Opfer fallen. Es böte Stoff zu einer psychologischen Studie, wie es kommt, daß der Bauer lieber den zweifelhaftesten Subjekten seine Verhältnisse offenbart, als daß er bei einem Seinesgleichen um Hilfe bittet; doch würde dies zu weit führen. Die Eigentümlichkeit, daß der Bauer seine finanzielle Lage mit der größten Sorgfalt vor jedem uneingeweihten Auge verbirgt, ist ein Haupthindernis für die erfolgreiche Bekämpfung des Wuchers. Es ist aber durchaus notwendig, gegen diesen Krebsschaden alle Mittel der Gesetzgebung und daneben auch die der persönlichen Einwirkung auf die Bauern anzuwenden, wie die Vereine gegen wucherische Ausbeutung des Volkes bezwecken.

Von größter Wichtigkeit für die Erhaltung des Bauernstandes ist Reform des ländlichen Kreditwesens. Ein niederer Zinsfuß bietet eine kostbare Gelegenheit dar, die Hypothekenschulden in Annuitäten zu verwandeln, d. h. ohne erheblich stärkere Jahresleistungen allmählich zu tilgen. Mit Genugthuung nehme ich Notiz davon, daß in Baden durch das Entgegenkommen der Rheinischen Hypothekenbank bereits ein Anfang hiermit gemacht wurde. Ob die angestrebte Besitzform unverschuldbarer Heimstätten praktisch ausführbar ist und die

Erwartungen erfüllen werde, wage ich nicht zu sagen. Der Personalkredit der Bauern kann durch ländliche Vorschußvereine befriedigt und hierdurch dem Wucher entgegengewirkt werden. Die genossenschaftliche Form hat sich ferner in Rohstoffvereinen zur Beschaffung von Saatgut und anderen Bedürfnissen, sowie zum Verkauf von Produkten (besonders Vieh, Getreide und Wein) gut bewährt.

Eine Voraussetzung ist jedoch bei alledem, daß der Bauer Einnahmen hat, die ihm gestatten, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Die gesunkenen Getreidepreise sind die Hauptursache des Rückganges des ländlichen Wohlstandes; denn wenn, wie oben angegeben, in Sachsen neben einem beispiellosen industriellen Aufschwung die Mehrerträge des Grundbesitzes in 13 Jahren nur 9%, also im Jahr nicht einmal $^7/_{10}$% betragen, so erscheint jede weitere Bemerkung überflüssig. Einen mäßigen Zollschutz für Getreide hält Buchenberger nach Würdigung aller Gründe und Gegengründe zur Zeit für unumgänglich zur Besserung der ländlichen Verhältnisse. Besonders durchschlagend scheint mir die Rücksicht auf die nationale Gesamtwirtschaft zu sein, denn sind die Landwirte genötigt, den Körnerbau zu verlassen und sich anderen Produktionszweigen zuzuwenden, so geraten wir mit unserer Volksernährung in immer größere Abhängigkeit vom Auslande. Dies bedeutet schon im Frieden einen großen Verlust und kann in einem Kriege geradezu verhängnisvoll werden. Zwar hört man oft das Argument, der Zoll bringe den kleinen Bauern keinen Nutzen, weil sie nur wenig Getreide zu verkaufen haben und ihr Gewinn jedenfalls beim Ankauf von Mehl oder Brot wieder verloren geht, aber darauf kommt es gar nicht an. Die Sache liegt ganz anders: der Bauer kann kein Brot kaufen, wenn das inländische Getreide überhaupt nicht abgesetzt wird. Nicht wegen des kleinen Preisaufschlages fordern unsere süddeutschen Kleinbauern den Getreidezoll, sondern weil ohne das Bestehen eines Zolles keine Händler die inländischen Märkte besuchen. In vielen Gegenden ist es nämlich Uebung, daß die Bauern ihr Korn nicht mahlen lassen, sondern dasselbe zum Markte fahren, um mit dem Erlös ihren Bedarf an Mehl nach und nach durch Ankauf zu decken.

Nicht empfehlenswert scheint mir der Vorschlag zu sein, den ländlichen Bevölkerungsüberschuß dadurch auf dem Lande festzuhalten, daß man die Industrie dorthin verlegt, um den kleinen Bauern und Tagelöhnern Nebenbeschäftigung zu geben. Durch die dabei eintretende Vermischung mit Fabrik-

arbeitern würde das Bauerntum in seinem innersten Wesen angegriffen und zerstört werden. Man kann dies ja da und dort beobachten, wo das Vorhandensein von Wasserkräften oder der billige Tagelohn Industrien hervorgerufen haben. Anfangs wird die Fabrik als eine Wohlthat empfunden, da sie Geld ins Dorf bringt, durch das die Lebenshaltung erhöht wird. Namentlich die untere Klasse, die sich im Winter förmlich „durchhungern" mußte, wird nun besser gestellt. Bald aber hat man sich an die neue Einnahme gewöhnt, und die Bevölkerung vermehrt sich derart, daß die wirtschaftliche Lage die gleiche ist wie vorher. Die sozialen und sittlichen Zustände haben sich jedoch bedeutend verschlimmert; der Ton der Proletarier geht auf die Bauern über und macht sie zur Erfüllung ihres höchsten Berufes: tüchtige Menschen in einfachen Verhältnissen zu erzeugen, völlig untauglich. Lohnerhöhung wird verlangt, Streiks werden gemacht, das ganze Dorf wird sozialdemokratisiert, in viel erfolgreicherer Weise als dies jemals bei einer rein bäuerlichen Bevölkerung geschehen könnte, sei es nach v. Vollmarschem oder nach gröberem Rezept. Der Gründer der Fabrik, anfangs als Wohlthäter gepriesen, wird nun zu einem herzlosen Blutsauger, der „den Arbeitern den Schweiß auspreßt, um im Wohlleben schwelgen zu können." Beiläufig gesagt, dieser Verlauf im Kleinen giebt ein Bild der wechselnden Ansichten über die Industrie überhaupt[1]).

Darum Nein und dreimal Nein zur Verlegung der Industrie auf das Land! Die Industrie gehört in die Stadt, wo die Bedingungen für sie günstiger sind, der technische und soziale Fortschritt mehr an ihrem Wege liegt. Auf dem Lande soll der Bauer ungestört bleiben. Die billigen Löhne steigen in der Regel bald durch die Industrie selbst, sind also nur ein Trugbild, andernfalls stehen sie den technischen Verbesserungen

---

1) Hierzu wird mir von wohlmeinender Seite bemerkt, daß die übeln Folgen nicht zu befürchten seien, wenn ausschließlich ländliche Arbeitskräfte, ohne Hinzuziehung städtischer Arbeiter, in einer solchen Fabrik verwendet werden. Ich muß zugestehen, daß es Musteranstalten giebt, deren Gründer und Inhaber sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt sind, und die nicht bloß zur Vermehrung des Einkommens, sondern auch zur Hebung des gesamten Kulturzustandes einer Thalschaft dienen. Aber einesteils sind solche Voraussetzungen selten gegeben, da sie von dem Vorhandensein besonders charaktervoller Persönlichkeiten abhängen, und andernteils weiß man auch in den geschilderten Verhältnissen nicht, wie lange sie so idyllisch bleiben werden. Ich kann mich daher trotz der warmen Anerkennung, die ich den Ausnahmen zolle, nicht entschließen, die obigen Worte abzuändern.

entgegen, da sie die Auslese der Arbeiter hindern. Auch die vorhandenen Wasserkräfte geben bald keinen Vorwand mehr ab, die Fabriken auf das Land zu bauen, da die elektrische Kraftübertragung dem Ziele schon nahe ist, jene auf beliebige Entfernung ohne große Verluste zur Verwendung zu bringen. Die Konzentrierung der Industrie in den Städten, von ihr halb unbewußt selbst angestrebt, ist naturgemäß und zu befördern, nicht zu hindern.

Dem kleinen und mittleren Bauern suche man, wie dies in Baden in anerkennenswerter Weise angebahnt wurde, zu helfen durch eine patriarchalische Fürsorge der Landwirtschaftsbehörden, sowie durch Ausbreitung des Genossenschaftswesens, das möglichst zu Gunsten der Landwirte auszunützen ist. Genossenschaften zum An- und Verkauf, zum Maschinenbetrieb und zur Kreditbeschaffung können die Bauern konkurrenzfähiger machen, ohne ihnen ihre Selbständigkeit und ihr eigenartiges Wesen zu nehmen. Ein genügender Schutzzoll mit der Beschränkung, die Buchenberger im § 199 seines Agrarwerkes bezeichnet hat, muß die Verkäuflichkeit der Landesprodukte gewährleisten. Das Gesamtergebnis der deutschen Landwirtschaft kann durch solche Maßregeln in einer Weise gehoben werden, die der Bevölkerungszunahme besser entspricht und den Wohlstand der deutschen Nation von den Verhältnissen des Weltmarktes weniger abhängig macht.

Deutlicher als bei den Arbeitern sieht man bei den Bauern, daß die Leitung durch weiterblickende Persönlichkeiten, Großgrundbesitzer, Beamte, Männer der Wissenschaft, nicht entbehrt werden kann, und daß der Leitsatz, das Volk müsse durch Bildung zur Selbsthilfe befähigt werden, der im günstigen Falle einem Umweg bedeuten würde, gar nicht bis zu dem gewünschten Ziele gangbar ist. Die höher veranlagten Persönlichkeiten gehören auch zum „Volk", und sie haben den angeborenen Beruf, die Führer der übrigen zu sein. Es wäre naturwidrig und thöricht, diese Aufgabe den weniger Befähigten zuweisen zu wollen.

## 46. Schul-Reformen.

Soviel über die Verbesserungen zu Gunsten der Arbeiter und Bauern. Für die gebildeten Klassen bleiben aber auch Reformen auszuführen, die von der größten gesellschaftlichen und nationalen Bedeutung sind. Es handelt sich hierbei um eine immer brennender werdende Frage, die ich am besten an

das im 39. Abschnitt Gesagte anknüpfe. Wir haben gesehen, daß die statistische Darstellung, die den Schwund des Mittelstandes nachweisen sollte, auf Irrtum beruhte, und daß eine richtige Auslegung der Statistik das Gegenteil der behaupteten Thatsache erkennen ließ. Bekanntlich kann man mit Zahlen vieles beweisen, denn das Papier ist geduldig, und man hat bisher geglaubt, bewiesen zu haben, daß wirklich die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher würden und die Brücke zwischen beiden dem Abreißen nahe sei. Derartige Behauptungen sind nicht bloß von Sozialdemokraten aufgestellt worden, sondern auch von Gelehrten, die die sozialdemokratische Theorie zu bekämpfen suchten, aber den Fehler der Einkommensstatistik einfach nicht merkten und ihn weiter verbreiteten. Dafür wollen wir diese Männer, an deren redlichem Streben wir keinen Grund zu zweifeln sehen, nicht verantwortlich machen, sondern wir suchen den Fehler da, wo er wirklich sitzt, in der aus der Anpassung geratenen Vorbildung, die auf den meisten unserer Mittelschulen[1]) erteilt wird. In diesem Punkte stimme ich ganz mit den Ansichten J. Vorsters, die er in seinem Vortrag (Köln 1894) äußerte, überein. Mit alten Sprachen und „etwas" Mathematik kommt man heutzutage nicht mehr durch. Die Beurteilung der sozialen Frage und aller mit ihr zusammenhängenden naturwissenschaftlichen und rechnerischen Probleme erfordert eine Summe von Kenntnissen aus dem Bereich der Naturwissenschaft, insbesondere aus dem der Biologie und Anthropologie, ferner aber auch ein geübtes geometrisch-mathematisches Vorstellungsvermögen, überhaupt eine mathematisch naturwissenschaftliche Schulung, wie sie nur das Studium dieser Fächer gewährt.

Von den Direktoren und Lehrern unserer Gymnasien wird es oft einer persönlichen Kränkung gleich geachtet, wenn man ihren Anstalten das alleinige Vorrecht abspricht, tüchtige Gelehrte und Beamte zu erziehen; sie sollten dies aber nicht so aufnehmen, denn man bezweckt keineswegs, ihre Leistungen

---

1) Ich wähle den in Süddeutschland gebräuchlichen Ausdruck „Mittelschulen", weil ich ihn für richtiger halte, als den in Preußen üblichen „höhere Schulen". Denn es handelt sich um Anstalten, die zwischen den Volksschulen und den Hochschulen in der Mitte stehen, während nach der preußischen Bezeichnung auf die höheren Schulen die Hochschule folgt, der Positiv also die Steigerung des Komparativs sein soll, was ein sprachlicher Unsinn ist. — Man vergleiche mit den Ausführungen dieses Abschnittes meine Schrift: „Die Mittelschule als Werkzeug der natürlichen Auslese", Braunschweig 1893.

herabzusetzen, sondern ein veraltetes System zu beseitigen. Es kann nicht eindringlich genug gesagt werden, daß die tüchtigen Männer, die aus den Gymnasien hervorgehen, sehr oft nicht „wegen", sondern „trotz" des auf sie angewandten Unterrichtssystems tüchtig geworden sind. Was dort unter dem Namen „Humanismus" eingetrichtert wird, hat nicht mehr Wert für die heutige Zeit, als die Scholastik für die Zeit der Renaissance hatte. Unser Humanismus ist nicht in alten Büchern zu suchen, sondern in den Hörsalen und Laboratorien der naturwissenschaftlichen Fakultäten, und die Mittelschulen werden erst dann wieder ihren Beruf erfüllen, wenn sie darauf ausgehen, ihre Zöglinge zum Verständnis modernen Wissens zu befähigen. Dann wird es nicht mehr vorkommen, daß „humanistisch" vorgebildete Volkswirtschafter jahrelang wider Willen den Sozialdemokraten Waffen zur Bekämpfung der bestehenden Gesellschaftsordnung liefern, bloß weil sie eine Rechenmethode nicht zu durchschauen vermögen, deren Fehlerhaftigkeit für jeden mathematisch-naturwissenschaftlich Vorgebildeten auf der Hand liegt[1]).

Die Hochschulen entsprechen den Bedürfnissen unserer Zeit im allgemeinen besser als die Gymnasien; es ist wenigstens an allen Universitäten und Technischen Hochschulen Gelegenheit zu mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien geboten und in neuerer Zeit hat man sogar wirklich großartige Institute zur Förderung dieser Wissenszweige errichtet. Von den Studenten, die künftig Stellungen in der Staatsverwaltung bekleiden wollen, werden diese Anstalten jedoch nicht in genügendem Umfange benutzt, denn ihr angeborener Sinn für Naturbeobachtung wird im Gymnasium 9 Jahre lang unterdrückt und erstickt. Welche Forderungen die Universitäten an die Vorbildung ihrer Studierenden zu stellen haben, hat eine berufene

1) In seiner berühmten Rede in der Berliner Schulkonferenz am 4. Dezember 1890 hielt Kaiser Wilhelm II. den Gymnasien vor, sie hätten von selbst das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Die jungen Männer hatten so instruiert werden sollen, daß der Staat mit ihnen weiter arbeiten könne. Die Gymnasien hätten viel zu wenig die Bedürfnisse des jetzigen Lebens berücksichtigt und immer nur die „Gymnastik des Geistes" vorangestellt. „Warum werden denn unsere jungen Leute verführt? Warum tauchen so viele unklare, konfuse Weltverbesserer auf? . . . Weil die jungen Leute nicht wissen, wie unsere Zustände sich entwickelt haben." Der Kaiser wünschte eine kräftigere Betonung des deutschen Sprachunterrichtes, besonders des Aufsatzes, und der nationalen Basis unseres öffentlichen Lebens. Die Hilfen, welche die Naturwissenschaft gewähren kann, wurden nicht erwähnt; diese hielt man damals noch allgemein für eine die Zersetzung begünstigende Macht.

Feder, die des Freiburger Anatomen und seinerzeitigen Prorektors R. Wiedersheim, in der Programmschrift von 1894 dargelegt. Von der Einseitigkeit und dem fast unerträglichen Zwang der Gymnasialzeit kommt es teilweise auch hier, daß das Studentenleben Auswüchse zeigt, gegen welchen die besten und edelsten unserer Hochschullehrer einen höchst anerkennenswerten, wenn schon vergeblichen Kampf kämpfen, das Faulenzen, Prahlen, Trinken und Raufen, die keinen anderen Nutzen haben, als daß sie die nicht hinlänglich charakterfesten Individuen durch die natürliche Auslese vertilgen.

Noch bedenklicher ist die Abnahme des Idealismus bei den Studierenden, gegen welche die altklassische Schulung sich machtlos erwiesen hat. Die akademische Jugend, so wird geklagt, betrachte die Wissenschaft nur noch als ein Mittel des Erwerbs und suche durch ein skrupelloses Strebertum „vorwärts" zu kommen. Jeder uneigennützigen Hingabe an eine Idee sei sie bar und ermangle so des schönsten Schmuckes der deutschen Jünglinge von ehemals. Abgesehen von etwas Uebertreibung halte ich diese Klagen für nicht unberechtigt, nur scheint mir, daß man die Ursache des Fehlers am falschen Orte sucht. Sollten wir hier nicht eine Wirkung davon verspüren, daß der Zugang zum Studium viel zu leicht gemacht ist? Daß er aus Kreisen erfolgt, die von Natur weit mehr zum Erwerbsleben bestimmt sind? Daß sogar proletarische Denkweise künstlich in die Höhe getrieben und dem Studium zugeführt wird? Man vergleiche unbefangen, was S. 36 und 82 f. über Schulgeldbefreiungen und Stipendienerteilungen gesagt ist, vergegenwärtige sich auch nochmals aus dem 38. Abschnitt, wie der Staat seine talentvollen, eifrigen und begeisterten Beamten rücksichtslos auf das Niveau des handwerksmäßigen Mittelgutes herabdrückt, wie er ferner durch ungenügende Besoldungen der höheren Beamtenklassen die nicht mit Glücksgütern gesegneten Talente förmlich zurückschreckt und der Plutokratie den Weg bahnt, und dann sehe man zu, wie man die Klagen über den abnehmenden Idealismus der Studenten mit dem herrschenden Aberglauben betreffs der dort berührten Punkte in Einklang zu bringen vermag! Wir wollen ja immer die Naturgesetze „beherrschen" und wundern uns, wenn wir dabei den Kürzern ziehen!

Zu wünschen wäre unseren Hochschulen die Errichtung von Lehrstühlen für Ethnologie, Anthropologie und Sociologie, die fast überall noch Stiefkinder sind. Meist bleibt es den Professoren der Philosophie und der Nationalökonomie

überlassen, so „nebenbei" etwas von diesen Fächern vorzutragen. In dem Maße, als die Sociologie sich nach der ethnologischen und anthropologischen Seite hin erweitert, wächst das Bedürfnis, daß diese Fächer durch besondere Professoren vertreten werden. Die sozialdemokratischen Irrlehren berufen sich zum Teil auf ethnologisch-anthropologische Sätze, z. B. auf die Bachofen-Morgansche Theorie der Entstehung der Familie ꝛc., und es erscheint daher notwendig, diesen Gebieten größere Aufmerksamkeit zu widmen.

Eine Schul-Reform im angedeuteten Sinne und eine Erweiterung unserer Universitäten auf die genannten Gebiete, das wären zwei der allerwichtigsten und segensreichsten sozialen Reformen, die angestrebt werden könnten. Ehe sie aber zur Ausführung gelangen, muß das Bildungsmonopol des verknöcherten Humanismus gebrochen werden, der so gerne mit seiner Unkenntnis naturwissenschaftliche Gesetze dick zu thun pflegt.

Die Umgestaltung unserer Mittelschulen erhoffe ich in der Hauptsache im Sinne des Deutschen Vereins für Schulreform, nämlich durch die Errichtung eines gemeinsamen lateinlosen Unterbaues von 3 Klassen, wie sie in der von Fr. Lange herausgegebenen Zeitschrift näher begründet ist. Die Lateinqual der kleinen 9—11jährigen Jungen hat keinen Wert, und man wird ganz oder beinahe ebensoweit kommen, wenn das Lateinische in der Untertertia beginnt. Die drei untersten Klassen sollen Realien, Deutsch und als einzige Fremdsprache Französisch betreiben. Das Griechische oder Englische, je nach Wahl, hätte erst in Untersekunda einzusetzen, und es würde sich hier die Anstalt in zwei Abteilungen gabeln, deren Ziele ungefähr denen des humanistischen und des Realgymnasiums entsprechen. Wie sich leicht denken läßt und durch die Erfahrung (in Frankfurt a. M. ꝛc.) bestätigt wird, bereitet die Erlernung des Französischen den kleinen Jungen mehr Vergnügen und geringere Schwierigkeiten als die des Lateinischen. Es kommt ein frischerer Zug in den Unterricht, und durch die naturgeschichtlichen Fächer werden Beobachtungsgabe und Schlußvermögen der Knaben geübt und geschärft. Vgl. den Vortrag des Gymnasiums-Direktors Reinhard über das Reformgymnasium („Badische Schulzeitung" v. 1895 No. 11).

Hoffentlich wird es gelingen, auf diesem Wege auch die sogenannte Ueberbürdungsfrage aus der Welt zu schaffen. Wenn wir unsere Knaben und Jünglinge ohne Rücksicht auf die Anforderungen der körperlichen Entwickelung täglich 5 bis 6 Stunden in enge Schulbänke sperren und sie dann noch

Hausaufgaben anfertigen lassen, so daß sie manchen Tag 8 bis 10 und mehr Stunden in sitzender Stellung geistig beschäftigt sind, wenn wir ihnen an den kurzen Wintertagen jede Erholung in freier Luft verkümmern, so ist dies eine Stallerziehung, bei der sie nicht gedeihen können. Wenn wir sie dabei noch in beständiger Angst halten und durch strenge vorgeschriebene Zeiteinteilung fortwährend abhetzen, so muten wir ihnen Leistungen zu, die für einen Erwachsenen zuviel wären. Handelte es sich um Proletarierkinder, die in einer Fabrik solchermaßen „ausgebeutet" würden, so entstünde die größte Erregung der öffentlichen Meinung, alsbald würden die Fabrikinspektionen sich der Sache annehmen und die Polizeibehörden mit nachdrücklichen Strafen einschreiten. Aber da es bloß Kinder von Eltern der gebildeten Stände sind, wird ihnen kein Schutz gewährt, und jedermann findet es in der Ordnung, daß sie sich um eines vertrockneten Systems willen um Jugendfreude und Gesundheit bringen lassen müssen.

Ein besonderer Vorzug der Reformschule besteht darin, daß die Berufswahl nicht mehr schon im 9. Lebensjahre zu erfolgen hat, sondern bis zum 12. bezw. 14. verschoben werden kann. Ferner nehmen die Schüler, die nicht die ganze 9klassige Anstalt durchmachen, sondern früher austreten und deren Zahl nahezu vier Fünftel aller beträgt, eine bessere Vorbereitung für das praktische Leben mit sich, als wenn sie mit den Anfangsgründen des Lateinischen und dem entsprechenden Dünkel vollgepfropft hinauskommen. Auch dieser beträchtliche Bevölkerungsteil wird von der Reform einen Nutzen haben, und darum ist sie von so großer Wichtigkeit für den Mittelstand, der sich mit dem Besuch der zur Erreichung des einjährigen Militärdienstes vorgeschriebenen Klassen begnügt. Die Anstalten selbst werden sich erleichtert fühlen, wenn sie nicht mehr vier Fünftel ihrer Kraftaufwendung erfolglos zu verpuffen, sondern das Lateinische nur noch den Schülern beizubringen haben, die wirklich ein gelehrtes Fach ergreifen wollen.

Der Schulreform-Verein nimmt noch eine dritte Abzweigung von der gemeinsamen Mittelschule in Aussicht, die schon in Untertertia beginnen und gar keine alte Sprache lehren würde. Dieser Zweig würde somit der 9klassigen lateinlosen Oberrealschule entsprechen. Hierin weiche ich von den Bestrebungen des Vereins ab. Eine 9klassige Vorbildung ohne Latein ist ein Unding. Unsere Oberrealschulen sind nur ein Produkt der Verlegenheit, geschaffen in dem löblichen Bestreben, den talentvollen Realschülern, die unter den jetzigen Umständen

nicht mehr die Möglichkeit haben, sich auf die Maturitätsprüfung in den alten Sprachen vorzubereiten, einen Ersatz hierfür zu bieten und ihnen die vom Besuch einer Universität abhängigen Laufbahnen zu öffnen, was natürlich voraussetzt, daß die Oberrealschulen die erforderlichen Berechtigungen haben. Ich glaube, daß ein solcher Ausweg nicht betreten worden wäre, wenn die Gymnasien sich nicht so hartnäckig jedem entschiedenen Eingriffe widersetzt hätten, und daß nach allgemeiner Durchführung des Reformlehrplanes mit der doppelten Gabelung in eine humanistische und eine Realgymnasial-Abteilung die dritte, der Oberrealschule entsprechende Abzweigung überflüssig erscheinen wird.

Es erweckt Bedenken, die Vorbildung der Beamten verschiedener Zweige allzu abweichend zu gestalten. Ich hoffe, daß wir mit der zweifachen Gabelung der Oberklassen, die sich nur unwesentlich (englisch statt griechisch) unterscheiden, auskommen werden, vielleicht sogar eine ganz einheitliche Mittelschule ausgestalten können. Durch diese Reform würden wir ein hoch anzuschlagendes Ziel erreichen: die möglichste Gleichmäßigkeit der Vorbildung für alle Studien und Aemter, wobei auch der jetzt schädlich wirkende Rangdünkel der einen gegenüber den andern in Wegfall käme. So thöricht und naturwidrig die demokratische einheitliche Volksschule wäre, welche Kinder gebildeter Familien unter eine Ueberzahl von Proletariersprößlingen mischt, so vernünftig und gesund ist der Gedanke, in den Schulen für die Gebildeten eine wahre aristokratische Gleichheit herzustellen (vgl. S. 82 u. Fußnote S. 148).

Unser Schlußurteil über die Schulreformbestrebungen kann somit nur ein günstiges sein. Die Schulreform würde nicht bloß dazu beitragen, daß die höher Gebildeten den naturwissenschaftlichen und technischen Entdeckungen der Neuzeit mit mehr Verständnis zu folgen vermögen und auch über soziale Verhältnisse richtigere Anschauungen bekämen, sondern sie würde nachdrücklich dahin wirken, die natürliche Auslese der Individuen zu erleichtern und jeden Mann an den rechten Platz zu bringen. Nicht mehr würde ein kleiner Junge, der vielleicht für naturwissenschaftliche Dinge begabt ist, am „lateinischen Stil" scheitern, ehe sich seine Gaben nur zeigen können, und es würden auch nicht mehr die „Presser", die den Schein von Talent erwecken, ohne solches zu besitzen, für die befähigtsten Schüler gelten.

## 47. Unsere Nachbarn und unsere Wettbewerber.

Was wird aus einem Volke, das sich mehr und mehr von einer richtigen Gesellschaftsorganisation entfernt? Hat es infolge dessen nur von inneren Stockungen zu leiden? Nein, so gewiß als der Kampf ums Dasein kein leerer Wahn ist, wird ein besser organisiertes Nachbarvolk jenes wirtschaftlich oder militärisch besiegen und ausbeuten. Wir können uns daher in Deutschland nicht den Luxus antisozialer Einrichtungen gestatten, ohne ernste Gefahren heraufzubeschwören. Darüber belehrt uns ein vergleichender Blick auf unsere Nachbarn und unsere Wettbewerber.

Anläßlich eines Ausspruches von Brentano (S. 247) wurde darauf hingewiesen, wie innig die politische Machtstellung und die wirtschaftliche Entwickelung der Völker zusammenhängen. Einer dieser Faktoren bedingt den anderen. Die deutsche Industrie hat in den letzten Jahrzehnten ungeheuere Fortschritte gemacht. Unsere solide deutsche Behandlung, unser wissenschaftliches, praktisch angewandtes Studium haben sich reichlich gelohnt, sodaß unser industrieller Aufschwung anfängt, den Neid der älteren Industrieländer zu erregen.

England, das unseren Wettbewerb ganz besonders zu spüren bekommen hat, ist von der Natur günstiger ausgestattet als Deutschland. Sein Reichtum an Kohlen und Erzen verleiht ihm schon einen großen Vorzug; die insulare Lage, durch die es den Weltverkehr beherrscht und von allen Völkern Zwischenhandelsgewinn einheimst, einen zweiten. Ferner: Kein Punkt im Innern des Vereinigten Königsreiches ist mehr als 105 km von der Küste entfernt; welche Ersparnis an Eisenbahnfracht gegenüber unserer deutschen Industrie, die bis zu 500 und 600 km nach den Seehäfen zurückzulegen hat! Die größte Intelligenz in den Betrieben reicht nicht aus, um diese natürlichen Faktoren auszugleichen, und darum glaube ich, daß die deutsche Industrie wenn sie wettbewerbungsfähig bleiben soll, niemals die gleichen Löhne wird bezahlen können, wie die englische, zumal sie ja auch viele Millionen an Prämien für die Arbeiterversicherungen zu tragen hat. Wir können in Beziehung auf Lohnhöhe und Arbeitszeit den Engländern nachstreben, erreichen können wir sie nicht. Ein gewisser Abstand ist für uns eine Lebensbedingung.

Dazu kommt, daß die englische Industrie über einen vortrefflich geschulten, seit langer Zeit ausgelesenen Arbeiterstand verfügt. Sie hat den gelernten Arbeitern immer größere

Anstrengungen zugemutet und hat parallel damit die Löhne steigen lassen. Im Lauf der Jahre hat sich die ganze Lebenshaltung der englischen Arbeiter gehoben, sodaß diese auf den Kongressen eine förmliche Elite darstellen. Auch hier können wir nur allmählich folgen. Wer hierin zu unüberlegter Eile antreibt, schädigt unseren Nationalwohlstand, denn die Engländer werden noch lange unsere bedeutendsten Wettbewerber bleiben.

Frankreich interessiert uns in sozialer Hinsicht nicht minder. Die Lage der arbeitenden Klassen ist dort eine verhältnismäßig gute, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Fruchtbarkeit eine geringe ist. Die Zahl der Geburten hat in Frankreich stetig abgenommen (vgl. S. 229), so daß die Bevölkerung jetzt nur noch durch fremde Einwanderung wächst, während Deutschland in den letzten Jahren einen Geburtenüberschuß von mehr als 800000 Köpfen erzeugte. Die Zusammensetzung der Bevölkerung ist infolge dieser Verhältnisse in beiden Ländern sehr verschieden. Frankreich hat auf 10000 Einwohner kaum weniger Rekruten von 20 Jahren als wir, aber mehr erwachsene Männer und viel weniger Kinder, d. h. mehr werterzeugende und weniger verzehrende Individuen. Die Arbeiterfamilien werden nicht durch eine so große Kinderzahl zum Darben und Sorgen verurteilt, wie bei uns, und ihre Lage ist daher eine sozial günstigere. Der Wettbewerb kommt nicht sowohl von den eigenen Landsleuten her, als von Fremden, die auf die Löhne der französischen Arbeiter drücken. Daher die besondere Form des Daseinskampfes in Frankreich, der seine Spitze gegen die eingewanderten Arbeiter kehrt, namentlich gegen die genügsamen Italiener. Man muß dies wissen, um die Vorgänge der neueren Zeit zu verstehen, die zu der proklamierten internationalen Solidarität des Proletariats einen so schreienden Gegensatz bilden. Wir sehen da, wie mannigfache Dinge hier ineinander spielen.

Ein ähnlicher Wettbewerb, wie wir ihn jetzt England und Frankreich machen, wird uns in nicht allzulanger Zeit von einem Nachbarlande bereitet werden, das gegenwärtig nur eine sehr unbedeutende, aber in der Entwickelung begriffene Industrie besitzt. Dieses Land ist Rußland mit seinen unermeßlichen und billigen Arbeitskräften. Die zunehmende Ausbildung der Industrie in Rußland wird zwar auch dort eine Auslese der Arbeiter herbeiführen und die Löhne steigern, aber bei der herkömmlichen Genügsamkeit des Volkes,

die zum Teil in Rasseneigentümlichkeiten begründet ist, wird die Lebenshaltung der russischen Arbeiter noch sehr lange immer eine Stufe unter derjenigen der unsrigen bleiben. Wir werden nicht bloß den Absatzmarkt in Rußland verlieren, sondern wir werden uns mit großer Mühe gegen den russischen Wettbewerb auf unserm inländischen Markte zu wehren haben, künftig nicht mehr bloß gegen russisches Getreide, sondern auch gegen russische Manufakturen.

Wenn aber dereinst China und Japan, die jetzt noch Absatzländer für unsere Industrie sind, den Stiel umdrehen und vermöge ihrer billigen Produktionsbedingungen als ernste Wettbewerber in Europa und Amerika auftreten, worüber die Columbische Weltausstellung in Chicago schon ernste Winke erteilte, dann dürfen wir uns auf schwere Erschütterungen unseres Nationalwohlstandes gefaßt machen.

Sobald unsere Arbeiter im Laufe dieser Entwickelung genügend erleuchtet sein werden, um den richtigen Zusammenhang der Dinge zu begreifen, werden wir vielleicht die Bildung einer „schutzzöllnerischen Arbeiterpartei" erleben, die uns heute noch kaum faßbar erscheint. Unsere Bauern sind in der Würdigung ihrer Interessen thatsächlich schon weiter vorgeschritten als die Arbeiter. Aber auch diese werden dereinst in Schutzzöllen das letzte Mittel erblicken, um ihre höhere Lebenshaltung zu bewahren.

Ein weiterer Wettbewerber taucht jenseits des Atlantischen Meeres auf. Die Industrie der Vereinigten Staaten geht mit Riesenschritten vorwärts, nicht sowohl durch die Billigkeit der Löhne, als durch die vorteilhaften natürlichen Hilfsquellen des Landes und durch eine zielbewußte Zoll- und Handelspolitik. Zwar datiert die Auslese der amerikanischen Arbeiter noch nicht so weit zurück wie die der englischen, aber dafür hat die Einwanderung aus Europa eine Vorauslese geübt. Die faulen und dummen Leute bleiben hübsch daheim und lassen sich ernähren, während die unternehmenden Köpfe (nach Closson vorzugsweise der germanischen Rasse nahestehende Individuen) den Ozean durchmessen und uns von drüben Konkurrenz machen. Die Vereinigten Staaten trachten darnach, nicht nur den Markt in Nordamerika selbst, sondern auch den in Südamerika, ferner nach Fertigstellung des Panama- oder Nicaraguakanals den in Ostasien, und zuletzt den europäischen, für sich in Anspruch zu nehmen.

Vielleicht fühlen sich die Staaten im Herzen Europas dereinst durch die gemeinsame Not gedrängt, einen „mittel-

europäischen Zollbund" zu schließen, von dem schon öfter die Rede war, und den A. Peez mit sehr triftigen Gründen empfohlen hat. Die Spitze dieses Bundes würde sich nicht bloß gegen England, sondern auch gegen Rußland und die Vereinigten Staaten richten. Man muß sich klar machen, daß ein solcher Bund zu einem Kriege führen könnte, denn für die ausgeschlossenen Mächte bliebe kaum eine andere Wahl, wenn sie nicht ihre wirtschaftliche, soziale und politische Entwickelung ohne Verteidigung aufgeben wollen. Die künftigen Kriege werden Handelskriege sein, in denen um die Lebenshaltung der Arbeiter gekämpft wird.

Die industrielle Weltlage würde jetzt schon Frankreich darauf anweisen, Deutschland, Oesterreich, Italien und den kleineren festländischen Staaten die Hand zur Gründung des „mitteleuropäischen" Zollbundes" zu bieten, doch ist vorerst noch keine Aussicht, daß dies geschehe. Die Gegenwart ist gänzlich durch die politischen Gruppierungen der Staaten beherrscht, wie sie sich geschichtlich herausgebildet haben. Obgleich sich die Armee Frankreichs seit 1870 infolge der opferfreudigen Anstrengungen der Regierung und der Kammern sehr gehoben hat, so wird uns doch dieses Land mit seiner abnehmenden Bevölkerung und zunehmenden Verschuldung nicht gefährlich werden, solange es keinen Bundesgenossen findet, der sich mit ihm auf Abenteuer einläßt. Dieser Bundesgenosse kann, nach Lage der Sache (vgl. die Darlegung S. 133), da wir uns zwischen zwei rundköpfige Nationen eingeklemmt sehen, nur Rußland sein. Wir haben deswegen unser Augenmerk hauptsächlich auf dieses Land zu richten.

Einen „Koloß auf thönernen Füßen", liebt man Rußland zu nennen. Man will damit sagen, daß Rußland zu einer Aktion im großen Stile unfähig wäre. Aber nichts könnte uns teurer zu stehen kommen, als eine Unterschätzung unseres nordöstlichen Nachbarn, an dem uns so vieles unbekannt und rätselhaft ist.

Rußland ist uns schon durch seine Volkszahl von 100 Millionen ungeheuer überlegen, und diese wächst noch rascher als die unsrige, weil sie nicht durch den Landmangel eingeengt wird. Es ist wahr, manches an dem Riesen erscheint nicht gesund. Die Bestechlichkeit der Beamten, die Entartung der höheren Stände und der Stumpfsinn der unteren kommen uns oft haarsträubend vor. Irrigerweise wird auch der russische Absolutismus oft für ein Element der Schwäche gehalten, während er für die auswärtige Politik, die für uns

allein in Betracht kommt, ein Element der Stärke ist, denn er gewährleistet die Einheit des Willens und eine thatkräftige Befolgung der Staatsräson, ganz unabhängig von der Persönlichkeit des Herrschers. Es wäre nur scheinbar im Sinne des Darwinismus, wenn man geltend machen wollte, daß das deutsche Volk vermöge seines geistigen und sittlichen Zustandes das russische im Fall eines Krieges besiegen müsse. Der Schluß setzt voraus, das einzelne Eigenschaften, die wir nach unserem Belieben aussuchen dürften, den Ausschlag gäben. Im Daseinskampfe entscheidet aber nur die Ueberlegenheit einer Kombination von Anlagen über eine andere Kombination von Anlagen, und dies ist ein sehr zu beachtender Unterschied.

Ihre gesellschaftliche Organisation verleiht den Russen eine große Kraft und wiegt manche minderwertigen Charakterzüge der Individuen auf. Dort entscheidet nicht eine unbelehrbare Masse von Fabrikarbeitern und Taglöhnern über die zarte Frage, ob der Staat einer Vermehrung seiner Machtmittel bedarf oder nicht. Wie steht es dagegen bei uns? Unser deutscher Reichstag ist der getreue Ausdruck seiner Wähler. Unter den Abstimmenden haben wir eine Opposition gegen jegliche entschiedene nationale Politik, die fast die Hälfte oder noch mehr umfaßt; die Grundstimmung ist hier gegen jede Verstärkung von Heer und Flotte. Die andere Hälfte ist durch innere Fragen so tief gespalten, daß sie nur in den äußersten Fällen zusammenzuhalten vermag.

Es würde den Darwinschen Gesetzen nicht widersprechen, daß eine Armee von lauter wohlbewaffneten und disziplinierten Soldaten, von denen jeder einzelne ein Trunkenbold sein könnte, eine durchweg aus soliden und gebildeten Männern bestehende Armee in die Pfanne hauen würde, wenn nämlich die letztere zu schwach an Zahl und ungenügend ausgerüstet ist, oder wenn sie des einheitlichen Willens entbehrt. Daß wir Rußland als einen unebenbürtigen Gegner ansehen dürften, scheint mir darum nicht zulässig, vielmehr haben wir alle Ursache, unsere Gesellschaftsordnung zu prüfen, ob sie dem unausbleiblichen Anprall gewachsen ist.

An das Bedürfnis der Verteidigung ist der russische Staat jedenfalls sehr gut angepaßt, und während er seine Macht fortwährend verstärkt, hat er meisterlich verstanden, unsere Doktrinäre in Friedensträume einzulullen und unsere Spaltung zu vergrößern. Ihm kommt auch sehr zu statten, daß wir im Kriegsfalle nach zwei Seiten Front machen und

unsere Heere verteilen müßten. Unsere Politik ist dadurch gezwungen, sich mit Rußland auf einen guten Fuß zu stellen, darf jedoch ihre Selbständigkeit nicht aufgeben.

Viele vertrösten uns damit, daß wir einem russisch-französischen Bündnisse den Dreibund entgegenzusetzen haben. Der Dreibund thut den größten Teil seiner Wirkung als Abschreckungsmittel, indem er den feindlichen Mächten unrätlich erscheinen läßt, den Frieden zu brechen, weil jener möglicherweise zusammenhalten könnte. Im Falle eines Kriegsausbruches dürften wir aber mit Sicherheit nur auf Oesterreich zählen, oder vielmehr dieses auf uns, da die unmittelbare Veranlassung zum Kriege wahrscheinlich von Oesterreich ausgehen wird, und wir dasselbe nicht im Stiche lassen dürfen. Italien wird durch die französische Flotte lahm gelegt und kann vermöge seiner langsamen Mobilmachung und seiner Finanzlage erst dann auf dem Kriegsschauplatz erscheinen, wenn bereits entscheidende Schläge gefallen sind, ganz abgesehen davon, daß in einem großen Teil der Bevölkerung die Sympathien für Frankreich überwiegen, trotz aller Mißhandlungen, die Italien im letzten Jahrzehnt von jener Seite erfahren hat. Das vom Nationalitätenhader zerrissene und von den Börsenmächten ausgesogene Oesterreich ist trotz seiner achtbaren militärischen Fortschritte kein völlig zuverlässiger Bundesgenosse in einem Feldzuge, kann uns jedoch beim Friedensschlusse sehr hinderlich sein. Im Jahre 1871 sind wir nur darum nicht um die Früchte unserer Siege gekommen, weil wir diese allein erfochten hatten. In einem gemeinsam mit anderen Mächten geführten Kriege würden wir wohl den größten Teil der militärischen Anstrengungen zu tragen haben, aber von dem etwaigen Siegesgewinn nur den kleineren Teil erhalten.

Noch weit größere Gefahren als zu Lande drohen uns zur See. England hat im Burenkriege eine alle Erwartungen übertreffende Schwäche seiner Landmacht offenbar werden lassen, ist aber für uns schwer auf festem Boden zu fassen. Mit seiner Flotte bleibt es uns noch lange überlegen. Dazu kommen die Vereinigten Staaten, die Panzerschiffe über Panzerschiffe bauen — wohl auch nicht zum bloßen Vergnügen. Beide Staaten wissen was sie wollen, und sie fühlen sich von ihrem nationalen Standpunkt im Recht, wenn sie an sich zu reißen suchen, was sie erraffen können.

Die Erde geht einer neuen Verteilung entgegen. Bereits lassen sich drei große, in der Ausbildung begriffene Weltwirtschaftsgebiete unterscheiden, nämlich Rußland,

England und Amerika. Ihre Besitztümer umfassen bezw. werden bald umfassen, Länder aller Zonen, und darum ist ihr innerer Güteraustausch für sie genügend und von dem guten Willen fremder Mächte unabhängig. Ob Deutschland, wie wir wünschen, sich zum vierten unabhängigen Weltwirtschaftsgebiet emporringen wird, hängt von der Thatkraft ab, die sein Volk zu diesem Ende entfaltet. Durch die Weisheit Bismarcks, der alte Fehler gut zu machen verstand, hat Deutschland, obwohl es bei der ersten Teilung der Erde zu spät gekommen war, doch noch den drittgrößten Kolonialbesitz erlangt. Aber es ist nicht imstande, ihn zu schützen. Eine rücksichtslos vorgehende Nation könnte sämtliche deutsche Kolonien wegnehmen, ohne ernstlichen Widerstand befürchten zu müssen. Dann wäre Deutschland nur noch eine festländische Großmacht, wie gewisse andere „Großmächte", deren ehemalige Bedeutung durch das Heranwachsen fremder „Weltmächte" geschmälert wurde. Nicht mehr Großmacht, sondern Weltmacht ist die Losung: wer nicht Weltmacht ist, hat nicht mehr mitzusprechen!

Macht sich Deutschland stark zur See, wozu außer Schlachtschiffen auch Kohlenstationen und Unterseekabel gehören, dann kann sich die Teilung schiedlich und friedlich vollziehen. Manches schöne Land, in dem Deutsche wohnen oder deutsches Kapital angelegt ist, wird dem wirtschaftlichen und politischen Einfluß des Reiches anheimfallen und den Volkswohlstand mehren. Doch von solchen Zukunftsplänen darf man noch gar nicht reden, obschon ein so großartig anwachsendes Volk wie das deutsche als ein guter Hausvater notwendigerweise Zukunftspläne haben sollte, die schweigend, aber mit voller Klarheit angebahnt werden, bis die Stunde der Erfüllung da ist. Versäumt unser Volk aus Engherzigkeit und Zaghaftigkeit das Unerläßliche, dann haben wir bittere Kämpfe um unseren Besitz zu erwarten, und wehe uns, wenn wir besiegt werden sollten! Wir würden das härteste Schicksal erdulden. Herabgestürzt von unserer führenden Höhe, aus dem Himmel unserer Ideale, würden wir nicht bloß zu politischer Machtlosigkeit, zum Länderverlust und zu ungeheueren Zahlungen verdammt werden, sondern wir müßten uns Handelsvertragsbestimmungen der nachteiligsten Art gefallen lassen. Wir, die wir jetzt eifrig nach den schönsten Gestaltungen sozialer und politischer Gedanken ringen, müßten uns all dies aus dem Sinne schlagen und künftig nur darauf bedacht sein, wie die Hungersnot unserer Landsleute zu mildern wäre. Die jetzige Bevölkerungsdichte müßte erheblich herabgehen, Not, Elend,

Verkommenheit würden unsere Gauen erfüllen, und die, welche mit unserer „Freiheit“ nicht zufrieden waren, würden sich dem harten Druck der Fremdherrschaft fügen müssen. Wir könnten dann von Deutschlands Herrlichkeit und Größe, die wir nicht zu behaupten wußten, aufs neue anfangen zu träumen und zu singen, wie wir es früher gethan haben, bis im Laufe der Jahrhunderte wieder einmal eine politische Gesamtlage einträte, die uns eine nationale Erhebung gestattete, und dann dürften wir von großem Glücke sagen, wenn wir zufällig gerade auch den nötigen Bismarck dazu hätten.

Wer meine im 36. Abschnitt gegebenen Darlegungen für übertrieben hält, der nehme sich eine Beispiel an dem tiefen Sturze Spaniens, dessen innere Verhältnisse durch den Verlust des Kolonialreiches in bedenkliche Verwirrung geraten sind, oder er wende den Blick auf Italien, das ohne einen nachteiligen Frieden geschlossen zu haben, wegen seiner ungenügenden Macht nicht hindern konnte, daß es von einem Nachbarstaate finanziell und wirtschaftlich nach Möglichkeit ausgebeutet und mutwillig geschädigt wurde. In Italien sehen wir ein armes, aber edles Volk mit einer ruhmreichen Vergangenheit in immer größeres Massenelend versinken, sehen die Verderbnis in den höheren Klassen einreißen, sehen den Staat an den Rand der Verzweiflung geraten, nachdem das Land wegen des Rückgangs der Ausfuhr seine Kinder nicht mehr ernähren kann. Italien hat wenig Nutzen davon, daß es von anderen Völkern zwar geliebt, aber nicht gefürchtet wird. Was wäre da erst nach einer förmlichen Niederlage zu erwarten! Darum sollte der Deutsche sich bis an die Zähne rüsten, grimmig um sich blicken und sich innerlich freuen, daß seine Feinde ihn nicht bloß hassen, sondern auch fürchten!

Besäße Deutschland eine Gesellschaftsordnung, die sich mehr dem Ideale näherte, indem sie den gebildeten und besitzenden Klassen der Bevölkerung einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der nationalen Politik sicherte, anstatt die Entscheidung in die Hände der unmündigen und für nichts verantwortlichen Massen zu legen: dann freilich hätte es eine Welt in Waffen nicht zu fürchten. Ob mit oder ohne Dreibund, ob mit oder gegen England könnte ihm einerlei sein, denn es würde nach deutscher Art im entscheidenden Augenblick bei ihm heißen: „Selbst ist der Mann!“ Die Vorzüge des deutschen Volkes unter militärischem Kommando wurden früher betont: sie würden Deutschland in Wahrheit unbesiegbar machen, vorausgesetzt, daß die Organisation des Heeres und die Aus-

rüstung unserer Flotte allezeit so vorzüglich ist wie das Menschenmaterial. Das Ergebnis eines siegreichen Krieges würde ein Europa führendes und das Meer mitbeherrschendes Deutschland, ein größeres Deutschland, eine Weltmacht Deutschland sein, und die ihm zufließenden wirtschaftlichen Vorteile würden dazu dienen, unseren sozialen Idealen der „Hebung des Arbeiterstandes" näher zu kommen.

## 48. Die Gefahr der Sozialdemokratie.

Der Leser findet es vielleicht auffallend, daß ich die Sozialdemokratie nicht früher im Zusammenhange mit den sozialen Reformen erledigt habe und jetzt im Anschlusse an die auswärtige Politik auf sie zurückkomme. Es ist jedoch bereits bemerkt worden, daß die Sozialdemokratie mit Reformen sehr wenig zu thun hat. Auch die von ihr an die Wand gemalte Gefahr des Umsturzes liegt bei uns nicht sowohl auf dem sozialen Gebiet, wo die höheren Klassen von selbst ihre geistige Ueberlegenheit behaupten, als auf dem politischen, wo das persönliche Interesse weniger fühlbar beteiligt ist, obwohl es sich dort um Sein oder Nichtsein der Nation handelt. Wenn es so wie bisher weiter geht, glauben manche schon den Zeitpunkt berechnen zu können, wann die Sozialdemokraten die Mehrheit über alle anderen Klassen erlangt haben werden. Der Tag, an dem dies geschähe, wäre zugleich der Tag des Unterganges für Deutschland, weil die eintretende Auflösung seine feindlichen Nachbarn förmlich einladen würde, zuzugreifen. Statt also die Interessen der Arbeiterklasse zu fördern, würde die Sozialdemokratie deren größtes Elend und zugleich das aller übrigen Klassen herbeiführen.

Von der richtigen Einsicht in das Wesen der Gesellschaftsordnung sind unsere Gebildeten noch weit entfernt; wie dürfte man da von den schlichten Arbeitern erwarten, daß sie die schönen Bilder einer besseren Welt, die ihnen von durchtriebenen Reisepredigern vorgezaubert werden, und die so sehr ihrem Klasseninteresse und ihrem Standesbewußtsein schmeicheln, als bloße Phantasiestücke zurückweisen sollen? Die Schmeichelrede: „Ihr seid die gescheiteste, sittlich beste, zur Leitung berufenste Klasse" wird natürlich um so besser „ziehen", je weiter deren erster Teil bei den Zuhörern von der Wirklichkeit entfernt ist[1]).

1) Interessante Zusammenstellungen bezeichnender Aeußerungen sozialdemokratischer Parteihäupter, Abgeordneter und Preßorgane befinden

Die Arbeiter stecken bis über den Kopf im Sumpfe der Phrase. Einen unsäglichen Mangel an Einsicht bekundeten sie z. B. dadurch, daß sie sich von den sozialdemokratischen Parteiführern zu einem Spektakel gegen die Getreidezölle gebrauchen ließen und über die Verteuerung des Brotes zeterten, während der Zuzug der verarmenden Bauern sie viel schwerer schädigt, als das bischen Zoll, weil das Ueberangebot von Arbeitskräften auf den Lohn drückt und die Lebenshaltung herabsetzt!

Auch auf die Hetze gegen den „Militarismus", gegen die Flotte und gegen die Weltpolitik beißen die Arbeiter stets an, wobei sie das Gesamtinteresse und ihr besonderes Klasseninteresse gröblich verkennen, wie dies im 36. Abschnitt eingehend erörtert wurde.

Welche Leichtgläubigkeit setzt der ganze Schwindel mit dem „Zukunftsstaat" voraus, der bald ganz nahe, bald in nebelgrauer, unerreichbarer Ferne winkt, bald auf gesetzlichem Wege, bald über Blut und Leichen eingeführt werden soll! Dabei machen sich die Sozialdemokraten über die religiösen Gemeinschaften lustig, die ihren Mitgliedern die ewige Seligkeit in jener Welt versprechen, und rühmen sich, daß sie ihre Anhänger schon auf dieser Welt selig machen wollen, aber der von Bebel immer „in 10 Jahren" vorhergesagte „Zukunftsstaat" will nicht kommen, und der Termin wird jedesmal „eingetretener Hindernisse wegen" hinausgeschoben, ohne daß die nasgeführten Opfer stutzig werden, die in jener Welt nichts und in dieser erst recht nichts zu erwarten haben! Soll man da nicht von der Sozialdemokratie sagen: spottet ihrer selbst und weiß nicht wie?

Die Einführung der Zeitehe und der staatlichen Kindererziehung mit unvermeidlicher Engelmacherei im größten Maßstabe ist ein absurder Gedanke, der den ungesunden Lebensbedingungen der Fabrikarbeiter angepaßt ist und die Entartung der Familientriebe zur Grundlage hat. Dieser Plan prägt dem Zukunftsstaat den Zug eines Sterbenden auf. Wenn es in einer Klasse so aussähe, wäre ihr Untergang besiegelt und auch nur zu wünschen. Doch will ich mich bei diesem „halboffiziellen" Unsinn nicht aufhalten, da er zwar eine logische Folge des Zukunftstaates ist, aber meist nur einzelnen Schriftstellern aufgehalst und von der Partei als solcher nach Bedarf

---

sich bei H. Blum: „Die Lügen unserer Sozialdemokratie" (1891) und bei E. Klein: „Der Sozialdemokrat hat das Wort" (1892). Es sind merkwürdig verrückte Sachen darunter.

verleugnet wird, um das instinktive Gefühl der noch nicht so tief gesunkenen Genossen zu schonen.

Der Grundfehler ist, daß die Sozialdemokratie falschen Idealen nachstrebt und dadurch die Erreichung praktischer Ziele erschwert oder verhindert. Der Zukunftsstaat würde den Naturgesetzen widersprechen und könnte nicht bestehen. Er wäre nicht „sozial", sondern „antisozial", denn er würde das unterste zu oberst kehren, würde die Befähigsten unterdrücken und die Dümmsten emporheben, kurz, eine Saturnalie hervorrufen, die niemals Dauer haben könnte. Die Arbeitsteilung nach den geistigen Fähigkeiten, die eine größere Menge von Menschen ernährt, als ohne dieselbe leben könnten, würde aufgehoben werden, ebenso die Ständebildung, die dazu dient, hochbegabte Menschen in größerer Zahl zu erzeugen, als es mittels der Panmixie geschähe.

Es könnte freilich gedacht werden, daß einmal eine reformatorische Gruppe sich von den Sozialdemokraten absondern würde, die, aus den höchststehenden Arbeitern zusammengesetzt, Verbesserungen auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung anstrebt und sich zugleich zu einer energischen nationalen Politik bekennt. Auch dieser erwünschten Möglichkeit kann man ebenso wie der sog. Mauserung der Sozialdemokratie leider nur eine geringe Wahrscheinlichkeit ihres Eintritts beimessen, da die verständigen Leute immer eine Minderheit bilden, die Massen jedoch von Schlagwörtern regiert werden.

Ferner kann es geschehen, daß wirtschaftlich ungünstige Zeiten hereinbrechen, die den Arbeitern ihre Abhängigkeit von den Unternehmern zum Bewußtsein bringen, und daß die Sozialdemokratie in rückläufige Bewegung gerät. Ein solches Heilmittel wäre nicht herbeizuwünschen. Noch weniger wäre dies der Fall auswärtiger Verwickelungen, welche die Aufmerksamkeit ablenken und alle inneren Streitigkeiten zum Schweigen bringen würden. Wenn es sich darum handelt, das Vaterland zu verteidigen, sieht sich plötzlich alles in anderem Licht an. Es kann auch wirklich zum Kriege kommen, und dann geraten die Ereignisse in ganz neue und unberechenbare Bahnen. Ein solcher Preis für die Lösung unserer inneren Wirren erscheint jedoch unter allen Umständen als zu theuer.

Die Zahl der möglichen Fällen ließe sich noch weiter vermehren; wie in Wirklichkeit die Fäden sich verschlingen mögen, weiß niemand, darum müssen die Staatslenker auf ihrer Hut und klar darüber sein, was sie gegebenenfalls thun wollen.

Deutschland entwickelt sich mit Riesenschritten als Industriestaat und wird dadurch immer abhängiger von der Weltwirtschaft. Seit 1871 haben wir eine Vermehrung unserer Bevölkerung um 15 Millionen Seelen zu verzeichnen, die alle leben und zunehmend besser leben wollen, deren Existenz jedoch gefährdet ist, sobald eine ernste Wolke am politischen Horizont auftaucht. Es bedarf der weisesten Staatskunst, des kaltblütigsten Mutes und der umfassendsten Rüstungen, um unsere Stellung zu behaupten, während die kurzsichtigen Massen zwar nach Frieden und Verdienst jammern, aber den Weg nicht erkennen, der allein zu diesem Ziele führt, sonst würden sie nicht das Betreten desselben bei jeder Gelegenheit nach Kräften erschweren und durch die Unterstützung, die sie der sozialdemokratischen Obstruktionspolitik leihen, sich selbst in den Finger schneiden.

Für uns zwischen feindliche Völker eingezwängte Deutsche wird das allgemeine Stimmrecht durch die Sozialdemokratie zu einer großen nationalen Gefahr. Da in der Gegenwart nicht die leiseste Möglichkeit vorliegt, dasselbe wieder los zu werden, müssen wir uns wenigstens die Lehre ziehen, bei allen künftigen Sozialreformen den politischen Schwerpunkt nicht noch mehr in die unwissenden und urteilslosen Massen hinein verschieben zu lassen. So sicher als das Individuum ungeachtet einzelner guter Anlagen im Kampfe ums Dasein unterliegen muß, wenn ihm andere wichtige Anlagen fehlen, so gewiß werden auch Völker besiegt und unterworfen, die ihre gesellschaftliche Organisation verlottern lassen, seien sie sonst noch so vortrefflich begabt. Die Einbildung, daß man die Naturgesetze „beherrschen", d. h. in vorliegendem Falle ihnen Trotz bieten könne, ist verhängnisvoll.

Es ist eine schöne und edle Aufgabe, an der wirtschaftlichen Hebung der Nation zu arbeiten, denn Reichtum ist Macht. Schön und edel ist es auch, den wirtschaftlich gedrückten Klassen zu einer besseren Existenz zu verhelfen. Aber dieses Bestreben bedeutet nicht den ganzen Inhalt der sozialen Frage. Die soziale Frage taucht in immer neuen Formen auf und spottet jeder endgültigen Lösung. Glaubt man in einem Punkte einen befriedigenden Ausweg gefunden zu haben, so steht man schon wieder vor einem neuen Rätsel. Wer den Schlüssel zur „Lösung" der sozialen Frage zu besitzen vorgiebt, der täuscht sich und andere. Jede Zeit hat ihren besonderen Teil der sozialen Frage ein Stück weiter zu fördern. Die Aufgabe der Gegenwart scheint darin zu bestehen,

daß die wirtschaftliche und kulturelle Hebung der Arbeiterklasse begünstigt, aber deren politische Macht nicht weiter erhöht wird, weil sonst das von der Sozialdemokratie angefachte engherzige Klasseninteresse allen anderen Gesellschaftsmächten über den Kopf wächst.

## 49. Die Sozialaristokratie, ihre Pflichten und ihre Rechte.

Jede wahre Aristokratie ist nach Ursprung und Bedeutung eine soziale. Aus sozialen Bedürfnissen entsprang in alten Zeiten die Geburtsaristokratie, deren Angehörige sich in einfachen Verhältnissen zwar durch viele Geschlechterfolgen behaupten konnten, aber dennoch dem Aussterben geweiht waren. Verwickeltere Bedürfnisse riefen die Bildungsaristokratie hervor, die durch die sattsam geschilderten Ursachen einem rascheren Verbrauch unterliegt und einer Familie nur ausnahmsweise durch mehr als drei bis vier Generationen Dauer gewährt.

Eine große Gefahr für die Gesellschaft liegt darin, daß unsere heutige Bildungsaristokratie ihre soziale Bedeutung vergessen zu haben scheint, daß sie an der Berechtigung ihrer bevorzugten Stellung zweifelt und sie für eine usurpierte ansieht. Daher die Mattherzigkeit, womit sie den Herausforderungen der Sozialdemokratie gegenübersteht und die Ratlosigkeit, wie sie ihnen begegnen soll.

Ehe es hierin anders werden kann, muß eine bessere Einsicht in den Grundirrtum der Sozialdemokratie bei den gebildeten Kreisen Platz greifen, was nur durch eine Unterrichtsreform möglich ist. Der einseitigen und unzeitgemäßen Schulung ist es zuzuschreiben, daß so viele Gebildete nicht recht wissen, warum sie die Sozialdemokratie bekämpfen sollen. Sie fühlen und ahnen wohl, daß das System des Zukunftsstaates falsch ist, aber sie vermögen nicht zu einer klaren Ueberzeugung durchzudringen und helfen sich mit dem Auskunftsmittel aller Halbwisser: „Es ist doch ein Körnchen Wahrheit daran; zum mindesten ist die Kritik der bestehenden Verhältnisse nicht unberechtigt.“ Andere bekämpfen zwar die Sozialdemokratie instinktmäßig, aber sie unterstellen sich selbst unrichtige Beweggründe. Denn daß die Sozialdemokratie das herrschende Rechts- und Produktionssystem ändern will, das ist doch an sich kein Grund zu ihrer Verwerfung. Das aus der Anpassung geratene Bestehende muß zerfallen, um neuen Gestaltungen Platz zu machen. Auch daß gewisse Klassen in ihren Interessen sich

bedroht fühlen, erscheint nicht als hinreichender Grund, denn die Klasseninteressen müssen den Gesamtinteressen weichen, wo sie ihnen im Wege stehen. Selbst der Vorwurf, die Sozialdemokratie ziele auf gewaltsamen Umsturz ab, ist nicht durchschlagend. Denn einesteils ist er dadurch zu entwaffnen, daß die Sozialdemokratie die Absicht der Gewaltanwendung leicht verleugnen kann, anderenteils muß man zugeben, daß unter Umständen eine Revolution gerechtfertigt erscheint. Wenn wirklich die Zustände bei uns unerträgliche wären, wenn wirklich die Sozialdemokratie etwas besseres an die Stelle zu setzen hätte, wenn wirklich keine Hoffnung bestände, mit einer guten Sache auf gesetzlichem Wege zum Ziele zu gelangen, dann glaube ich, daß auch ruhige Leute revolutionär werden könnten und dürften. Schon manche wichtige Neuerung in der Welt ist nur mit Gewalt ins Leben eingeführt worden. Ist doch auch das gesamte Deutsche Reich das Ergebnis einer Revolution von oben, nachdem die verrotteten Zustände der Bundestagszeit mit dem preußisch-österreichischen Dualismus eine vernünftige Neugestaltung auf friedlichem Wege vollkommen ausgeschlossen hatten und die Revolution von unten fehlgeschlagen war.

Der wahre Grund, warum die gebildeten Klassen dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie entgegenzutreten haben, ist im vorigen Abschnitt (S. 276—280) dargelegt worden. Er läßt sich kurz dahin ausdrücken: weil die Herrschaft der Massen mit den natürlichen Grundlagen einer jeglichen Gesellschaftsordnung unvereinbar ist und wegen der angeborenen Kurzsichtigkeit der meisten Menschen zum Ruine aller führen würde. Die gebildeten Klassen müssen wieder das gute Gewissen bekommen, sie müssen an ihr Recht glauben lernen und die schwächliche Auffassung abschütteln, als ob sie mit ihrem Talent, ihrer Bildung, ihrem Einkommen und ihrem Besitz einen Raub an ihren ärmeren Mitmenschen begangen hätten. Sie müssen überzeugt sein, daß sie für das ganze Volk einstehen, auch wenn sie den Schein gegen sich haben, und dürfen sich nicht irre machen lassen, wenn ihr Klasseninteresse mit dem allgemeinen Gesellschaftsinteresse zusammengeht.

Fragen wir nach den Gesellschaftsorganen, durch welche die Gebildeten ihre Willensmeinung ausdrücken können, so lautet die Antwort freilich nicht gerade trostreich. Sie sind nämlich fast ganz auf die geistige Macht ihrer Ideen angewiesen, denn in unseren Gesellschaftseinrichtungen herrscht in diesem Punkte ein unglaublicher Mangel an Anpassung. Nur

der Teil des nationalen Vermögens an Geist, Bildung und Charakter, der in der Beamtenhierarchie verkörpert ist, kommt einigermaßen zu seinem Rechte, da der Bundesrat und die Bundesregierungen wie auch die Reichs- und Landesbehörden aus Beamten zusammengesetzt sind. Diese üben Einfluß auf die Exekutive, deren Befugnisse jedoch gesetzlich sehr enge beschränkt sind, und auf die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe, von denen übrigens kein Buchstabe durchdringt, wenn es den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts nicht gefällt.

Die geschichtlichen Macht- und Besitzverhältnisse finden ihren Ausdruck in den Rechten des Kaisers und des Bundesrates, soweit letzterer auch als Vertreter der Bundesfürsten fungiert, ferner in den Kronen und den Ersten Kammern der Einzelstaaten. Der Wille der Massen des geistigen Mittelgutes bis zum Schwachsinn herab bestimmt die Zusammensetzung des Reichstages und der Abgeordnetenhäuser. Hier, an den Stätten der Gesetzgebung und der Lastenverteilung kann die Bildungsaristokratie ihre Einsicht und ihre sozialen Instinkte leider nicht genügend zur Geltung bringen.

In den Oberhäusern der Bundesstaaten giebt es entweder keine oder nur einzelne Mitglieder, welche Bildungsinteressen, und dann nur solche einer umschriebenen Art (Kirchen, Hochschulen), amtlich vertreten; die gebildeten Klassen als solche haben weder Sitz noch Stimme und werden nur soweit berücksichtigt, als ihre Ueberzeugungen zwingende Gewalt über die öffentliche Meinung zu gewinnen vermögen. Für die gesamte außerhalb des Beamtentums stehende höhere Begabung, Bildung und Lebenserfahrung, deren Umfang und Gewicht sehr bedeutend sind, hat unsere Gesellschaft kein Organ. Nirgends vermögen jene sich verfassungsmäßige Geltung zu verschaffen. Einige Sachverständigenkollegien mit beratener Stimme abgerechnet, haben sie keine Vertretung.

In den mehr oder weniger allgemeinen Wahlen der Volkskammern gehen die befähigteren Klassen wegen ihrer geringen Kopfzahl, die sich bildlich in der Zuspitzung der Gesellschaftspyramide äußert (S. 61), vollständig unter. Sie sind darauf angewiesen, den Massen den Bart zu streichen, ihnen Versprechungen zu machen, sie durch Schlagworte und Radau zu ködern, Stimmenfang mit allen erlaubten Mitteln zu treiben, wenn sie Einfluß erringen wollen, wie sich dies in so erniedrigender Weise bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei den Wahlen von 1893 gezeigt hat. Das dümmste Zeug in der rohesten Form findet den begeistertsten Beifall; wer sich

darin als Meister zu zeigen versteht, hat seine Aufgabe am besten begriffen. Die Massen sind allein die Herren; Monarchie und Ständewesen stehen da, wie Ruinen aus der Vorzeit, zum allmählichen Abbruch bestimmt, weil niemand ihren unschätzbaren Wert erkennt. Gerade die jetzt mundtot gemachten Klassen gehören zu den von Natur- und Rechtswegen berufenen Leitern der Gesellschaft und sind vorzugsweise die Träger unserer Verfassung und einer wahrhaft sozialen und nationalen Politik.

Weitere politische Zugeständnisse, durch die der Schwerpunkt noch tiefer in die unzurechnungsfähigen Massen hinein verschoben wird, dürfen nicht gemacht werden. Die Rechte des Bundesrates, der Ersten Kammern, die konservativen Schutzmittel bei den Wahlen in die Volksvertretungen, die Dreiklassenwahlen in den größeren Städten und ähnliche Einrichtungen sind streng zu verteidigen. Durch Schwäche auf der einen Seite wird die Begehrlichkeit auf der andern nur vermehrt, aber nicht gestillt. Vorbeugende Unterdrückungsmaßregeln gegen die Sozialdemokratie versprechen ebenfalls keinen Erfolg, denn Druck erzeugt Gegendruck. Beide Wege führen große Gefahren herbei. Eine Politik, die nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern die Pflichten gegen die künftigen Geschlechter vor Augen hat, muß, unbekümmert um das Tagesgeschrei, in der Durchführung sozialer Reformen auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung fortfahren, aber allen politischen Machterweiterungsgelüsten ein festes „Nein" entgegensetzen und sich bereit halten, einem gewaltsamen Umsturzversuche mit nachdrücklicher Wucht zu begegnen. Wird eine solche kaltblütige Entschlossenheit gezeigt, dann ist es möglich, das die Gefahr sich verzieht; hier haben wir also die einzige Politik, die mannhaft und menschlich zugleich ist.

Um zu ihrem hohen Berufe geeignet zu sein, hat die Bildungsaristokratie alles von sich fernzuhalten, was die körperliche oder seelische Entartung begünstigt, von der sie in ihrer ausgesetzten Lage bedroht ist. Schon um des Beispiels willen, durch das die gebildeten Stände auf die Massen wirken, müssen sie sich, wie E. von Hartmann ihnen eindringlich predigt, aller bürgerlichen Tugenden des Familien-, Gemeinde- und Staatslebens befleißigen. Den übertriebenen Luxus mögen sie ruhig den Protzen mit dem vollen Geldbeutel und dem leeren Kopf überlassen, aber sie sollen ihn keinesfalls nachzuahmen suchen. Schmutzige oder verkommene Subjekte dürfen

sie nicht in ihren Reihen dulden. Die echten Sozialaristokraten sind allzeit eingedenk, daß ihnen nicht um ihrer selbst willen eine bevorzugte Stellung eingeräumt ist, sondern um der Gesamtheit willen, damit sie ihre Aufgabe als Bahnbrecher und Leiter desto besser zu erfüllen vermögen. Sie sind die Schuldner der Gesellschaft und haben mit allen Kräften für das Wohl derselben einzutreten. Für sich allein bedeuten sie nichts. Der Gebildete, der sich absondert in dem Glauben, zu einem egoistischen Beschaulichkeits- oder gar Genußleben berechtigt zu sein, hat die Gesellschaftsordnung mißverstanden und nimmt keinen höheren Rang ein als der erbärmlichste Landstreicher, ja, er ist schädlicher als dieser, weil er mehr verzehrt und ebensowenig nützt.

Brauche ich noch besonders zu sagen, daß unsere Bildungsaristokratie deutsch-national sein muß? Ich glaube, es versteht sich von selbst, daß sie sich nicht weltbürgerlichen, in Wirklichkeit vaterlandslosen Schwärmereien hingeben darf. Schon solche wohlgesinnte Bestrebungen, wie die der internationalen Friedensliga, sind nicht ungefährlich, weil sie uns einlullen und unsere Widerstandsenergie herabsetzen. Nur im nationalen Rahmen lassen sich die sozialen Aufgaben verfolgen, die unsere Zeit erfüllen. Unsere Bildungsaristokratie muß die guten Seiten des deutsch-germanischen Charakters auszuprägen suchen, wie sie äußerlich die germanischen Merkmale noch am reinsten darstellt. In dem alten Germanentum wurzeln ihre vorzüglichsten Geistesgaben, wurzeln auch ihre Ideale von Wahrhaftigkeit und Wehrhaftigkeit, von Liebe, Treue, Ehe und Familie, von edelm Streben nach den höchsten Zielen des Denkens und Schaffens, von völliger Hingebung für die Größe und Ehre des Vaterlandes. Eine Aristokratie, die sich in der Nachäffung ausländischer Moden, Sitten und Lebensgewohnheiten, in der Annahme fremder Lebensgrundsätze gefällt, ist abgestorben und verdorrt. Für eine deutsche Sozialaristokratie giebt es nur einen obersten Grundsatz, und dieser lautet: „Deutschland, Deutschland, über Alles!“ Nicht nur auf dem Schlachtfelde muß sie, wenn es Not thut, für das Vaterland streiten, auch im Innern hat sie für die Ausbreitung des nationalen Gedankens thätig zu sein und allem vaterlandslosen Treiben mit Nachdruck entgegenzutreten.

Die Erkenntnis, daß das Gesellschafts- und Völkerleben sich nach ewigen und unveränderlichen Naturgesetzen entwickelt, darf die Kräfte der Einzelnen nicht lähmen. Es wäre falsch zu sagen: „Legen wir die Hände in den Schoß, es geht

doch wie es will!“ Nein! auch die Kräfte des Geistes in dem menschlichen Gehirn gehören zu den Naturkräften, die gestaltend auf den äußern Verlauf der Ereignisse einwirken, und schalten unsere höheren Klassen jene aus, so entsteht ein Uebergewicht anderer Kräfte, das verderblich werden kann. Einer der mächtigsten Triebe, der Selbsterhaltungstrieb, gebietet, daß wir uns für unsere Sache wehren müssen, solange wir können, und gedenken wir unserer Kinder und Kindeskinder, gedenken wir der nachkommenden Geschlechter unseres Volkes, dann treten die Familien- und die Gesellschaftstriebe verstärkend hinzu, um uns zur Arbeit für unsere Nation anzufeuern.

Wir dürften uns nicht einmal durch den pessimistischen Gedanken abhalten lassen, daß wir vielleicht nicht imstande seien, die Proletarisierung und Demokratisierung unserer Gesellschafts- und Staatsordnung auf die Dauer hintanzuhalten. So hoffnungslos liegt die Sache nicht, überhaupt läßt sich der Verlauf der Weltschichte nicht zum Voraus berechnen, weil die thätigen Kräfte so mannigfaltig abgestuft und verschlungen sind, daß sie jeder klaren Uebersicht spotten. Es kann unter Umständen schon viel gewonnen sein, wenn der Eintritt innerer Umwälzungen, welche die Widerstandskraft nach außen schwächen, nur hinausgeschoben wird. Denn auch die feindlichen Nationen, mit denen wir Deutsche uns noch zu messen haben, stehen in der Entwickelung nicht still. Sie erleiden ähnliche soziale Umgestaltungen, wie wir selbst. Es kommt also hauptsächlich darauf an, wer im entscheidenden Augenblick schon am weitesten in der Auflösung fortgeschritten ist. Tritt unsere Schwächung erst ein, nachdem wir die äußeren Gegner niedergeworfen haben, so hat sie weit weniger zu bedeuten, oder schadet vielleicht gar nichts mehr. Läßt sich aber die deutsche Bildungsaristokratie von den einsichtslosen Massen überwältigen, ehe der Entscheidungskampf ausgefochten ist, dann haben die Feinde leichtes Spiel und Deutschland als Nation ist verloren. Auf eine Kleinigkeit kann es ankommen, daß die ganze Weltgeschichte einen andern Verlauf nimmt, und darum ist die äußerste Zähigkeit und Kraftentwickelung gegenüber den zersetzenden Einflüssen geboten. Ein großes, mächtiges, blühendes, wohlhabendes Deutschland für eine fernere Zukunft sicher zu stellen — ich sollte denken ein solches Ziel enthielte der Ideale genug, um Jünglings- und Mannesherzen zu entflammen!

Darum also frischer und fröhlicher Kampf der Geister, aber fort mit der Mutlosigkeit, fort mit dem Pessimismus! Keine Seelenstimmung ist unproduktiver und schädlicher, als

die pessimistische. Der Optimismus, mag er auch „grundlos“ sein, lockt alle Kräfte hervor und spannt sie aufs höchste; infolge dessen erfüllen sich meist die Erwartungen zum Teil, wenn auch nicht ganz, wogegen den Pessimisten alles viel schlimmer ausschlägt, als sie befürchtet haben. Pessimismus verzehrt, Optimismus ernährt und bewehrt!

## 50. Zusammenfassung und Schluß.

Hatten wir im I. Teile dieses Buches auf theoretischem Wege die Gesetze und die beste Gestaltung des menschlichen Gesellschaftslebens abzuleiten gesucht, so sahen wir im II. Teile, wie die bestehende Gesellschaftsordnung unaufhörlichen Abänderungen unterliegen muß, um nicht allzusehr aus der Anpassung an die wechselnden äußeren Lebensbedingungen zu geraten. Je öftere Revisionen eine Einrichtung erlitten hat, desto mehr entspricht sie im allgemeinen den Anforderungen. Ganz oder nahezu unveränderlich sind nur wenige Gesellschaftseinrichtungen, und zwar nur solche von höchstem Alter, die alle Wechsel der Zeiten überdauert haben und von denen wir annehmen müssen, daß sie zu den unentbehrlichsten Grundlagen menschlichen Zusammenlebens gehören.

Das Gesetz der natürlichen Auslese ist uns überall als wirksam begegnet, so im Heere, im Beamtentum, im Erwerbsleben, in der Arbeiterwelt. Wie die Auslese im Sinne unserer Theorie die verschiedenen Stände voneinander abgrenzt, so waltet sie auch innerhalb der Stände, um Unterabteilungen hervorzubringen, namentlich im Arbeiterstande, dessen wirtschaftliche und soziale Hebung nur vermittels einer Auslese der tüchtigsten Individuen möglich ist. Das Wirksame hierbei ist nicht die Abkürzung der Arbeitszeit oder die Aufbesserung des Lohnes, sondern der wachsende Anspruch, der an die Fähigkeiten des Arbeiters gemacht wird. Dadurch werden die Unbegabtesten zum Ausscheiden gebracht, und es entsteht eine Arbeiterklasse von im allgemeinen höherem seelischem und wirtschaftlichem Horizont, die kraft der Vererbung und des Ineinanderheiratens schon den natürlichen Anlagen nach besser ausgestattet ist. Die Einführung von sozialen Verbesserungen ohne gleichzeitige Steigerung der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit übt eine auslesende Wirkung nur in weit geringerem Grade und ruft unliebsame Erscheinungen in der Arbeiterwelt hervor. Dies gilt jedoch nicht für Lohnerhöhungen, die lediglich zur Ausgleichung des sinkenden Geldwertes dienen.

Durch diese Anwendungen sehen wir ein Prinzip bestätigt, das im I. Teil eingehend begründet wurde, nämlich, daß die gebildeten Stände einer höheren Lebenshaltung teilhaftig sein müssen als die Massen. Dasselbe gilt auch für den Arbeiterstand in seinen Unterabteilungen. Ein Mann, dessen Verrichtungen in erheblichem Grade Intelligenz und Aufmerksamkeit beanspruchen, kann nicht so lange seine Maschine bedienen, wie ein solcher, der eine untergeordnete Verrichtung ohne geistige Anstrengung auszuführen hat, und die ganze Lebenshaltung des ersteren muß eine entsprechende sein. Dies ist, wie mir scheint, ein sehr kräftiges Beweismittel gegen die von der Sozialdemokratie angestrebte Gleichmachung der äußeren Lebensverhältnisse. Wenn unter den Handarbeitern solche notwendige Unterschiede vorkommen, so kann man leicht verstehen, daß die geistig Arbeitenden ebenfalls ihre besonderen Bedürfnisse haben.

Es hat nicht unbemerkt bleiben können, daß, je höher die einzelnen Schichten des Arbeiterstandes sozial gehoben werden, desto größer die Zahl derer wird, die nicht mehr zu folgen vermögen, weil ihre intellektuelle, wirtschaftliche oder sittliche Begabung nicht ausreicht. Die sozial höherstehenden Arbeiter bilden immer Elitekorps mit nach unten ausschließender Tendenz. Auf der untersten Stufe der regelmäßigen Arbeiter bedeutet dies, daß die Ausgeschlossenen in die Klasse der Arbeislosen hinabgedrückt werden, die im Landstreichen oder Bettel ihren Unterhalt zu suchen gezwungen sind. Schon lange ist bekannt, daß die technischen Fortschritte oft eine Mehrproduktion von Waren bei gleichzeitiger Zunahme der Arbeitslosen herbeiführen. Abgesehen von einer gewissen Anzahl vorübergehend außer Stellung geratener Arbeiter sind die Arbeitslosen nicht eine „Reservearmee der Industrie", die bei Bedarf ganz oder größtenteils wieder einberufen wird: sie bilden vielmehr in ihrer Mehrheit den unbrauchbaren Abfall der übrigen Arbeiterschichten und sind dem Aussterben geweiht. Wer nur einmal einen Blick in die Verhältnisse der eigentlichen Proletarierwelt geworfen hat, wird diese Ansicht nicht bestreiten, denn den Landstreichern ist das ungebundene Leben zur zweiten Natur geworden.

Noch eine Stufe tiefer stoßen wir auf die wegen körperlicher oder seelischer Mängel gänzlich Unbrauchbaren und Gemeinschädlichen, die nicht einmal das Existenzminimum auf ehrliche Weise zu erwerben vermögen und der öffentlichen Fürsorge oder der Strafrechtspflege anheimfallen.

In jeder Herde giebt es mißratene Individuen. Die Tierzüchter pflegen solche zu beseitigen und der Schlachtung zuführen. Beim Menschen ist eine planmäßige Auslese dieser Art nicht möglich. Wir üben Humanität, indem wir die Unglücklichen in die weite Welt jagen und sie, von Ort zu Ort gehetzt, allmählich verkommen lassen, oder sie in Anstalten verbringen, wo sie keinen unmittelbaren Schaden anrichten können. Die Verhinderung ihrer Fortpflanzung ist ein wichtiges Gesellschaftsinteresse, dem weder durch die Gesetzgebung und Verwaltung, noch durch die private Wohlthätigkeit entgegengearbeitet werden darf.

Die meisten der Proletarier, die in den sozialistischen Versammlungen nach dem Zukunftsstaate rufen, wissen nicht, was sie thun: sie verlangen ihr Todesurteil. Jede Erhöhung der Klassenlage nötigt einen Teil von ihnen zum Ausscheiden, und je bedeutender die Verbesserung, desto größer die Zahl der Opfer. Im sozialistischen Zukunftsstaat, der von seinen Mitgliedern übermenschliche Eigenschaften, hochausgebildete Intelligenz neben vollkommenster altruistischer Gesinnung fordern müßte, wäre für die meisten von ihnen kein Raum; sie müßten vergehen.

Die englischen Arbeiter stehen an Leistungsfähigkeit, wie hinsichtlich ihres Einkommens über den deutschen der nämlichen Industriezweige, und dies rührt daher, daß in England die Industrie eine längere Entwickelung hinter sich hat, und demgemäß auch der Arbeiterstand schon weit länger der natürlichen Auslese unterstellt war. Wir können ihm nur langsam auf dem Wege stufenweiser Reformen folgen. Die amerikanische Industrie genießt den Vorteil, daß eine Vorauslese ihrer Arbeiter durch die Auswanderung stattgefunden hat. In Frankreich haben wir ebenfalls die Verhältnisse im Arbeiterstande ziemlich günstig gefunden, wenn schon aus einer anderen Ursache. Die Fruchtbarkeit ist im allgemeinen in Frankreich geringer als in Deutschland, und darum sind die Arbeiterfamilien weit weniger mit unmündigen Kindern belastet. Die frühen Heiraten der deutschen Arbeiter und ihre große Kinderzahl bilden ein mächtiges Hindernis wirksamer sozialer Besserstellung. Jede materielle Errungenschaft, die dem Arbeiterstande zu Teil wird, kann dadurch aufgehoben werden, daß die Leute noch früher heiraten und noch mehr Kinder erzeugen. Dessenungeachtet haben wir uns gegen die Widerbeschränkung der Ehefreiheit erklären müssen. Die Charakteranlagen, die bei diesen Heiraten im Spiele sind, können nicht in Bausch und Bogen

getadelt werden, sondern es befinden sich auch achtungswerte darunter. Im ganzen läßt die größere Fruchtbarkeit, die sich mindestens noch in der vom Lande zugewanderten und der ersten von dieser abstammenden Generation erhält, einen günstigen Schluß auf die körperliche und seelische Gesundheit des Volkes zu. Eine Verringerung des zur Zeit allerdings bedenklich hohen Geburtenüberschusses ist nur auf dem einzigen, wenn schon langsamen Weg zu erhoffen, daß die sozial immer höher steigenden Arbeiter mehr die Gewohnheiten des Mittelstandes annehmen, d. h. nicht mehr so unüberlegt heiraten und ihre Kindererzeugung in den Grenzen halten, die durch die Vorsorge für die Zukunft geboten erscheinen.

Aufrichtige Bewunderung haben uns die Sozialreformen eingeflößt, die unter dem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. durch die energische Hand des Reichskanzlers Fürsten Bismarck eingeführt wurden. Die großen Versicherungsgesetze haben den gemeinsamen Grundzug, daß sie auf eine Erhöhung der Lebenshaltung, eine Stärkung des Sicherheitsgefühles und eine Verknüpfung des persönlichen Interesses der Arbeiter mit dem des Vaterlandes hinzielen, ohne die allzufrühe Gründung von Familien und die übertriebene Vermehrung zu begünstigen. Die künftig vorzunehmenden Reformen werden teils den Ausbau des Versicherungswesens, teils die Erweiterung des Arbeiterschutzes bezwecken: sie werden aber den Schutz der Arbeiter nicht bloß gegen die Ausbeutungslust der Unternehmer, sondern auch gegen den Uebermut ihrer eigenen Genossen im Auge behalten müssen.

Die Vorstellung, als ob Arbeiterreformen nur Glück und Segen in die Welt brächten, ist ganz unrichtig und wie jeder Aberglaube aus mangelhafter Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze hervorgegangen. Alle sozialen Verbesserungen haben notwendigerweise die Folge, daß der Kampf ums Dasein für schwach begabte Individuen immer schwerer zu bestehen ist. Das Elend wird darum nicht aus der Welt verschwinden; indem die einen steigen, werden die andern desto tiefer fallen. So will es das Gesetz der natürlichen Auslese beim Menschen. Und ob die überlebenden höher Begabten bei ihren einförmigen Verrichtungen an den Maschinen sich glücklicher fühlen werden, als die jetzigen Arbeiter, ist noch nicht ausgemacht.

Viele gute Menschen begreifen nicht, wie in den untersten Arbeiterschichten eine Notlage bestehen kann, während wir mit

spottbilligem Getreide überschwemmt sind. Dies ist aber gar nicht unbegreiflich; wir können sogar bei gefüllten Kornspeichern eine förmliche Hungersnot erleben, wenn wir die Ansprüche an die Fabrikarbeiter so hoch schrauben, daß ihnen eine große Mehrzahl der Individuen nicht mehr gewachsen ist und außer Verdienst tritt. Dieser Vorgang ereignet sich in jeder industriellen Krisis, in der man nur die bevorzugtesten Arbeiter behält. Ein ähnlicher Effekt wird auch eintreten, wenn wir die unternehmenden organisatorischen Geister der Mißachtung preisgeben, den Industriellen durch bureaukratische Schreibereien, übertriebene Beitragslasten u. dgl. das Leben so sauer machen, daß ein Teil von ihnen endlich den Kampf aufgiebt; dadurch wird eine Menge von Menschen führer- und erwerbslos. In diesem Falle werden nicht bloß die untersten Arbeiter, sondern auch die besseren mit betroffen. Es ist durchaus notwendig, diese sozialen Probleme bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Immer nur nach schnellerem Fortschritt zu rufen und die am Wege liegenbleibenden Opfer des Fortschrittes der Langsamkeit des letzteren zuzuschreiben, ist eine Verirrung des Denkvermögens. Desgleichen, die Individuen auf jede Weise zum Wettbewerb zu stacheln und dann verlangen, daß die emporkommenden Begabteren den Ballast von Unbegabten mitreißen und ihnen ein möglichst bequemes Dasein schaffen sollen.

Trotz der großen Fruchtbarkeit der arbeitenden Klasse haben wir bis jetzt die Behauptung nicht bestätigt gefunden, daß die Menschheit mehr und mehr in zwei Lager, arm und reich, sich trenne, und daß „die Brücke immer schmäler werde", welche die beiden Lager verbindet. Es wurde im Gegenteile an der typischen Gestaltung der Einkommensverhältnisse in dem industriellsten Lande Deutschlands, dem Königreich Sachsen, der Nachweis geführt, daß eine staunenswerte Verbesserung bei sämtlichen Einkommensschichten innerhalb 19 Jahren von 1879 bis 1898 eingetreten ist. Die Armen sind nicht ärmer, sondern minder arm geworden, indem die Zahl der Leute ohne Einkommen oder mit dem geringsten Einkommen relativ abgenommen hat. Die höheren Einkommen als 800 M. haben sich in stärkerem Verhältnis als die Bevölkerung vermehrt, und am meisten thaten dies die Klassen der bessergestellten Arbeiter mit 800 bis 1600 M. Einkommen und der „Bürger" mit 1600 bis 3300 M. Die obersten Klassen sind nicht ganz so stark gewachsen, immerhin aber noch bedeutend über den Durch-

schnitt und die Sammelklasse über 9600 M. Einkommen hat sich bedeutend vermehrt, so daß wir sagen dürfen, es geht nicht nur sämtlichen Einwohnern besser, sondern es ist auch eine sehr bedeutende Zahl von den untersten Stufen zur Wohlhabenheit gelangt, der Mittelstand hat sich verdichtet, der reichen Leute sind es mehr geworden, während der Reichtum der Einzelnen im Durchschnitt nur mäßig gestiegen, von einer „Akkumulation" also keine Rede ist. Wir haben nicht umhin gekonnt, den industriellen Unternehmern in Sachsen unsere Verbeugung dafür zu machen, daß sie sich so glänzend als „Organisatoren der Arbeit" bewährten und bei einer beinahe unvernünftig zu nennenden Vermehrung der unteren Klassen nicht nur allen Arbeitern Beschäftigung, sondern auch noch eine Einkommensaufbesserung zu gewähren vermochten.

Eine gewisse Ansammlung des Kapitales haben wir als eine Vorbedingung der Erfüllung wichtiger Gesellschaftszwecke, insbesondere der Belebung des industriellen Unternehmungsgeistes erkannt. Aus anderen Gesichtspunkten lernten wir an der Hand von H. Losch die Ausbreitung der Großbetriebe als eine Notwendigkeit ansehen, um unsere Konkurrenzfähigkeit mit technisch fortgeschritteneren Ländern aufrecht zu halten. Die Betriebskonzentration ist aber nicht zu verwechseln mit der Kapitalkonzentration in den Händen Weniger, da sie auch mittelst Aktien herbeigeführt werden kann, die einer immer zunehmenden Zahl von Personen Anteil am Eigentum und am Gewinn der Großbetriebe gewähren.

Von den beiden Formen, Einzelunternehmung und Aktiengesellschaft besitzt jede ihre besonderen Vorzüge, jene den einheitlichen Willen, diese die leichtere Kapitabeschaffung. Voraussichtlich führt deren Wettkampf niemals zu einer endgiltigen Entscheidung, da die persönliche Tüchtigkeit der Leiter bald nach der einen, bald nach der andern Seite den Ausschlag giebt. Wir sehen fortwährend, wie übermäßig angewachsene Einzelunternehmungen zur Verminderung des Risikos in Aktiengesellschaften umgewandelt werden, aber auch, wie schläfrige Aktienbetriebe energischen Einzelunternehmern den Platz räumen müssen: so will es der „Kampf ums Dasein". Hier herrscht keine Starrheit, sondern unaufhörliche Bewegung. Die Gefahr, daß Riesenvermögen durch ihr Anwachsen die Gesellschaft schädigen können, ist wegen der Naturgesetze, denen die Besitzer wie alle Menschen unterliegen, und die ihnen nur die Wahl: „Erbteilung" oder „Aussterben" lassen, keine ernstliche. Wenn der Zukunftsstaat darauf warten muß, bis die

gesamte Großindustrie durch einige Monopolbetriebe aufgesogen ist, die sich mit Leichtigkeit enteignen lassen, so muß man seinen Anhängern gute Geduld wünschen, denn einstweilen wird die Zahl der neugegründeten Betriebe von Jahr zu Jahr größer, nicht kleiner.

Und wenn auch in der Zeit von 1882 bis 1895 nach dem Ergebnis der Berufszählungen die Zahl der Betriebe nicht in gleichem Maße gewachsen ist wie die Bevölkerung, die der Alleinbetriebe sogar absolut abgenommen hat und der Prozeß des Anwachsens der Großbetriebe auf Kosten lebensunfähiger Klein- und Zwergbetriebe noch fortdauert, so muß man sich doch vor allzuschnellen Schlüssen hüten. Auch dies bedeutet noch nicht das Schmälerwerden der Brücke zwischen arm und reich, denn für die eingehenden selbständigen Plätze bietet sich ein überwiegender Ersatz in der unaufhörlich fortschreitenden Schaffung neuer Beamtenstellen für die immer verwickelter werdende Staatsverwaltung und den gewerblichen Privatdienst. Das Anwachsen unserer Industrie und besonders die Vergrößerung der einzelnen Betriebe bedingt einen außerordentlichen Bedarf an Prokuristen, Geschäftsführern, Buchhaltern, Korrespondenten, Kassierern, Ingenieuren, Maschinenbauern, Elektrotechnikern, Chemikern, Musterzeichnern u. s. w., und wir haben gesehen, daß allein das industrielle Verwaltungspersonal um 119 Prozent zugenommen hat, wobei nur das höhere technische Personal mitgerechnet ist. Diese Klassen müssen sich in Zukunft noch bedeutend vermehren. Sie gehören ihrem sozialen Rang nach zum Mittelstand, sonst könnten unmöglich die mittleren und höheren Einkommensklassen eine Zunahme aufweisen, wie wir sie thatsächlich gefunden haben. Die bestehende Gesellschaftsordnung empfängt also durch die Vermehrung dieser Berufsklassen eine kräftige Stütze, die das Eingehen einer entsprechenden Anzahl kümmerlicher selbständiger Existenzen mehr als aufwiegt.

Für die Gegenwart haben wir uns aus der Statistik überzeugt, daß das notwendige Emporkommen und Selbständigwerden tüchtiger Individuen der unteren Stände nicht auf Hindernisse stößt, und daß das Handwerk keineswegs im „Todeskampfe" liegt. Es ist uns nicht entgangen, daß von 1879 bis 1890 in der Klasse von 800 bis 1600 M. Einkommen eine Stauung stattfand, doch war diese zwischen 1890 und 1898 schon in der Abschwellung begriffen. Die erstere Thatsache lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das Ueberangebot von Arbeitskräften.

Das Steigen der Lebenshaltung der industriellen Arbeiter in Deutschland wäre wahrscheinlich ein noch bedeutenderes gewesen, wenn nicht ein so außerordentlich großer Zuzug neuer Arbeitskräfte den Lohn und die sonstigen Arbeitsbedingungen gedrückt hätte. Je mehr die soziale Hebung der industriellen Arbeiter Fortschritte macht, je mehr für Verbesserung ihrer Wohnungsverhältnisse, ihrer Ernährung und ihres Bildungswesens gesorgt wird, je mehr auf der anderen Seite bei den Bauern die Verdienstgelegenheit und der Wohlstand heruntergehen, desto stärker muß der Bevölkerungsstrom vom Lande nach den Städten anschwellen. Alle Bestrebungen zu Gunsten der Arbeiter werden von diesem Zuzug durchkreuzt, und der Erfolg jener entspricht nicht den Erwartungen.

Um die sozialen Verbesserungen weiter zu treiben und sie dauernd zu machen, muß man zunächst die Hand bei den Verhältnissen der Bauern anlegen und der zunehmenden Verarmung des Landvolkes zu steuern suchen. Daß dies nicht durch Aufhebung der Freizügigkeit geschehen kann, bedarf keiner Erwähnung. Auf dem Wege, den das preußische Gesetz über die Errichtung von Rentengütern beschritten hat, ist mit der Schaffung eines mittleren gesunden Bauernstandes fortzufahren, wo ein solcher fehlt; wo aber ein Bauernstand vorhanden ist, da haben die Regierungen keine wichtigere Sorge, als die, ihn zu erhalten. Sie dürfen nicht mit verschränkten Armen zusehen, wie die Preise der Landesprodukte unter die Erzeugungskosten sinken und die verzweifelnden Bauern eine Beute gewissenloser Wucherer und sozialdemokratischer Sendboten werden. Der Grundsatz der Selbsthilfe, der für die Gewerbetreibenden paßt, reicht bei den Bauern nicht aus, denn „Eines schickt sich nicht für alle!“ Durch die Gesetzgebung muß dem Wucher, sowie auch der Zersplitterung und weiteren Verschuldung des Grundbesitzes vorgebeugt und die Entschuldung durch allmähliche Tilgung mittels Annuitäten eingeleitet werden; patriarchalische Maßnahmen werden sich am geeignetsten erweisen, um Verbesserungen in der Technik und im Betrieb der bäuerlichen Landwirtschaft einzuführen.

Fühlt sich der Bauer wieder wohl, ist Gelegenheit geboten, daß seine Kinder in landwirtschaftlicher Thätigkeit ihren Erwerb finden, dann wird der ungesunde Drang nach den Städten, der das Land an geistig befähigten Elementen zu veröden droht, von selbst aufhören. Denn die Anhänglichkeit an den angestammten Grund und Boden ist eine von Alters her ererbte Eigenschaft der Bauern, und es bedurfte großer

Not, um ihre Söhne in die Fabriken zu treiben. Mit den Ursachen wird auch die Wirkung wegfallen.

Wenn dereinst der Bevölkerungsstrom nur noch soviel von dem ländlichen Geburtenüberschuß in die Städte bringt, als diese notwendigerweise zu ihrer Auffrischung brauchen, dann ist weiter dafür zu sorgen, daß nicht von anderer Seite her die sozialen Reformen vereitelt werden. Deutschland liegt nicht auf einer unzugänglichen Insel, daß es, ohne sich um andere Nationen zu kümmern, die Lebenshaltung seiner Arbeiter beliebig steigern könnte. Die Erhöhung des Arbeitereinkommens in einem Gebiete Europas über das gewohnte Maß hinaus übt einen Anreiz auf anspruchslosere Nachbarvölker, die, wenn man sie in größeren Massen einwandern läßt, die Höhe des Lohnes und der Lebenshaltung herabdrücken. Wollen wir dies verhindern, so bleibt uns kein anderes Mittel, als unsere Grenzen gegen die Einwanderung russischer und anderer sozial tiefstehender Arbeiter zu schließen. Daß eine solche, mit der herrschenden Doktrin unvereinbare Maßregel notwendig ist, hat man in Frankreich längst erkannt, wo es gar keines staatlichen Einschreitens zu diesem Zwecke bedurfte, sondern das Volk selbst entschlossen und stark genug war, die Ausländer von den Arbeitsplätzen zu verjagen. Auch der deutsche Arbeiter, der gegenwärtig noch in den internationalen Träumereien der Sozialdemokratie schwelgt, darf des Schutzes nicht auf die Dauer entbehren, den ein entwickeltes Nationalgefühl und eine die Interesse des Vaterlandes rücksichtslos wahrende, durch die Schlagfertigkeit von Heer und Flotte gestützte nationale Politik ihm verschaffen können.

In einer nicht allzufernen Zeit wird uns die industrielle Konkurrenz Rußlands schwer zu schaffen machen und wir werden uns mehr und mehr auf eine Ausgestaltung unserer nationalen Volkswirtschaft angewiesen sehen. Dann kommt der Zeitpunkt, wo unsere Arbeiter sich zu dem Schutzzollsystem bekehren, das sie jetzt noch leidenschaftlich verwerfen. Noch später werden wir mit der sich allmählich entwickelnden Industrie der Erdbewohner mongolischer und malayischer Rasse zu rechnen haben, die bei ihrer Genügsamkeit und den geringen Kosten der Ernährung sehr gefahrdrohend für die höhere Lebenshaltung unserer eigenen Arbeiter, ja sogar für die Bewahrung unserer Volkszahl sind. Möglich, daß der Kampf um die Herrschaft über die fremden Rassen durch Waffengewalt entschieden werden muß, wozu man auch wieder den „Militarismus“ und zwar nicht bloß ein starkes Heer, sondern

auch eine mächtige Flotte nötig haben wird. Ob Deutschland wie Rußland, England und die Vereinigten Staaten von Amerika zu einer Weltmacht werden, ob in künftigen Jahrhunderten ein Teil des Erdballes deutsch sprechen wird, oder ob Deutschland wie Frankreich und Spanien von ehemaliger Höhe herabsinkt, das ist die große Frage, die sich der Vaterlandsfreund stellt. Doch will ich mich bei diesen Zukunftsbildern, deren Umrisse noch sehr undeutlich erscheinen, nicht weiter aufhalten. Einstweilen haben wir näher liegende Interessen.

Der Teil unseres ländlichen und städtischen Geburtenüberschusses, der sich überseeischen Ländern zuwendet, bedarf einer eingehenden Aufmerksamkeit der deutschen Reichsregierung. Sie hat darnach zu trachten, unsere Kolonialpolitik immer fruchtbarer für das Mutterland zu machen und die Auswanderer womöglich an geeignete deutsche Schutzgebiete zu lenken, in denen die von ihnen repräsentierte Kapital-, Arbeits- und Geisteskraft nicht für uns verloren ist oder gar uns durch Wettbewerb schadet. Eine kräftige Betonung des Nationalgefühles und der nationalen Politik ist als idealer Faktor auch zur Unterstützung dieser Bestrebungen anzurufen.

So gelangen wir zu dem Ergebnisse, daß alle sozialen Reformen auf dem Lande einzusetzen haben, daß nur im Gleichschritt mit der Gesundung der bäuerlichen Verhältnisse die Lage der Industriearbeiter sich verbessern läßt, daß der Vermehrung des eigentlichen Proletariats mit Entschiedenheit entgegengewirkt werden muß, und endlich daß nur eine machtvolle, das Deutschtum hochhaltende innere und äußere Politik die befriedigende Fortentwickelung der begonnenen sozialen Reformen zu gewährleisten vermag.

Man sollte denken, dahin zielende Bestrebungen müßten in Arbeiterkreisen die begeistertsten Anhänger zählen; leider jedoch ist dies nicht der Fall. Die Arbeiter haben sich einreden lassen, daß sie weder an einer nationalen Politik, noch an der genügenden Ausbildung der nationalen Wehrkraft ein Interesse hätten, weil ein siegreicher Feind bei ihnen doch nichts zu rauben finden würde. Diese Auffassung ist ebenso niedrig vom intellektuellen, wie vom sittlichen Standpunkte aus. Die Arbeiter sind mit einem großen Klasseninteresse, nämlich mit ihrer Arbeitsgelegenheit, was gleichbedeutend ist mit ihrer ganzen Existenz, an dem glücklichen Ausgange eines Krieges beteiligt, obschon sie dies nicht einsehen. Wenn sie aber auch auf dem angegebenen Wege durch die allmähliche Verbesserung

ihrer Zustände und durch die natürliche Auslese noch so große Fortschritte machen, wenn sie sich dereinst an Intelligenz und an technischer Geschicklichkeit mit den besten Arbeitern der Welt messen können: dahin wird es doch nie kommen, daß sie zur selbständigen Lösung schwieriger politischer Fragen befähigt sind, denn die angeborene Mittelmäßigkeit steht dem als unüberwindliches Hindernis entgegen. Die Massen werden immer von oberflächlichen Urteilen beherrscht werden.

Die Sozialdemokratie ist eine Ausgeburt des Dranges unklarer Weltverbesserer in seiner Wechselwirkung mit der Sehnsucht der unteren Klassen, in höhere, freiere Verhältnisse zu gelangen. Der „Zukunftsstaat", der phantastische Arbeiterhimmel auf Erden, mit seiner Gleichmacherei, seiner unvermeidlichen Auflösung der Familie und seiner Verleugnung der Vaterlandsliebe, trägt die Merkmale einer untergeordneten Intelligenz und der beginnenden seelischen Entartung an sich, die von den Lebensbedingungen der Fabrikbevölkerung niemals ganz zu trennen sind. Je mehr Deutschland zum Industriestaat wird, desto mehr wird voraussichtlich die Sozialdemokratie um sich greifen, und da die industrielle Bevölkerung bei gleichmäßigem Fortwachsen dereinst die absolute Mehrheit erlangen muß, so ist die Gefahr dieses falschen Arbeiterideals nicht zu unterschätzen. Sie ist nicht wegzuleugnen für die innere Politik, wo eine schlechthin verneinende antisoziale, auf den Umsturz hinarbeitende Partei ein Hindernis organischer Fortentwickelung bildet, aber noch weit größer ist sie für die auswärtige, weil die Schwächung unserer Einigkeit und unserer militärischen Verteidigungskraft fremden Völkern, die an Naturanlagen und an Kultur tief unter uns stehen, zur Ueberlegenheit verhilft. Einer weiteren Zerrüttung unserer natürlichen Gesellschaftsordnung ist daher energisch entgegenzuwirken.

Aus dem allem folgt der unvermeidliche Schluß, daß eine wahrhaft soziale und nationale Politik nicht von den Massen, sondern nur von den gebildeten Ständen ausgehen kann. Diese leiden jedoch unter zwei großen Uebeln, die ihnen die Ausübung ihres naturgemäßen Berufes erschweren. Das erste derselben hat seinen Ursprung in der unzulänglichen Vorbildung, bezw. in dem daraus entspringenden Mangel an Einsicht in das Wesen der Gesellschaftsordnung und ist durch eine Unterrichts-Reform zu heben, daß andere besteht in der Schmälerung der politischen Rechte der gebildeten Klassen, die ihre Anschauungen und ihren gereiften Willen zur Zeit überhaupt nicht durch Gesellschaftsorgane zum

Ausdruck bringen können. Jene Klassen sind lediglich auf die Gewinnung des „öffentliche Meinung" genannten Ungeheuers durch die Mittel angewiesen, die ihnen die geistige Ueberlegenheit verleiht, die aber stets dann zu versagen drohen, wenn ein größerer Teil des Volkes durch Klasseninteressen oder politische Leidenschaften bethört ist.

Dennoch müssen die Gebildeten alles daran setzen, möglichst großen Einfluß auf die Leitung der Gesellschaft zu üben, denn sie sind dazu im Sinne der natürlichen Gesellschaftsordnung berufen. Die höher veranlagten, einsichtsvollen Persönlichkeiten müssen in sich selbst das Bewußtsein hegen, daß sie eine durch das Walten der natürlichen Auslese geschaffene Elite darstellen, und daß die Ausübung ihrer Rechte zugleich die Erfüllung ihrer Pflichten bedeutet.

Gewisse Gelehrte mögen in der besten Meinung die Gebildeten und Besitzenden ermahnen, ihre Mitmenschen nicht als Kinder behandeln, sie nicht am Gängelbande führen zu wollen, denn sie seien „freie Männer" und „mündig". Unmöglich könnten jene so reden, wenn sie das Wesen der Gesellschaftsordnung richtig erfaßt hätten, das eben darin besteht, daß die Massen der mittelmäßig und schwach Begabten durch die hervorragenderen Köpfe geleitet werden. So war es, so ist es und so wird es bleiben, so lange es eine „Gesellschaft" giebt. Nur wenn die Gebildeten aus Mutlosigkeit ihre Stellung preisgeben, dann geht die Leitung auf die Halbgebildeten über, die in ihrer Verblendung die Gesellschaft zertrümmern. Auf der Ungleichheit beruht die Gesellschaftsordnung, und die Ungleichheit ist nicht etwas, das abgeschafft werden könnte, sondern sie ist vom Menschengeschlecht unzertrennlich wie Geburt und Tod. Sie ist unabänderlich wie die mathematischen Wahrheiten, und ewig wie die Gesetze, die den Gang unseres Planetensystems regeln.

Viel notwendiger als den Gebildeten, wäre es, wie die Dinge heute liegen, den unteren Klassen zu predigen, ihnen Bescheidenheit und Achtung vor geistiger Begabung und männlicher Tüchtigkeit, sowie die Erkenntnis beizubringen, daß diese seltenen Gaben einen Nationalschatz darstellen, der in sorgfältiger Weise benutzt werden muß.

Stärken sich die Besitzer und Hüter dieses Schatzes durch die feste Ueberzeugung, daß sie kraft ewiger Gesetze der Natur, oder kraft göttlicher Vorsehung, was beides das nämliche besagt, auf ihre Posten gestellt sind und nicht wanken und nicht weichen dürfen: dann ist schon viel gewonnen und wir

können uns der idealen Gestaltung der Gesellschaft wenigstens im Geiste wieder näher fühlen.

Die Gebildeten werden ihre beste Unterstützung bei dem Urstande der Menschheit, bei den Bauern finden, die seit den ältesten Zeiten unseres Geschlechts in naturgemäßen Lebensbedingungen geblieben sind und den Jungbrunnen darstellen, aus dem der tauglichste Ersatz für die absterbenden Mitglieder aller übrigen Stände entspringt. Dem Bauernstande mit ihrer Einsicht und mit ihrer Macht in wohlwollender Weise im Kampf ums Dasein beizustehen, ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der gebildeten Klassen und besonders des Beamtentums.

Hüten wir uns vor dem verführerischen Traume, die Arbeiter durch Nachgiebigkeit zu einer nationalen Politik begeistern zu können! Wie die Menschen einmal sind, ist an eine solche Umstimmung nicht zu denken. Klare Einsicht schützt vor Mißgriffen. Sind wir aber auch gezwungen, von dem Wahrspruche: „Alles für das Volk und durch das Volk" die zweite Hälfte aufzugeben, so fahren wir doch nicht weniger überzeugt und pflichtgemäß fort, nach den Worten zu handeln: „Alles für das Volk!" Alles für das deutsche Vaterland, denn Deutschlands Macht und Größe sind des Volkes Glück!

# Perſonen- und Sachregiſter.


Ammon, O., „Anthropologiſche Unterſuchungen der Wehrpflichtigen in Baden", Hamburg 1890: 90; „Der Darwinismus gegen die Sozialdemokratie", Hamburg 1891: 14; „Die Mittelſchule als Werkzeug der natürl. Ausleſe", Braunſchweig 1893: 262 Anm.; „Die natürliche Ausleſe beim Menſchen", Jena 1893: 8, 10, 109, 113, 115; „Wiederholte Wägungen und Meſſungen von Soldaten" (Militärärztl. Zeitſchr.), Berl. 1893: 160; „Die Bedeutung des Bauernſtandes für den Staat und die Geſellſchaft", Berl. 1894: 122, 250; „Die Körpergröße der Wehrpflichtigen im Großh. Baden (Beiträge zur Statiſtik des Großh. Baden), Karlsr. 1894: 90; „Und ſie verzehren ſie doch!" in „Das Land" Nr. 17 und 18 von 1895: 119; „Der Abänderungsſpielraum" in der Naturw. Wochenſchrift Nr. 12—14, Berl. 1896: 61; „Zur Anthropologie der Badener", Jena 1899: 113.

Bachofen, „Das Mutterrecht", Stuttg. 1861: 17, 265.

Baltzer, M., „Ueber das Patriziat", Straßburger Studien, Bd. II: 110.

Bebel, A., „Die Frau u. d. Sozialismus", Stuttg. 1891: 95, 208, 225 Anm., 226.

Beiträge zur Statiſtik des Großh. Baden, Karlsr. 1894: 90; ſ. a. Statiſt. Mitteilungen.

Below, G. v., Handwörterb. d. Staatsw.: 106.

Blum, H., „Die Lügen unſerer Sozialdemokratie", Wismar 1891: 276 f. Anm.

Böhmert, V., „Das königl. ſächſ. ſtatiſt. Bureau von 1875—90": 177; direkte gefl. Auskunft benutzt: 181, 185, 254.

Brehms „Tierleben", 3. Aufl. von Pechuel-Löſche, Leipz. 1891: 19, 23.

Brentano, L., „Ueber das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleiſtung", Leipz. 1893: 213 f., 247 f.

Buchenberger, H., „Agrarweſen u. Agrarpolitik" (Wagners Lehr- u. Handb.), Leipz. 1893/94: 255, 258 f., 261.

Bücher, K., „Baſels Staatseinnahmen und Steuerverteilung 1878—87", Baſel 1888, citiert nach Julius Wolf: 177.

Candolle, A. de, „Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles", Genève-Bâle 1885: 74.

Carlyle, Th., Hiſtor. philoſoph. u. ſozialpol. Schriften, beſ. Latter-day-Pamphlets 1850, Geſ.-Ausg. London 1872—74; Tauchnitz Coll.; Neuere Ueberſetzungen: „Helden und Heldenverehrung" von Fr. Bremer, Leipz. 1895. „Sozialpolitiſche Schriften" v. P.

Henſel, Göttingen 1895; „Thomas Carlyles Welt- und Geſellſchaftsanſchauung“ von G. von Schulze-Gävernitz, Berl. 1894: 32, 34, 83, 152.
Closson, C. C., „Dissociation by Displacement“ im Quarterly Journal of Economics, Jan. 1896: 234 Anm., 270.
Collignon, R., „Dordogne etc.“ in den Mémoires de la Société de Paris, 1893, Sonderabdruck, Paris 1894 (p. 36): 166.

Darwin, bezw. Darwinismus, „Entſtehung der Arten“, London 1859, deutſch von Carus, Stuttg. 1872; „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zuſtande der Domeſtikation“, Lond. 1868, deutſch von Carus, Stuttgart 1873/74; „Die Abſtammung des Menſchen und die geſchlechtliche Zuchtwahl“, London 1871, deutſch von Carus, Stuttg. 1874; „Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menſchen und Tieren“, Lond. 1872, deutſch von Carus, Stuttg. 1874: 3 ff., 10, 64, 75, 228, 272.
Deurer, L., „Die Studienergebniſſe in den Groß. Bad. Gymnaſien“, Heidelberg 1891: 37.
Downes, Letters on probabilities, London 1849: 57 Anm.

Erb, W., „Ueber die wachſende Nervoſität unſerer Zeit“, Akad. Rede, Heidelbg. 1893, abgedr. in Neue Heidelbg. Jahrb. 1894: 125.

Galton, Fr., „Hereditary Genius“, London 1869; „English Men of Science“, 1874; „Inquiries into human Faculty“, 1883; „Natural Inheritance“, 1889: 21 f., 55—65, 101, 134, 147, 215—218, 228, 230, 236.
Gauß, K. F., „Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae“, Göttingen 1823 u. 1873: 57 Anm., 101.
Gebhardt, H., „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“, Gotha 1885, 3. Aufl. 1895: 251.
Gneiſt, R. v., „Engliſche Verfaſſungsgeſchichte“, Berlin 1882; „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußiſche Klaſſenwahlſyſtem“, Berl. 1894: 106, 152.
Gobineau, A. de, „Essai sur l'inégalité des races humaines“, 2. Aufl., Paris 1884; deutſch von L. Schemann, Stuttg. 1898: 129 f.
Göhre, P., „Drei Monate Fabrikarbeiter“, Leipz. 1891: 226, 233.
Guerrini, D., „La guerra nel movimento demografico“ in Rivista militare italiana von 1892: 166.

Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften, herausgeg. von J. Conrad, L. Elſter, W. Lexis und E. Loening, Jena 1890 und 1898: 101, 106, 232.
Hanſen, G., „Die drei Bevölkerungsſtufen“, München 1889: 115—118.
Hartmann, E. v., „Die ſozialen Kernfragen“, Leipz. 1894; „Das ſittliche Bewußtſein“, Leipz.: 83, 92, 135, 153, 207, 245, 246.
Hecht, F., „Die Fortſchritte des deutſchen Sparkaſſenweſens ſeit 1880“, Mannheim 1894: 244; „Die Tilgung der Hypothekenſchulden durch Annuitäten und Lebensverſicherung“ (Vortrag), Speier 1894: 258.
Hegar, A., „Der Geſchlechtstrieb“, Stuttg. 1894: 226.
Herkner, H., „Die ſoziale Reform als Gebot des wirtſchaftlichen Fortſchritts“, Leipz. 1891; „Die Arbeiterfrage“, 2. Aufl. Berlin 1897: 243.
Hoenig, F., „24 Stunden Moltkeſcher Strategie“, Berlin 1891: 157.

Ihering, R. von, „Der Zweck im Recht“, Leipz. 1877: 155, 195.

Karl, „Volkswirtſchaftliche Zeitfragen“, Berlin 1889 citiert u. Jul. Wolf: 89.
Kidd, Benj., „Social Evolution“, London 1894, deutſch von E.

Pfleiderer, Jena, 1895: 98, 208, 238 Anm., 121, 229.
Klein, E., „Der Sozialdemokrat hat das Wort", Freiburg i. B. 1892: 276 f. Anm.
Kollmann, P., „Armenstatistik" im Handw. d. Staatsw.: 232.
Kraepelin, E., „Ueber geistige Arbeit", Neue Heidelb. Jahrb. 1894: 125.

Lange, Fr., „Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen", Braunschw. 1888 ff.: 265.
Lapouge, G. de, Aufsätze in der „Revue d'Anthropologie", „Anthropologie" u. „Revue internationale de Sociologie"; „Les Sélections sociales", Paris 1896; L'Aryen, Paris 1899: 130, 231.
Lassalle, Ferd., „Reden und Schriften", herausgeg. von Bernstein, Berl. 1893: 202 f.
Lecky, Will. H., „Democracy and Liberty" London 1896: 152.
Leroy-Beaulieu, P., „L'influence de la civilisation sur le mouvement de la population", im Economiste français, Sept. 1890: 229.
Lombroso, C., „Genie u. Irrsinn", deutsch von Courth, Leipz. Reklam: 70.
Lorentzen, Th., „Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis", Kiel u. Leipzig 1896: 204.
Losch, „Nationale Produktion u. nationale Berufsgliederung", Leipz. 1892: 247, 291.

Malthus, F. R., „Versuch über die Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung", deutsch v. Hegewisch, Altona 1807: 224—229.
Mantegazza, P., „Die Physiologie der Liebe", deutsch von E. Engel, Jena: 231 Anm.
Martin, Rudolf, „Fleischpreise und Fleischverbrauch", Vierteljahrschrift für Staats- und Volkswirtschaft ꝛc.", Leipzig 1896; „Der Fleischverbrauch im Königreich Sachsen", Zeitschrift des K. Sächs. Statist. Bureaus, 1895 Heft 2 u. 3: 184.
Marx, K., „Das Kapital", 3. Aufl., Hamburg 1883: 173—185, 202, 208.
Maurer, H., „Ueber die Herkunft des Patriziats", Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F., Bd. V: 110.
Mayr, G. v., „Unfallversicherung und Unfallfrequenz" in den Berichten über den Congrès international des accidents du travail, Milano 1894: 209; 241.
Meyer, Robert, „Einkommenstatistik" im Handw. d. Staatsw.: 101.
Morgan, L. H., „Ancient Society", London 1877; „Systems of Consanguinity and Affinity of the human Family", in der „Smithsonian Contributions" Washington 1871: 17, 265.

Nietzsche, Fr., „Zur Genealogie der Moral", Leipz. 1892; „Jenseits von Gut und Böse", Leipzig 1894 u. a. Schriften: 32 f., 132.

Oettingen, A. von, „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik", Erlangen 1882: 93, 116.

Peez, A., „Europa aus der Vogelperspektive", Allg. Ztg. (Beil.) Nr. 129 ff. von 1889: 129; „Zur neuesten Handelspolitik", Wien 1895; 271.
Pfleiderer, E., „Soziale Evolution", siehe Kidd, Benj.
Ploetz, A., „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen", Berlin 1895: 77.
Philippovich, E. von, „Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland", Leipz. 1892: 234.
Preyer, W., „Biologische Zeitfragen", Berlin 1889: 125.

Quételet, L. A. J., „Lettres sur la théorie des probabilités", Bruxelles 1846; „Ueber den Menschen ꝛc.", deutsch von V. A. Riecke, Stuttg. 1838: 57, 229.

Reibmayr, A., „Die Ehe Tuberkuloser und ihre Folgen", Leipz. u. Wien 1894: 120.

Reinhardt, Vortrag über das Reformgymnasium: 265.
Ribot, Th., „L'hérédite", deutsch von O. Hoßen, Leipz. 1876: 74.
Richter, E., 68; „Sozialdemokratische Zukunftsbilder", Berlin 1891: 85.
Riehl, W. H., „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik", Stuttgart 1854/55: 148, 256.
Risley, H. H., „The study of ethnology in India" (Journ. Anthr. Inst. of Gr.-Brit.), Febr. 1891, citiert nach Topinards Bespr. in „L'Anthropologie", 1891: 128.
Rivista militare italiana 166.
Roth von Schreckenstein: „Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome", Freiburg i. B. und Tübingen; „Die Ritterwürde und der Ritterstand", Freiburg 1886; „Das Patriziat in den deutschen Städten", Freiburg i. B. u. Tübingen: 107, 108, 110.
Rousseau, J. J., „Le contrat social"; 1762: 135.

Schäffle, A., „Bau und Leben des sozialen Körpers", 4 Bde., Tübingen 1874—78 und „Deutsche Kern- u. Zeitfragen", Berl. 1894: 151.
Schiller, H., „Geschichte der römischen Kaiserzeit", Gotha 1883: 127.
Schippel, Max, „Das moderne Elend und die Uebervölkerung", 1883 und 1888: 176, 185.
Schmoller, G., „Verhandlungen des Vereins für Sozialpol.", Leipz. 1887: 252, 255; „Das Wesen der Arbeitsteilung und der sozialen Klassenbildung" im Jahrb. f. Gesetzgebung, Verw. und Volkswirtsch. 1890: 33; „Der deutsche Beamtenstaat vom 16. bis 18. Jahrh.", Jahrb. 1894: 167, 199; „Die Einkommensverteilung in alter und neuer Zeit", Jahrb. 1895: 194 Anm.
Schnetzler, K., Ueber Schulgeldermäßigungen", Zeitschrift für bad. Verw. und Verw.-Rechtspfl. Nr. 19 von 1879: 82.
Schröder, R., „Lehrb. d. deutschen Rechtsgeschichte", Leipz. 1889: 105, 107.
Schulte, Dr. A., Verschiedene Aufsätze in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins: 105.
Schulte, Dr. J. F. von, „Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte", Stuttg. 1881: 105.
Schulze-Delitzsch, „Die Entwickelung d. Genossenschaftswesens in Deutschland", Berl. 1870: 198, 203.
Schulze-Gävernitz, G. v., „Zum sozialen Frieden", Leipzig 1890; „Der Großbetrieb", Leipz. 1892; „Thomas Carlyles Welt- und Gesellschaftsanschauungen", Berl. 1894: 134, 214; s. a. Carlyle.
Seeck, O., „Geschichte des Unterganges der antiken Welt", Berl. 1894: 129.
Sering, M., „Die preußische Agrarkonferenz" in Schmollers Jahrbuch 1894: 256.
Shaw, A., „Ueber die Entwickelung und den derzeit. Stand d. deutschen Städte" in Century illustratet monthly Magazine Nr. 2 u. 3 von 1894, citiert nach Beil. Nr. 216 d. Allg. Ztg. von 1894: 150.
Simcox, E., „Income and expediture of the upper and middle classes since 1880" in den „Proceedings and papers of the Industrial Remuneration Conference", London 1885, citiert nach J. Wolf: 177.
Smith, A., „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes", deutsch von Dr. W. Loewenthal, Berl. 1879: 162, 210.
Soetbeer, citiert nach d. Handwörterbuch d. Staatswissenschaften, Artikel „Einkommenstatistik": 101.
Sohnrey, H., „Der Zug vom Lande", Leipzig 1894: 253; Das Land, Halbmonatsschrift, Berlin 1894; s. Wittenberg und Ammon.
Sombart, „Verhandl. d. Ver. f. Sozialpolitik", Leipz. 1887: 256.
Statistische Mitteilungen über das Großh. Baden, herausgeg. von dem Statist. Bureau, Karlsr. 1891: 121; s. a. Beiträge.

Treutlein, P., „Der Zudrang zu den gelehrten Berufsarten", Braunschw. 1889: 37.

Ujfalvy, Charles de, „Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kouch", Paris 1896: 128.

Voigt, A., „Die Organisation des Kleingewerbes" in der „Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft", Tübingen 1895; „Das Kleingewerbe in Karlsruhe", in d. Schriften des Vereins f. Sozialpolitik, Bd. LXIV, 1895: 198.
Vorster, J., „Der Sozialismus der gebildeten Stände", Köln 1894: 262.

Wagner, A., „Lehr- und Handbuch der pol. Oekonom.", Leipz. 1892 bis 94: 234.
Wahle, H., „Die naturwissenschaftl. Maske d. Sozialdemokratie", Magdebg. 1894: 28.
Waitz, G., „Deutsche Verfassungsgeschichte", Kiel 1880: 105, 107.
Wallace, A. R., „Beiträge z. Theorie d. nat. Zuchtwahl", deutsch v. A. B. Meyer, Erlg. 1870: 4, 228.
Weber, Max, „Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland", in den Schriften des Vereins f. Sozialpolitik, Leipz. 1892: 255.
Weismann, A., Verschiedene Schriften über Vererbung und damit zusammenhängende Fragen, sämtlich bei G. Fischer, Jena, von 1882 bis 1896 erschienen: 5, 6, 7, 65.
Westermarck, „Geschichte der menschlichen Ehe", deutsch v. L. Katscher u. R. Grazer, Jena 1893: 17.
Wiedersheim, R., „Ueber die Vorbildung unserer akad. Jugend an d. humanist. Gymnasien", Programmschrift, Freiburg 1894: 264.
Wittenberg, H., „Woran leidet der Landarbeiterstand in den östlichen Provinzen und mit welchen Mitteln ist ihm zu helfen?" in „Das Land" 1894, Nr. 16 ff.: 256.
Wörishoffer, F., „Die soziale Lage der Zigarrenarbeiter im Großh. Baden", Karlsruhe 1890; „Die soziale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim und dessen nächster Umgebung", Karlsr. 1891: 226.
Wolf, J., „System der Sozialpolitik", Stuttgart 1892: 113, 178, 181 Anm.

Zeitschrift des Königl. sächs. Statistischen Bureaus 94, 177, 181 Anm., 184 Anm., 186.
Ziegler, H. E., „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie", Stuttg. 1893: 15, 17, 24, 25, 28, 118, 225 Anm., 229.

Druck von Ant. Kämpfe, Jena.

University of British Columbia Library

DUE DATE

| | |
|---|---|
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |

FORM 310

712391

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY

3 9424 02002 3625

LC